WERKE: MÄRCHEN

Friedrich Wilhelm Hackländer



F. W. Hackländer's Werke.

XIII. Band.

F. W. Hackländer's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Zweite Auflage.

Dreizehnter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Märchen.



Schloß Schweigern.

In der alten Zeit, aus der sich die meisten unserer schönen Sagen und Märchen herschreiben, prangten die herrlichen Gefilde am Neckar noch nicht, wie jetzt, im Schmuck der Getreide- und Obstfelder; die Höhen bedeckte damals noch dichter, finsterer Wald, aus dem nur hie und da ein Lug in's Land, auch Langerhans genannt, wie man sie heute noch erblickt, emporragte. Doch diese alten Gemäuer, deren Thurm und Fenster jetzt mit wehendem Epheu bedeckt sind, und an deren Fuß das dichte Unkraut emporwuchert, faßten damals ein ganz anderes Leben in sich. Da hörte man nicht den fröhlichen Gesang der Weingärtner oder das Geknarr eines Wagens, der hinaus in's Feld fuhr, um die goldenen Früchte aufzuladen, sondern der Knappe, der mit eherner Pickelhaube und gewaltigem Spieß dort oben hinter der Brustwehr stand und in die Gegend hinaussah, vernahm nur zuweilen das Röhren eines Hirsches, den Schall eines Hüfthorns oder den Schlag der Axt, die einen mächtigen Eichbaum niederwarf. Der Neckar, der schöne klare Fluß, strömte, wie auch noch jetzt, zwischen den Bergen dahin; doch sahen seine Ufer keine reichen Städte oder blühende Dörfer, sondern sie waren bedeckt mit

Schilfgras und Weidengestrüpp, durch das sich nur hie und da ein kleiner Pfad wand, der Wechselgesang der Hirsche, wo diese zu Wasser gingen.

Etwas abseits von dem Flusse, ungefähr eine Stunde weit in's Land hinein, ist ein schönes Thal, rings von Bergen eingefaßt und beschützt, eine Wohnung der süßen traulichen Einsamkeit, ein Thal, ruhig und still, das klein genug war, um den vorüberziehenden Wanderern verborgen zu bleiben, und groß genug, um den Blicken seiner Bewohner die Abwechslung des dichten frischen Waldes mit grünen, saftigen Wiesen und klarem Wasser, das von den Bergen niederströmte, zu gewähren.

Von den umliegenden Bergen, die aus dem Thale sanft aufwärts stiegen, sah man weit hinaus in die Landschaft, sah den Neckar, wie er sich in tausend Krümmungen hindurchwand und endlich zwischen fernen Bergen verlor, hinter denen wieder höhere emporstiegen. Und wenn man das Alles gesehen und sich lange umgeschaut in der reizenden Gegend, die rings herum wie ein schönes Gemälde aufgerollt war, so stieg man gern wieder hinab in das Thal, denn so schön, wie dieses, war doch keines der umliegenden. Selbst die Thiere des Waldes fanden es hier am heimlichsten, und wenn zahlreiche Rudel von Hirschen und Rehen auch gerne unter den hochstämmigen Eichen der umliegenden Berge herumsprangen, so war doch im Thal selbst ihr Aufenthalt und sie kehrten am Abend in lustigen Sprüngen dahin zurück.

Aber trotz der Schönheit, mit der die Natur dies Thal geschmückt hatte, war es von keinem Menschen bewohnt und wurde vielmehr von Allen, die in diese Gegend kamen, gemieden. Die Jäger und Edelknappen der umliegenden Schlösser, wenn sie bei der Verfolgung eines Wildes in seine Nähe kamen, und im Eifer der Jagdlust eine der Höhen bestiegen hatten, von wo es hinabging, ließen dem Wild seinen freien Lauf und verfolgten es nicht weiter. Wohl schauten die jüngsten und unerfahrensten mit Begier dem enteilenden Hirsche nach

und wären ihm gern gefolgt; allein jedesmal wurden sie von den älteren Jägern zurückgehalten und den Unwissenden von der Sage erzählt, die im Munde des Volks lebte und nach der das Thal verrufen und gefährlich für Jeden sei, der es wage, die Markung zu überschreiten.

Die ältesten Knappen und Waldmeister hatten dasselbe von ihren Eltern gehört und wußten Beispiele anzuführen, daß Leute, die neugierig hinabgestiegen, nie zurückgekommen seien. Wohl habe man dieselben von Zeit zu Zeit unten im Thale wandeln sehen, auch seien sie zuweilen an den Höhen hinaufgestiegen und in ihrer ältern Tracht oft nahe zu den Holzhauern und Jägern gekommen; allein niemals hätten sie die Grenze des Thales überschritten und auf keine an sie gerichtete Frage Antwort gegeben, vielmehr wären sie kopfschüttelnd zurückgegangen, indem sie sich wie Stumme auf den Mund deuteten.

Wenn die alten Jäger so bei der Ruhe, die sie unter einem alten Eichbaum oben auf dem Berge hielten, von dem Thale drunten erzählt hatten, führten sie die jüngern an einen anderen Theil desselben, wo die Waldung etwas lichter war und letztere hinabschauen konnten. Und da sahen diese mit Verwunderung unten ein stattliches Schloß liegen, dessen Aeußeres so wohl erhalten war, daß man glauben konnte, es sei bis auf den heutigen Tag bewohnt. Die Fenster desselben glänzten im Sonnenstrahl, die Zugbrücken waren heruntergelassen, die Mauern ohne Fehl und zierlich gebaut, und selbst die Windfahnen auf dem Dach sahen neu aus, als wären sie eben erst dahin gesetzt.

Aber über diesen Gebäuden und dem weitläufigen Parke, der sie umgab, lag eine unheimliche Stille; das Wasser in den See'n schien gemalt und war unbeweglich; die Blätter der Bäume rauschten nicht, und keiner der Vögel, die um Schloß und Wald flogen, ließ seine Stimme erschallen.

Und so war es aber auch in dem ganzen Thale. Da gab das

zahlreiche Gewild, das herumlief, keinen Laut von sich, da erschallte kein Vögelgesang. Alles war ruhig und still. Nie sah man Jemand aus dem Schlosse treten, der mit der äußern Welt in Verbindung gekommen wäre. Und deßhalb wußten die Jäger und Holzhauer von den benachbarten Schlössern, die, wenn sie ihren Geschäften nachgingen, zuweilen in diese Gegend kommen mußten, schon seit den ältesten Zeiten keinen andern Namen, als den ihm das Volk wegen der Oede und Stille gegeben, und nannten es Schloß Schweigen oder später Schloß Schweigern.

Im Munde des Volkes hatte sich über Thal und Schloß eine alte Sage erhalten. Nach dieser lebte hier vor langen, langen Jahren ein mächtiger König, der eine schöne, aber sehr wunderliche Tochter hatte, die einen gar sonderbaren Schwur gethan. Wer nämlich ihr Herr und Gemahl werden wolle, müsse versprechen, sie nicht zu überleben, das heißt, wenn sie zuerst stürbe, dürfe er sich nicht scheuen, mit seiner Gemahlin sich lebendig begraben zu lassen. Durch diese sonderbare Bedingung, die im Lande so ziemlich bekannt geworden war, hielt sich Jeder abgeschreckt, um die Prinzessin zu werben, und diese sah schon mit innerlichem Grausen die Zeit heran nahen, in der ihre außerordentliche Schönheit verblühen und sich dann Niemand mehr finden würde, der so seltsame Verpflichtungen auf sich nähme. Da begab es sich, daß der Sohn eines benachbarten Königs sie sah und sich so heftig in sie verliebte, daß er auf Erden keine Ruhe mehr zu finden glaubte, als nur in ihrem Besitz. Dieser bewarb sich um die Prinzessin, worauf der König antwortete: „Wer meine Tochter heirathen will, muß sich nicht fürchten, lebendig begraben zu werden," und erzählte ihm, was die Prinzessin für einen Schwur gethan. Aber die Liebe des jungen Prinzen war so groß, daß er an keine Gefahr dachte und das Versprechen zu halten gelobte, worauf ihre Hochzeit mit großer Pracht gefeiert wurde.

Nun lebte das neuvermählte Paar eine Zeit lang glücklich und

vergnügt mit einander, da geschah es, daß die junge Prinzessin krank ward und kein Arzt ihr helfen konnte, also daß sie starb. Und als sie todt da lag, fiel dem jungen Prinzen mit Schrecken ein, was er versprochen hatte, daß er sich lebendig mit ihr wolle begraben lassen, und der alte König, aus Furcht, sein Tochtermann möchte das Versprechen bereuen, ließ alle Thore mit Wachen besetzen, damit dieser nicht entfliehen könnte, und sprach, nun müßte er halten, was er gelobt hätte.

Als der Tag kam, wo die Leiche in das königliche Gewölbe beigesetzt wurde, da ward er mit hinabgeführt und alsdann das Thor der Gruft verriegelt und verschlossen. Neben dem Sarg stand für den lebendig Begrabenen ein Tisch, darauf ein Licht, vier Laibe Brod und vier Flaschen Wein, wenn das zu Ende ging, mußte er verschmachten. Nun saß er da beim Sarg voll Schmerz und Trauer und aß jeden Tag nur ein Bißlein Brod, trank nur einen Schluck Wein und sah doch, wie der Tod ihm immer näher rückte. Da geschah es, daß er einmal aus der Ecke des Gewölbes eine Schlange hervorkriechen sah, die sich der Leiche näherte. Und weil er dachte, die Schlange käme, um die todte Prinzessin zu verletzen, zog er sein Schwert, und hieb die Schlange in vier Stücke, indem er ausrief: „so lange ich lebe, sollst du sie nicht anrühren." Ueber einer Weile sah er, wie eine zweite Schlange aus der Ecke herauskroch; doch als diese die andere todt und zerstückt da liegen fand, kroch sie eilends zurück, kam aber bald wieder und hatte drei silberne Ringe im Munde. Alsdann nahm sie die vier Stücke der getödteten Schlange, legte sie zusammen, wie sich's gehörte und steckte über jede Wunde einen der Ringe. Alsbald fügte sich das Getrennte aneinander und die Schlange regte sich war lebendig und beide eilten fort. Doch da das Loch, zu welchem sie hereingekommen waren, kaum groß genung war, um den Schlangenleib durchzulassen, so streifte die eine Schlange bei dem Hin-

ausschlüpfen ihre drei silberne Ringe ab, die auf der Erde liegen blieben.

Der Prinz, der Alles mit größtem Erstaunen angesehen hatte, dachte: Welch' wunderbare Kraft muß in diesen Ringen stecken! Haben sie eine Schlange wieder lebendig gemacht, so helfen sie vielleicht auch einem Menschen. Er hob die Ringe auf und legte einen davon auf den Mund der Todten und auf jedes Auge einen. Alsbald bewegte sich das Blut in ihrem Leib und stieg in das bleiche Angesicht, daß es sich wieder röthete. Da schlug sie zur größten Freude des Prinzen die Augen auf und sprach: „Ach Gott, wo bin ich?" — „Du bist bei mir, liebes Weib," antwortete dieser, gab ihr etwas Wein und Brod, um sie zu stärken und erzählte ihr, wie Alles gekommen und wie er sie wieder in's Leben erweckt. Da stand die Prinzessin fröhlich auf und der Prinz klopfte an die Thüre der Gruft so laut, daß es die Wachen, die aufgestellt waren, hörten und dem alten König meldeten. Dieser kam selbst und öffnete die Thüre, da standen Beide frisch und gesund, und er führte sie hinauf und erfreute sich mit ihnen, daß nun alle Noth überstanden sei. Die drei silbernen Ringe aber reihte der junge Prinz sorgfältig an eine Schnur und hing sie sich um den Hals.

Es war aber, als ob das Herz der Prinzessin, die sonst treu und gut gewesen war, seitdem ihr Mann sie durch die Schlangenringe wieder in's Leben gerufen, sich ganz umgekehrt und verändert habe, denn es dauerte nicht lange, so faßte sie eine unerlaubte heftige Neigung zu einem der Ritter des alten Königs, und die Beiden trachteten nur, den jungen Prinzen um's Leben zu bringen. Zu dem Zweck ritt die Prinzessin eines Tages mit ihrem Gemahl zum Jagen in den dichten Wald und verließ ihn da wie von ungefähr; denn dort hatte sie Meuchelmörder versteckt, die plötzlich über ihn herfallen und ihn umbringen sollten. Obgleich deren viele waren, so gaben doch die drei silbernen Ringe dem jungen Prinzen eine solche Kraft, daß er sie alle darniederschlug und unverletzt seine

Gemahlin wieder fand. Dieser erzählte er, was ihm eben passirt, und als sie sich fälschlich darüber verwundert und erfreut stellte, daß er eine so große Anzahl Mörder habe niedermachen können, vertraute er ihr unvorsichtiger Weise, wie ihm, so lange er die Schlangenringe bei sich trage, kein Leid geschehen könne. Dies merkte sich das böse Weib und mischte eines Tages, als der alte König gerade abwesend war, einen Schlaftrunk, den ihr Gemahl trinken mußte, worauf sie ihn beredete, auf dem tiefen See, der vor dem Schlosse lag, mit ihr eine Spazierfahrt zu machen.

Kaum hatte sie sich mit jenem Ritter in den Nachen gesetzt, als der junge Prinz in einen tiefen Schlaf versank. Alsbald nahm die Prinzessin eine Scheere zur Hand und durchschnitt die seidene Schnur, um so die drei silbernen Ringe zu bekommen. Allein sie benahm sich so ungeschickt dabei, daß die Ringe durch ihre Finger glitten und in den tiefen See fielen. Zu gleicher Zeit hatte der Ritter den armen Prinzen erfaßt und über den Nachen hinaus in's Wasser geworfen, wo dieser sogleich untersank und nicht wieder zum Vorschein kam. Kaum hatten sie auf diese Art das Verbrechen begangen, so war es, als sei der böse Zauber von der Prinzessin gewichen; sie schauderte vor ihrer Unthat zurück, warf sich auf die Knie und gerieth in die schrecklichste Verzweiflung. Als sie wieder in's Schloß zurückgekommen waren, eilte sie dem alten König entgegen und bekannte ihr Verbrechen. Dieser aber sprach: „Wenn du das gethan hast, ist keine Gnade für dich; dein Gemahl hat für dich sterben wollen, und du hast ihn im Schlafe umgebracht. Darum sollst du deinen verdienten Lohn haben." Da ward sie hinaus an den See getragen und hineingeworfen, so daß sie elend ertrinken mußte. Der alte König aber legte sich nach drei Tagen hin und kam vor lauter Gram zu sterben. Doch ehe ihn der Tod erreichte, sprach er wegen der Unthat seiner Tochter einen schrecklichen Fluch über das Schloß aus; auf daß es in Freude und Lust nicht mehr bewohnt würde, bis jener Fluch gelöst sei. — —

So erzählte die alte Volkssage und setzte noch hinzu, in Mitten des See's, wo der arme Prinz versank, sei eine Pflanze mit schwarzen Blättern emporgewachsen, die blutroth gesäumt seien, und auf deren klaren Wellen zeige sich bisweilen ein schwarzer Schwan, das sei die junge Prinzessin, die in entsetzlicher Trauer über ihr Verbrechen umherschwimmen müsse, bis der Zauber gelöst sei. Doch wie dies geschehen könne, wußte Niemand.

Das Alles hatte sich, wie gesagt, vor langen Zeiten begeben, und man wußte selbst nicht einmal genau, ob Thal und Schloß Schweigern jetzt noch einen Herrn habe oder nicht. Niemand kümmerte sich darum, und da in jenen Zeiten wie überall, so auch an den Ufern des Neckars, auf viel Land wenige Menschen kamen, so ließ man das Thal links liegen und vergaß es allmälig. Die Wege, die früher hingeführt, überwuchsen nach und nach mit Gras und Unkraut oder es erhoben sich sogar mächtige Bäume auf denselben, mit ihren starken Aesten die Eingänge in's Thal gleich eisernen Gittern verschließend.

Und doch lebte noch Jemand auf der Erde, dem Schloß Schweigern als rechtmäßige Erbschaft zugefallen war. Allein dieser hatte selten nach dem Erbgute Erkundigungen eingezogen, und wenn er es gethan, so waren die Nachrichten, die er darüber erhielt, nicht einladend genug, um dem unbekannten Besitzthum einen Besuch zu machen. Wäre er ein alter, lebensmüder Herr gewesen, der die Welt genugsam kennen gelernt hat und der das lustige, muntere Hofleben so durch und durch genossen, daß ihm eine stille Einsamkeit, wo ihn nichts mehr an frühere Lustbarkeiten und Thorheiten erinnerte, wohlthuend gewesen wäre, so hätte er sich vielleicht entschlossen, das Gut einmal näher zu besehen und den Rest seiner Tage in der einsamen Gegend zu verbringen. Aber so war der Herr und Besitzer von Schloß Schweigern ein junger lebenslustiger Graf, der auf seiner Burg an der Donau hauste, wo Tag um Tag mit lustigen Spielen und Turnieren hingebracht wurde, und dem

nichts auf der ganzen Welt so zuwider war, als Einsamkeit und Stille. Oft kam im Geräusche der Jagd oder in einer lustig durchtanzten Nacht unter ihm und seinen Freunden das Gespräch auf Schloß Schweigern, und die jungen Herren unterließen dann nicht, ihre witzigen Bemerkungen darüber zu machen. Wenn sie auch der Sage, daß keiner, der die Markung jenes Thales überschritten, zurückkehren könne, sondern in beständigem Schweigen dort sein Leben verbringen müsse, nicht unbedingt glaubten, so wagte man doch in damaligen Zeiten nicht, mit einem Zauberspuk zu spotten und keiner hätte es gewagt, das Schloß zu besuchen, wo den muntern jungen Herrn etwas so Schreckliches wie Schweigsamkeit für's ganze Leben gedroht hätte.

Graf Raimund, so hieß der Erbe von Schloß Schweigern, zog es daher vor, als er einmal glaubte, eine Luftveränderung könne ihm nicht schaden, an den Hof eines benachbarten mächtigen Königs zu reiten, von dem man erzählte, daß neben drei wunderschönen Töchtern, die seinen Hof schmückten, derselbe ein Sammelplatz der edelsten Ritter und Geschlechter der ganzen Welt sei. Graf Raimund, dem sein Vater in der eisernen Truhe des Schlafgemachs eine gute Summe von vollwichtigen Goldmünzen hinterlassen, rüstete sich und seine Knappen auf's Prächtigste zu der Reise: Alles strotzte von Gold, Sammet und Seide und den Panzer des Grafen konnte man bei Sonnenlicht nicht ansehen, solche Strahlen warf die eingelegte Goldarbeit auf dem spiegelglatten Stahlgrunde. Die Zügel der Rosse waren mit köstlichen Steinen besetzt, die Stangen und Stegreife von edlem Metall und die Trompeten der Herolde, die den Bannerträger umgaben, bestanden aus purem Silber.

So zog der Graf an einem schönen Morgen in die Königsburg ein, angestaunt von allen Edlen und Grafen, die dort versammelt waren. Der befanden sich gerade in diesem Augenblicke nicht wenige da, und weil heute eben ein großes Fest gefeiert

wurde, gleichfalls in sehr prächtigem Aufzuge. Der König vermählte nämlich seine beiden ältesten Töchter an benachbarte Königssöhne und hatte deßhalb für acht Tage die unerhörtesten Lustbarkeiten ausschreiben lassen.

Als Graf Raimund einritt, saß Seine Majestät, umgeben von dem Hofstaat, in seinem Thronsaal und empfing die Gäste. Zu beiden Seiten saßen seine ältesten Töchter und etwas weiter zurück die jüngste, die sich als Unvermählte noch nicht so den Blicken der versammelten Ritterschaft aussetzen durfte.

Daß diese jüngste Prinzessin nicht ebenfalls auch schon verheirathet war, lag weniger daran, daß sich keine Bewerber um sie gemeldet hatten, als vielmehr, daß zu viele um sie geworben hatten. Man konnte aber auch in der That nicht leicht eine angenehmere und wohlthuendere Erscheinung sehen. So liebevoll und sanftmüthig das Herz der Prinzessin war, so war auch ihr Aeußeres, und all' die Tugenden und guten Eigenschaften, mit denen sie geschmückt war, drangen nach Außen und wirkten unwillkürlich auf ihre ganze Umgebung. Wo sie sich befand, oder wo sie gerade hinkam, schwand aller Hader und Zwist. Die Fäuste der wilden Ritter, die oft in Streit gerathend, schon die Griffe ihrer Schwerter gefaßt hatten, öffneten sich wieder und fuhren an's Herz, das beim Erscheinen der Prinzessin unruhig zu schlagen begann. Jedes Gesicht klärte sich auf und alle Schatten des Unmuths verschwanden wie dunkle Gewitterwolken, wenn ein Sonnenstrahl sie durchbricht. Deßwegen liebte der König aber auch diese jüngste Tochter vor allen und freute sich, in den vielen Bewerbern, die sich für sie fanden, eine Ursache zu haben, sie bei sich zu behalten; denn er sagte, er wolle keinem wehe thun, indem er dem andern seine Tochter gebe. In Wahrheit aber wäre der Verlust der Prinzessin für den König ein unersetzlicher gewesen, denn Niemand als sie verstand es, ihn in verdrießlichen Stunden aufzuheitern, was ihr oft blos mit dem anmuthigen Lächeln in ihren Zügen gelang. Die Hof-

beamten behaupteten sogar, dies holde Lächeln und die freundlichen Worte, die sie dabei sprach, wirkten auch auf die schweren Träume, die den König oft beim Nachmittagsschlaf quälten, denn wenn er sich auf dem seidenen Lager herumwarf, beugte sich die Prinzessin über ihn, küßte ihm sanft die Stirn und flüsterte leise, worauf die finsteren Mienen, die ihm die Träume verursachten, plötzlich entschwanden und er in einen ruhigen Schlaf versank.

Doch wir kehren in den Audienzsaal zurück, wo die Herolde fleißig ihre silbernen Trompeten gebrauchen und die Pauken jedesmal einen raschen Wirbel erschallen lassen, sobald von dem Oberceremonienmeister ein neuer Name genannt wird, dessen Besitzer in reichem Kleide bei dem König und den Prinzessinnen vorbeischreitet, sich verbeugt und alsdann unter dem großen Haufen, der den König und die Prinzessinnen umgibt, verliert. Für letztere, besonders für die jüngste Prinzessin, waren diese Vorstellungen sehr langweilig. Schon hundertmal sah sie dieselben ehrenfesten Ritter vor sich wandeln, ohne mehr dabei zu denken, als ob die Farben des Kleides auch gut zusammen paßten, oder wie schön der und der von diesem und jenem beim letzten Turnier in den Sand gelegt worden sei. Sie sah alle gleich freundlich und theilnehmend oder theilnahmlos, wie man will, an und schien selbst nicht einmal die feurigen Blicke, die von den benachbarten Königssöhnen oder reichen Fürsten neben dem Papa vorbei auf sie zudrangen, zu bemerken. Wenigstens schaute sie dem jungen blühenden Ritter, der sich ihr zu Liebe auf's Beste geschmückt hatte, ebenso freundlich und unbefangen in's Auge, wie einem alten, dem sie schon als Kind auf den Armen der Wärterin an dem langen grauen Barte gezupft hatte.

Jetzt schmetterten die Trompeten auf's Neue, die Pauken wirbelten lustig darein, und an den Thüren des Saals wurden fremde unbekannte Farben sichtbar. Es war Graf Raimund mit seinem Gefolge, der glänzend, wie der junge Tag, und schön und schlank,

wie eine Tanne des Hochwaldes, durch den Saal schritt und auf's Neue Aller Augen auf sich zog. Er beugte vor dem König ein Knie, und bat um die Vergünstigung, bei den Ringelrennen und Turnieren, die ausgeschrieben seien, zu Ehren der hohen Vermählten einen Speer brechen zu dürfen. Der König bewillkommte ihn auf's Freundlichste, und Graf Raimund, der sich eines Armes von Stahl bewußt war, blickte, als er sich von dem König erhob, forschend im Kreise der Ritter umher, ob ihm da nicht eine besonders kräftige Gestalt in's Auge falle, an der er sich nachher versuchen könne. Doch wenn er auch diese Musterung mit festen Blicken und etwas trotzigem Gesicht begonnen, so hatte er noch nicht die Hälfte des Kreises, der den König umgab, angeschaut, als sein Blick alle Sicherheit verlor und seine gebietenden Züge plötzlich den Ausdruck der tiefsten Unterwürfigkeit annahmen. Er hatte die Prinzessin erblickt, die den schönen Grafen ebenso verwundert ansah und zum ersten Mal in ihrem Leben die Verbeugung eines Mannes mit einer kleinen Befangenheit im Auge und einem leichten Erröthen erwiderte. Das war ein wichtiger Augenblick für Beide, und wenn das Ehrenfräulein der Prinzessin nicht ebenso unerfahren gewesen wäre, wie ihre Gebieterin, so hätte sie wohl gewußt, warum diese, als der Hof aus einander und in seine Gemächer ging, so zerstreut gewesen wäre und auf ganz gewöhnliche Fragen die verkehrtesten Antworten gab.

Aber dem armen Grafen erging es noch schlimmer, denn der tiefe Blick, den er in das schöne Auge der Prinzessin gethan, hatte sein ganzes Denken und Fühlen umgewandelt. Er erwachte wie aus einem langen Traume und ein neues glänzendes Licht, das in seinem Herzen aufgegangen, schien von seiner Brust trübe, düstere Schleier zu entfernen, die sein ganzes Denken und Trachten bisher eingehüllt. Er dachte jetzt mit Trauer und Beschämung an die vielen Stunden, die ihm sonst im Toben der Jagd und im Kreise der lustigen Freunde so schön erschienen waren, und es war ihm,

als hätte er alle Tage, ehe er die Prinzessin gesehen, gar nicht verlebt. Sein Pferd und seine Waffen waren ihm in diesem Augenblicke nur deßhalb lieb und werth, weil er sie mit noch größerer Tapferkeit als sonst zu führen hoffte, um sich so durch Niederwerfung aller Gegner vor der Prinzessin bemerkbar zu machen. Beides gelang ihm auch. Die neu erwachte Liebe stählte seinen ohnehin schon starken Arm noch mehr und es wurde am Hof des Königs kein Turnier gehalten, in welchem Graf Raimund nicht einen Preis errungen hätte. Fast alle bewährten Ritter wußten von seiner Faust zu erzählen, denn beim Turnier schien eine wahre Wuth über den Grafen zu kommen, und wen er mit dem Speer traf, der mußte zu Boden, da half kein Gott. Wenn die Festlichkeiten noch wenige Tage länger gedauert hätten, würde der Hof des Königs ein wahres Spital geworden sein, und von den mannhaften Rittern wenige übrig geblieben, um den Fackeltanz mit aufzuführen.

Aber trotz diesen Heldenthaten, die Graf Raimund täglich verübte, war er doch selbst nie so sehr überwunden worden, als gerade jetzt. Die Fesseln, womit ihn die Prinzessin umwunden, wurden immer fester und erpreßten ihm manchen Seufzer. Ach, der tapfere Graf war nur für den Augenblick des Turniers ein Held; wenn er in seine Gemächer zurückkehrte und entwappnet war, sank er seufzend und klagend in seinen Sessel und blickte gegenüber nach den Fenstern der Königsburg, wo seine Sonne, sein Leben wohnte. Aber auch die Prinzessin schaute jetzt öfter als sonst zu den Fenstern hinaus, und die Zofen wußten lange nicht, warum ihre Gebieterin so plötzlich an den alten Mauern drüben Geschmack gefunden habe. Auch sie war seit einiger Zeit ganz verändert, blickte nicht mehr jedem unbefangen und freundlich in's Gesicht, sondern schlug oft ganze Minuten lang die Augen nieder, heftete sie dann wohl mit ungemeiner Innigkeit gedankenlos auf einen alten Panzer, der in der Ecke des Saals hing, erröthete, wenn Graf Raimund in's Gemach trat, und

erbleichte, wenn man von ihm sprach, kurz, die Stunde der guten Prinzessin hatte ebenfalls geschlagen.

In der ersten Zeit hatte das liebende Paar Niemand, dem es seine Noth klagen konnte. Es geht den vornehmen Personen darin weit schlimmer, als den geringen. Der Graf, wenn er sich auch in einsamen Stunden manchen Blick der Prinzessin, manches Lächeln zu seinem Vortheil zusammen zu reimen suchte, stürzte doch den Augenblick darauf diese glänzenden Luftschlösser wieder um, glaubte nicht an sein Glück, von der Prinzessin geliebt zu werden, und war der Unglückseligste aller Sterblichen. Wenn es auch der Prinzessin in einem Punkte besser erging, und sie wohl an dem Benehmen Raimunds sah, was er für sie fühlte, so war sie doch auf der andern Seite viel mehr gefesselt, und mußte auf ihre Mienen und Worte genauer Achtung geben, um den Zustand ihres liebenden Herzens nicht in einem unbewachten Augenblicke vor dem Papa, den Schwestern oder dem Grafen zu verrathen.

Dieser hatte nur einen einzigen vertrauten Freund bei Hofe, ein biderber Ritter, der mehrere Züge in das heilige Land gethan. Diesem erzählte er an einem schönen Morgen seine ganze Leidensgeschichte. Anfänglich stutzte derselbe ob der vermessenen Idee, daß sein Freund sein Auge zur Tochter des Königs erhoben, doch da er wußte, daß sich die Liebe nicht gebieten läßt, versprach er dem Grafen seine Hülfe, und hatte auch bald Mittel und Wege entdeckt, durch die er erfuhr, daß die Prinzessin das Bild seines Freundes ebenfalls mit der glühendsten Liebe in ihrem Herzen aufgestellt hatte. Diese Nachricht, die den Grafen Raimund im ersten Augenblick vor Freuden außer sich brachte, räumte manche Schranke, die sich der Annäherung der beiden Liebenden entgegen gestellt, hinweg und in kurzer Zeit sahen sie sich zum ersten Mal ohne Beisein des ganzen Hofes. Der Graf stürzte der Prinzessin zu Füßen, schwor, ohne sie nicht leben zu können, und nachdem hin und wieder einige Thränen geflossen, reichte sie ihm die Hand, und nahm ihn, vorläufig wenigstens im

Geheimen, zu ihrem Ritter an. Doch war damit noch nicht viel gewonnen und wenn auch in phantasiereichen Augenblicken Graf Raimund sich Hoffnung machte, daß ihm der König doch vielleicht seine jüngste und geliebte Tochter zur Gemahlin geben würde, so fielen diese schimmernden Plane bei kälterem Beleuchten wieder gänzlich zusammen und die beiden Freunde gestanden sich, daß sie vor einer weiten Kluft stünden, die auszufüllen oder zu überschreiten wohl unmöglich sein würde.

Und so war es auch. Nicht so bald hatte der König durch geschäftige Zwischenträger, die sich überall unberufen eindrängen, von einem Einverständniß erfahren, das zwischen seiner Tochter und dem Grafen Raimund stattfinden sollte, als er in einen gelinden Zorn ausbrach und in einer vertraulichen Stunde die Prinzessin ausforschte. Hier sah denn nun der König zu seinem Schrecken ein, daß sich die Sache wirklich so verhalte und das Herz der Tochter sehr zwischen väterlicher Liebe und der Treue, die sie dem Grafen zugeschworen, schwanke. Da nun eine Verbindung zwischen Beiden das Letzte war, woran der König in seiner Ueberraschung dachte, so bemerkte er dem Grafen in einer Unterredung, es schiene ihm sehr, als bedürften seine weitläuftigen Güter der unmittelbaren Aufsicht ihres Herrn, und da Raimund diesen Wink verstand, so wurde er nicht wenig bestürzt, und empfahl sich mit halb gebrochenem Herzen dem Könige zu fernerer Gnade und weiterem Wohlwollen.

Mit welchen Gefühlen der Graf in seine Wohnung zurückkam und dem Freunde Bericht erstattete über alle fehlgeschlagenen Hoffnungen, kann man sich leicht denken. Sein Stolz erlaubte ihm nicht, auch nur einen Tag länger bei Hofe zu bleiben, und das Schlimmste war, daß er nicht einmal mehr Gelegenheit fand, die Prinzessin zu sehen. Ihr nochmals Liebe und Treue bis zum Grabe zu schwören, mußte er seinem Freund überlassen und konnte nur

der nachblickenden Geliebten durch Farben der Feldbinde und Kleidung seine traurigen Gefühle kund geben.

So zog er am folgenden Morgen aus; seine Herolde bliesen wehmüthig das Lied:

„Im Grab ist Ruh'“

und der schöne Graf, der in den reichsten, prächtigsten Gewändern eingeritten war, verließ das Hoflager in kohlschwarzer Rüstung und in einer Feldbinde von himmelblauer Farbe als Zeichen der Treue.

Wie sehr hatten sich seine Gedanken, ja sein Herz verändert, seit er seine lustige Burg an der Donau verlassen. So traurig sich auch jetzt sein Leben zu gestalten begann, so kam ihm doch sein damaliges Treiben unter seinen Freunden noch viel schaaler und nüchterner vor; denn das Bild, das er jetzt in seinem Herzen trug, war, wenn auch mit Trauer umgeben, doch von einem kleinen Hoffnungsstrahl beglänzt, und füllte all' sein Denken so süß aus, daß er andern Gegenständen auch nicht den kleinsten Platz gönnen mochte.

Wenn er sonst von Streifzügen heimkehrte, dachte er mit Lust an seine stattliche Burg und freute sich, seine Pferde, Mannen, ja selbst seine Hunde wieder zu sehen, allein jetzt dachte er mit Unmuth an alle diese Sachen und an das laute Getümmel seiner Freunde, und wäre viel lieber für sich geblieben, um seinen stillen Träumereien ungestört nachhängen zu können. Während er in diesen Gedanken gesenkten Hauptes die Straße dahin ritt und seinem Rosse die Zügel ließ, fiel ihm plötzlich sein nie betretenes Besitzthum, das einsame Schloß Schweigern, ein. Er suchte in seinem Gedächtniß all' die Erzählungen zusammen, die man ihm von dem schönen stillen Thale gemacht, erbaute sich daraus einen Aufenthalt, der ihm zu seiner betrübten Gemüthsverfassung sehr passend erschien, und führte augenblicklich den Gedanken aus, sich auf den Weg nach seinem

Schlosse Schweigern zu machen. Die Schaar seiner Knappen und Reisigen wußte anfänglich nicht, warum der Graf sein Roß nach einer ihnen unbekannten Gegend hinwandte, und folgte ihm mehrere Tage lang, bis sie zu den Ufern des Neckars kam, wo ihr der Graf seinen Entschluß kund that.

Anfänglich stutzte das Gefolge nicht wenig und versuchte es, den Grafen von der Vermessenheit abzuhalten, in jenes verrufene Thal zu dringen, dessen stille Schrecknisse den Jüngern aus dem Munde der Aelteren bekannt waren. Allein da der Graf fest auf seinem Vorhaben bestand und all' denen, die ihn verlassen wollten, freien Urlaub bewilligte, befand sich kein Einziger, der seinen Herrn im Ernst hätte verlassen mögen, und alle erklärten sich bereit, ihm nöthigen Falls in die Hölle zu folgen.

Nachdem der Trupp an den Ufern des Neckars eine Weile ausgeruht hatte, schickte der Graf einen Reisigen nach einigen jener Wartthürme hinauf, die an den Ufern des schönen Flusses standen, und erbat sich Jemand, der ihm den Pfad nach Thal und Schloß Schweigern zeige. Bei dieser Bitte bekreuzte sich anfänglich die edle Knappenschaft droben, und erst als sie hörten, daß der rechtmäßige Besitzer von Schloß Schweigern dort unten halte, sandten sie einen hinab, der dem Grafen querfeldein vorritt. Bald sah die kühne Schaar eine Bergkette vor sich liegen, welche ihnen der Knappe als die Höhe bezeichnete, die das Thal Schweigern umschließt. Auch gab er ihnen die ungefähre Richtung an, nach welcher sie hinreiten müßten, um einen der Wege zu finden, die früher in's Thal geführt, beurlaubte sich dann von dem Grafen, wandte sein Roß und sprengte im vollen Galopp den Weg nach seiner Heimath zurück.

Graf Raimund, der viel zu sehr mit der entfernten Geliebten beschäftigt war, um an gefährliche Abenteuer, die ihm hinter jenen Bergen aufstoßen könnten, zu denken, ritt ruhig die Höhe hinan. Ihm folgte zwar die Schaar seiner Reisigen, doch sah man an den

Vorbereitungen, die hie und da gemacht wurden, daß die Ruhe, welche die Brust ihres Herrn ausfüllte, bei ihnen nicht sehr zu finden war. Der Eine schnallte seine Pickelhaube fester, der Andere lüftete das Schwert etwas in der Scheide und ein Dritter setzte sich im Sattel zurecht und faßte die Hellebarde. So hatten sie die Höhe erstiegen und sahen vor sich einen Hohlweg, der in's Thal hinabführte, aber fürchterlich verwahrlost war. Die Eichen und Buchen, die an seinen Seiten wuchsen, hatten sich mit Wurzel und Krone gegen einander geneigt und den Hohlweg mit dichtem Geflechte ausgefüllt, so daß sich der Graf selbst einen Augenblick bedachte, ob er mit seinem Pferde durchkommen könnte. Indessen machte er den Versuch, und wie er die Zweige berührte, schienen sie sich von selbst auseinander zu thun und ließen ihn und die Schaar ungehindert durch.

Stillschweigend ritten sie immer tiefer hinab, und den Wald, der die Thalwände bedeckte, verlassend, traten sie auf frische grüne Wiesen hinaus, die von klaren Wasserbächen durchschnitten waren, und sahen vor sich ein stattliches Schloß liegen. Die Furcht, allerlei seltsamen Schrecknissen zu begegnen, sowie die unheimliche Stille, die auf dem ganzen Thale ruhte, hatte die Schaar der Knappen und Reisigen eingeschüchtert, und keiner wagte es, den Mund zu öffnen. Doch jetzt, als sie die sichern Mauern einer Burg vor sich liegen sahen, kehrte ihnen der frische Muth wieder und die Trompeter setzten ihre silbernen Hörner an den Mund, um beim Einreiten ein lustiges Stücklein zu blasen. Allein o Schrecken! so große Meister sie auch auf ihren Instrumenten waren und so sehr sie sich anstrengten, recht schön zu blasen, so brachte doch keiner einen Ton hervor. Sie setzten mit neuer Kraft an, daß ihnen die Gesichter blau aufliefen, aber vergebens! Kein Laut unterbrach die unheimliche Stille. Bestürzt sahen sich Alle um und wollten in lauten Worten ihr Schrecken über dies Wunder kund geben, als die ganze Schaar ein neues Entsetzen befiel,

denn keiner konnte ein Wort hervorbringen: alle waren stumm geworden.

Graf Raimund, der vorn an der Spitze ritt, wandte sein Pferd, um einen Blick in die herrliche Gegend zu werfen, als er die unruhigen, verstörten Gesichter seiner Knappen sah, und im Begriffe, sich nach der Ursache zu erkundigen, auch ohne Antwort gleich darüber belehrt wurde; denn auch er konnte kein Wort von seinen Lippen bringen. Von dieser Entdeckung nicht sehr erbaut, blickte er gleichfalls bestürzt zurück, und sah, wie die letzten der Knappen einen vergeblichen Versuch machten, dem Thal zu entrinnen; denn die zusammen gewachsenen Gebüsche, die ihnen so bereitwillig den Eingang gestattet, hatten sich wieder zusammen geschlossen und machten somit den Rückzug unmöglich.

So gefangen, wandte der Graf kopfschüttelnd sein Pferd gegen das Schloß und ritt, von der bestürzten Schaar umgeben, durch das gewölbte Thor in den Hof. Hier war Alles auf's Beste eingerichtet und in der schönsten Ordnung, und so sehr sich auch die Reisigen ängstlich in allen Ecken umsahen, ob nicht ein neues Unheil sie überfallen werde, so fand sich doch hier so wenig Unnatürliches, daß sie nach kurzem Bedenken ihre Pferde absattelten und in die geräumigen Ställe zogen.

Der Graf, von seinem Stallmeister gefolgt, erstieg die Treppen des Schlosses und wandelte durch einen langen Gang, der mit einer Sammlung der seltensten und stärksten Hirschgeweihe geschmückt war, einer Reihe Gemächer zu, die freilich etwas altmodisch, aber auf das Prächtigste eingerichtet waren. In einem der letzten, dessen Fenster eine Aussicht auf den großen, aber verwilderten Park gewährten, ließ Raimund sich die Waffen abnehmen, und erkor dies Zimmer zu seinem Schlafgemach. Auch die Knappen, die in dem untern Theil des Schlosses herumstöberten, beruhigten sich einigermaßen, als sie Alles so wohnlich fanden und endlich sogar an eine wohlgefüllte Speisekammer geriethen, die an eine große Küche stieß,

deren sonderbare Geräthschaften aus einer uralten Zeit herzustammen schienen. Noch mehr aber stieg ihre Zufriedenheit mit dem alten Schlosse, als sie an eine offene Kellerthür kamen und auf einer steinernen Treppe in ein großes Gewölbe hinabstiegen, wo eine Menge großer und kleiner Fässer in schönster Reihe neben einander ruhten.

Anfänglich schien es ihnen etwas sonderbar, daß die hölzernen Reifen und Dauben verfault waren, wofür sich aber der Wein ein eigenes Faß geschaffen, indem sich unter demselben ein faustdicker Weinstein angesetzt hatte.

Da auf diese Art die ganze Schaar in dem Thal Schweigern nichts weiter vermißte, als sich durch Worte ausdrücken zu können, so fanden sie sich bald in jenen Zustand und lernten sich in kurzer Zeit durch Pantomimen so vortrefflich verstehen, als hätten sie sich von Jugend auf nie anders mit einander unterhalten. Auch der Graf fing an, sich in seiner stillen Verbannung heimisch zu finden. Störte ihn doch kein Gelärm der Hüfthörner, kein Geschrei der Dienstleute oder das Gebell der Hunde in seinen Gedanken an die entfernte Geliebte, der er jeden Augenblick die herzlichsten Grüße zusandte. Seine Waffen hatte er bei Seite gestellt und beschäftigte sich mit der Knappenschaar in dem großen Park, den er bald zu einem reizenden Aufenthalt umschuf. Es war, als habe der Zauber, der über dem Thal Schweigern ruhte, auf die Pflanzen und Bäume vortheilhaft eingewirkt, denn mit der geringsten Mühe keimten und sproßten überall die wundervollsten Gewächse empor. Das Schloß mit seinen Terrassen und dem Park glich in Kurzem einem üppigen Blumengarten und war so traulich und wohnlich geworden, daß der Graf nichts vermißte, als die Nähe des Bildes, das sein ganzes Herz ausfüllte. Aber daß er von der Gebieterin seines Herzens auch nicht die geringste Nachricht erhalten konnte, vermehrte seinen Kummer. Schon oft hatte er versucht, einen seiner vertrautesten Reisigen mit einer Botschaft an den Hof des Königs

zu senden, aber der böse Zauber ließ keinen hinaus und alle kehrten unverrichteter Sache in's Schloß zurück.

So saß er eines Tages in dem Park unter seinen Blumen und unterhielt sich mit ihnen, wie mit der entfernten Geliebten. Ihm war das schneeweiße, sammtartige Blatt der Lilie der herrliche Grund ihres lieben Gesichtes, die heimliche Farbe der duftigen Nachtviole blickte ihn still und liebend an, wie in der glücklichen Zeit ihre schönen Augen, und die eben aufgebrochene purpurrothe Rose hauchte ihre wunderbaren Wohlgerüche an sein Gesicht, und es war ihm, als vernähme er in dem zarten Duft eine heimliche Klage, ein leises Flüstern, das ihm von ihren Grüßen sprach. So saß er in Träume versunken da, als eine von den schneeweißen Tauben, deren Flug um das Schloß und den Park er oft zugesehen hatte, sich auf seine Schultern setzte und den Kopf an seine Wangen lehnte. Er streichelte das hübsche Thierchen und fühlte plötzlich unter seinen Fingern einen kleinen goldenen Reif, den die Taube an ihrem Hals befestigt hatte. Rasch untersuchte er das Halsband und glaubte anfänglich, Noa's Bötin habe auch ihm ein Blatt der Hoffnung von der fernen Geliebten gebracht. Doch fand er nichts an dem Ringe, als einen kleinen Haken, an dem man einen Brief zu befestigen pflegt. Nicht so bald hatte er diesen entdeckt, als ihm diese Taube wie ein Wink des Schicksals vorkam, um durch sie einen neuen Versuch zu machen, der Geliebten die Versicherung seiner unwandelbaren Treue zukommen zu lassen. Gedacht, gethan. Er beschrieb in kurzen Worten seinen Aufenthalt im Schlosse Schweigern, sprach von dem Schmerze seines Herzens, die Geliebte nicht zu sehen, und vielleicht auf ewig von ihr getrennt zu sein, befestigte dies Blättchen an dem Haken des Ringes und ließ das Thier auffliegen. Sogleich erhob sich die Taube hoch in die Luft, schwang sich höher und höher, und der Graf sah mit Entzücken, wie sie bald die Grenzen des verzauberten Thales verlassen hatte und sich in der Ferne verlor.

Am Hofe des Königs hatte sich indessen auch seit dem Abzug des Grafen Raimund Vieles und Trauriges zugetragen, und der König, der geglaubt hatte, sobald der Graf entfernt sei, würde seine Tochter diesen bald vergessen haben, sah zu seinem Schrecken ein, daß er sich sehr geirrt. Von dem Tage an, wo die Herolde des Grafen zum Abschiede bliesen:

„Im Grab ist Ruh'"

war es, als habe die arme schöne Prinzessin diesen Gedanken erfaßt und fände an dem lauten Getreibe des Hofes kein Behagen mehr. Ihre feurigen Augen erloschen, ihr munteres Wesen verschwand, und nicht genug, daß sie die Launen des Königs durch ihr freundliches Geplauder nicht mehr verjagen konnte, mußte dieser sich dazu entschließen, die trüben Stunden der Prinzessin zu erheitern, was er denn auch mit allen möglichen Trost- und Vernunftgründen zu thun versuchte, sich dabei anfänglich aber wohl hütete, des Einzigen, der ihrem Herzen wirklich Trost bringen konnte, zu erwähnen. Doch nicht lange war das Vaterherz des Königs im Stande, den Schmerz seines liebsten Kindes mit anzusehen. Ueberdies bemühte sich der Freund des Grafen, der bei dem Herrn in hoher Gunst stand, ihn zum Guten zu bewegen, wodurch der König am Ende erweicht wurde und geneigt schien, dem Grafen seine Tochter zur Gemahlin zu geben.

Mit dieser guten Botschaft schickte der Freund sechs Reitende nach einander mit Briefen der Prinzessin an den Grafen ab, von denen jeder ein Postscriptum des vorangegangenen war. Allein Alle kehrten nach wenigen Tagen unverrichteter Sache mit der Nachricht zurück, der Graf sei weder auf seine Burg an der Donau heimgekehrt, noch habe er Botschaft gesandt, wo er hingeritten sei. Jetzt erhob sich der Jammer von Neuem und der gute König, der durch die Thränen seiner Tochter am Ende selbst auf den Gedanken gebracht wurde, der Graf habe sich ein Leid gethan oder sei gegen

die Ungläubigen gezogen, machte sich heimliche Vorwürfe, daß er doch ein wenig zu hartherzig gewesen.

Wer weiß, ob die Prinzessin in ihrem Schmerz nicht in ein Kloster gegangen wäre, wenn nicht noch zu rechter Zeit, als sie Abends auf ihrem Balkon saß und Thräne um Thräne dem verlorenen Geliebten nachsandte, die Taube von Schloß Schweigern mit der Botschaft angelangt wäre, wo sich der Graf befände und welcher Zauber ihn gefangen halte. So erfreut die Prinzessin und selbst der König über diese Nachricht war, so war doch dem Letztern der Umstand, daß der Graf sich nicht persönlich bei Hofe einfinden könne, recht unangenehm, und um das Ceremoniell nicht zu verletzen, beschloß er endlich, in eigener Person nach Schloß Schweigern zu ziehen und dort die Vermählung vollziehen zu lassen.

Der Freund des Grafen ritt noch an demselben Tage dem Neckar zu, um Raimund die glückliche Wendung seines Schicksals zu erzählen. Einige Tage darauf ließ auch der König seinen ganzen Hofstaat rüsten und zog mit vieler Pracht und Gepränge von dannen. Die Prinzessin ritt einen weißen Zelter und hatte ihre ganze muntere Laune wieder erhalten. Sie lebte sichtlich wieder auf und wußte ihres Entzückens kein Ende. So zogen sie dahin und am Abend wurden prächtige Zelte aufgeschlagen, unter welchen sich der ganze Hof lagerte, um die Nacht zu verbringen. Doch schien der Mond so hell und es war der Prinzessin so wohl um's Herz, daß sie unmöglich einschlafen konnte. Sie trat deßhalb vor's Zelt und setzte sich nieder, um ihre Träume dahin vorauszuschicken, wo das Liebste verweilte, das sie auf der Welt besaß. So hatte sie noch nicht gar lange gesessen, als sie über sich etwas rauschen hörte, und in die Höhe blickend, einen mächtigen Adler gewahrte, der in weiten Kreisen über ihrem Haupte schwebte. Anfänglich blickte sie dem Fluge des großen Vogels mit Vergnügen zu, doch als er sich immer tiefer herabsenkte, ward es ihr unheimlich und sie wollte aufstehen, um in's Zelt zurückzukehren. Doch plötzlich

ließ sich der Adler herab, umschwebte sie mit rauschendem Flügelschlag ganz nahe, so daß die arme Prinzessin nicht von der Stelle konnte. Bestürzt blickte sie den Vogel an und verwunderte sich nicht wenig, als er ehrerbietig den Kopf neigte und sie anredete. „Schönste Prinzessin," sprach er, „vergib, daß ich dich beunruhige; doch sah ich hoch in der Luft, wie hier unten im Mondschein das goldene Krönlein so herrlich glänzte, das du auf deinem Haupte trägst, und mich faßt ein unüberwindliches Verlangen, solches für mein Weib, die Frau Adlerin, zu erbitten. Ich kenne dein gutes Herz, und würde dir, wenn du meine Bitte gewährst, dafür sehr dankbar sein."

Als die Prinzessin den Vogel so anständig reden hörte, verlor sie alle Furcht, indem sie innerlich über die Eitelkeit des Adlers, daß er seine Frau mit einer Krone schmücken wollte, lächeln mußte. Aber sie machte das Geschmeide von ihrem Haupte los, und reichte es dem Vogel. Dieser nahm es mit seinen Krallen, bedankte sich auf's Zierlichste und schwang sich den Wolken zu, wo er bald verschwunden war.

Die Prinzessin blickte ihm nach und als sie darauf wieder in's Zelt gehen wollte, bemerkte sie, daß vor ihr auf der Erde etwas Glänzendes lag. Sie betrachtete es näher und sah, daß es eine glänzend schwarze Feder des Adlers war. Sie hob sie auf und nahm sie mit sich in's Zelt.

Den folgenden Tag zog der ganze Hofstaat weiter und lagerte sich den Abend wieder auf einem großen freien Plan unter den Zelten. Die Prinzessin, die sich ihres gestrigen Abenteuers erinnerte, setzte sich abermals in den Mondschein und dachte in ihrem guten lieben Herzen an die Freude, welche die Frau Adlerin über das Krönlein haben würde, blickte dabei zufällig aufwärts, und sah mit Erstaunen, daß der Adler wieder über ihrem Haupte schwebte und sich langsam herabließ. Er kam näher, verneigte sich wieder vor der Prinzessin; allein heute hatte sein Auge einen traurigen Aus-

druck, als er ihr sagte: „ach, gnädigste Prinzessin, du wirst deine Güte gegen mich verwünschen, denn ich komme auf's Neue, dich um etwas zu bitten. Die Frau Adlerin hat dein Krönchen so nach ihrem Geschmack gefunden, daß sie mich quälte, dich auch um deine Halskette zu bitten, die herrlich dazu passen würde. Ich kenne dein gutes Herz und würde dir, wenn du meine Bitte gewährst, dafür sehr dankbar sein."

Die Prinzessin, die auf's Neue über den Stolz der Frau Adlerin lächeln mußte, mochte in ihrem guten Herzen dem bedrängten Vogel seine Bitte nicht abschlagen, sondern löste ihre Halskette und gab sie dem Adler, der alsbald damit verschwand, nachdem er auf's Herzlichste gedankt hatte. Auch diesmal ließ er wieder eine Feder zurück, welche die Prinzessin zu der ersten steckte.

Der andere Tag brachte sie an das Ziel ihrer Reise. Sie erreichten den schönen klaren Neckar und lagerten sich so, daß sie vor sich die Höhen erblickten, welche Thal und Schloß Schweigern umgaben. Hier, so im Angesichte des Ortes, wo ihr künftiger Gemahl weilte, konnte die Prinzessin gar nicht in dem Zelte verbleiben, sondern trat hinaus und schickte manche Grüße jenem Thale zu. Wenn sie auch an den Besuch des Adlers von gestern und vorgestern dachte, so hätte sie sich doch nicht träumen lassen, daß er heute wieder kommen und nochmals um Etwas bitten würde. Und doch war dem so. Kaum hatte sie den schönen Vollmond einen Augenblick angesehen, so rauschte es über ihrem Haupte, und der Adler senkte sich wieder herab, sah aber noch viel verdrießlicher und unmuthiger aus, als gestern. „Ach, gütigste Prinzessin," sprach er, „ich werde vor deinem Herzen als sehr unverschämt erscheinen, denn Frau Adlerin hat mich so lange gequält, bis ich ihr versprach, dich auch noch um deine Armspange zu bitten, damit das ganze schöne Geschmeide vollständig sei. Wenn ich nicht dein gutes Herz kennte, würde ich diese Bitte nicht ge-

wagt haben, doch sei versichert, daß ich dir aus allen Kräften dafür dankbar sein werde."

Die gute Prinzessin mußte jetzt doch über den Stolz der Frau Adlerin herzlich laut lachen, machte aber ihre Armspange los und reichte sie dem Vogel, der sich in Danksagungen ergoß und vergnügt gen Himmel flog, nachdem er eine dritte Feder zurückgelassen hatte, welche die Prinzessin gedankenlos aufhob und zu den zwei erstern steckte. Dann ging sie in's Zelt zurück und schlief mit der Hoffnung, den Grafen Raimund morgen wieder zu sehen, recht froh und glücklich ein.

Dieser war indessen durch die Ankunft seines Freundes nicht wenig überrascht worden und zugleich ungemein entzückt über die frohe Botschaft, die er ihm mitgebracht. Da es aber dem biedern Ritter nicht besser erging, als dem Grafen Raimund und der ganzen Knappenschaar, indem er beim Eintritt in's Thal Schweigern stumm wie ein Fisch wurde, so hatten die Beiden anfänglich manche Schwierigkeit, sich zu verständigen, denn die sonderbare Zeichensprache, die im Schlosse angewendet wurde, war dem Neuangekommenen gänzlich fremd.

Graf Raimund wußte sich vor Entzücken über sein Glück nicht zu fassen. Zum ersten Mal befahl er den Knappen, ihre Waffen zu putzen und in guten Stand zu setzen, und eilte dann stündlich hinaus an die Grenze seines Thales, um nach dem anrückenden Zuge auszuspähen. Alles in Schloß Schweigern war in der größten Thätigkeit und bemühte sich, Burg und Park auf's Beste herauszuputzen; ja es war, als wüßten selbst die leblosen Gegenstände, wen sie zu empfangen hätten, denn die Blumen hatten nie so herrlich geduftet, nie in so schönen Farben geprangt, wie gerade an diesem Tage. Selbst in die uralten Eichen und Buchen schien die Begierde gefahren, sich gegen die einreitende Prinzessin galant zu zeigen, denn die alten Stämme, die sonst mit ihren Zweigen mürrisch den Weg versperrten, streckten diese höher empor und bildeten

über dem Haupteingang zu Schloß Schweigern einen natürlichen schönen Schattenweg.

Auf der Höhe des Berges, wo man den Neckar sehen konnte und wo die Grenze von Thal Schweigern war, die des mächtigen Zaubers halber Niemand überschreiten konnte, ließ der Graf einen ungemein zierlichen Pavillon erbauen, der zur Hälfte auf seinem Grund und Boden stand und dessen andere Hälfte darüber hinausging, um den König und sein Gefolge aufzunehmen, die nicht Lust hatten durch den Eintritt in's Thal Schweigern auf Gott weiß wie lange Zeit stumm zu werden.

An einem schönen Abend erblickte der Graf endlich den glänzenden Zug, wie dieser sich zwischen den Bergen an den Ufern des Neckars hervorwand und in der Ebene lagerte. Ihm war das Herz so voll, sowohl vor Entzücken, seine geliebte Braut wieder zu sehen, als auch, weil ihm eine innere Stimme sagte, daß allein durch der Prinzessin treues reines Wesen der Zauber von Schloß und Thal Schweigern genommen werden könnte. So in angenehmen Träumen verging die Nacht, und der erste Strahl der aufsteigenden Morgensonne sah sämmtliche Reisige und Knappen von Schloß Schweigern in ihren glänzenden geputzten Rüstungen im innern Theil des Pavillons aufgestellt. Jetzt bewegte sich auch der Zug des Königs näher und nach den ersten herzlichen Begrüßungen von beiden Seiten ging der Act der Vermählung mit aller für die Verhältnisse möglichen Pracht vor sich. Allein ehe dies geschah, konnte der König nicht unterlassen, seine geliebte Tochter nochmals mit einer feierlichen Rede auf Alles das aufmerksam zu machen, was sie verlasse, wenn sie jene Grenze beträte, sowie auf das mancherlei Unangenehme, was ihrer dort harre, worin er vor Allem die fatale Schweigsamkeit für's ganze Leben recht scharf hervorhob. Allein die Treue und Liebe der Prinzessin zu dem Grafen war so groß, daß sie dieser Worte nicht achtete. Sie sank ihrem Vater unter einigen

Thränen nochmals an die Brust und trat über die Grenze von Thal Schweigern ihrem Gemahl entgegen, ein Schritt, der von dem ganzen Hofstaat mit einem lauten Ausruf des Erstaunens begleitet war; denn Alle hatten geglaubt, wenn die Prinzessin die stumme Gesellschaft drüben erst recht ansehe, würde sie ihren Entschluß schon ändern.

Kaum hatte die Prinzessin ihrem Gemahl die Hand gereicht, als sich ein großes Wunder begab, indem sie durchaus nicht stumm geworden war, sondern in deutlichen klaren Worten ihre herzliche Freude über ihr Glück kund that. Den Ehrendamen, die der Prinzessin folgten, und dem Troß der Kammerjungfern ging es nicht so gut; denn so sehr sich diese auch bemühten, den Zurückgebliebenen ihre besten Grüße in die Heimath mitzugeben, so konnte doch keine derselben einen Laut hervorbringen und ihre komischen Anstrengungen zu sprechen, brachten auf beiden Seiten trotz des schmerzlichen Abschieds einige Fröhlichkeit hervor.

Der König, sehr erfreut und entzückt, daß die Prinzessin nicht die Sprache verloren, ertheilte ihr nochmals aus der Entferuung seinen Segen und zog zufriedener von dannen.

Indessen kehrte mit der Ankunft der Prinzessin in Schloß Schweigern ein neues fröhliches Leben dort ein. Es war, als sei die Luft um Feld und Bach würziger geworden und als blühten die Blumen mit verdoppelter Pracht. Allen, besonders dem Grafen, that es unendlich wohl, wieder eine menschliche Stimme zu hören und besonders die der Prinzessin, die so sanft und melodisch war, daß Jedem, der sie hörte, das Herz vor Freude erzitterte.

So lebte das edle Paar glücklich und vergnügt in ihrer Einsamkeit, und die Beschäftigungen im Park, die der Graf früher allein versah, theilte er jetzt mit der Prinzessin, unter deren Hand Alles schöner und herrlicher gedieh. Auch verschmähte sie es nicht, mit ihm hinauszureiten in den Wald und dem lustigen Springen der Hirsche und Rehe zuzusehen, die bei ihrem Erscheinen zutraulich näher kamen,

als wüßten sie, daß der Jagdspieß des Grafen es nicht wagen würde, ihnen ein Leid zu thun.

Im Parke, der das Schloß umgab, war unter hohen Platanen und Buchen eine Stelle, wo die Prinzessin am liebsten verweilte. Dort sah man Thal Schweigern vor sich ausgebreitet liegen, und der Blick schweifte mit Entzücken über die kleinen Bäche, die es durchschnitten, oder flog die Thalwände hinauf, die aus grünen frischen Wiesen bestanden, woran sich die dichten Waldungen reihten, deren wechselnde gezackte Grenze sich freundlich abzeichnete. Von diesem Platze führte ein Weg abwärts bis an den Fuß des kleinen Hügels, auf welchem Schloß Schweigern lag und wo allem Anschein nach ein kleiner See liegen mußte. Allein bis zu dieser Stelle hatte weder der Graf, noch einer aus der Knappenschaar je dringen können, denn am Ende des Weges hemmte ein undurchdringliches Gebüsch jeden weitern Schritt, sogar jeden neugierigen Blick. Schon oft hatte man versucht, einen Theil des Gebüsches niederzuhauen, das wie eine Laube jenen See einfassen mußte, und dessen Zweige gleichfalls oben zusammen gewachsen waren, aber vergebens. Da saß eines Abends die Prinzessin auf ihrem Lieblingsplatze und war in Träumereien versunken, wie schön das Thal erst werden müsse, wenn der Zauber von ihm genommen sei und es wieder mit der äußeren Welt in Verbindung treten könne.

So denkend, stand sie auf und wandelte den Weg hinab bis an jenes Gebüsch und sah, wie sie sich ihm näherte, zu ihrer nicht geringen Verwunderung vor sich durch die dichten Zweige einen kleinen Weg, der ihrem Blick gestattete, den klaren, aber regungslosen Spiegel eines See's zu entdecken. Im ersten Augenblick wollte sie umkehren, doch wurde sie durch eine unsichtbare Macht vorwärts getrieben, betrat den kleinen Pfad, der nie zuvor da gewesen war und der sie an das Ufer jenes kleinen See's führte. Wie wuchs aber hier ihr Erstaunen, als sie auf demselben in der Mitte des Wassers eine Pflanze sah, deren Blätter kohlschwarz und nur mit einem kleinen ro-

then Streifen gesäumt waren, und einen Schwan bemerkte, der ebenfalls schwarz war und beständig in weiten Kreisen um jene Pflanze schwamm.

Dieser Anblick, sowie der ganze See, dessen Wasser durch die überhängenden Zweige dunkel gefärbt schien, war so unheimlich, daß die Prinzessin gern wieder umgekehrt wäre; doch sie vermochte es nicht, vielmehr setzte sie sich ganz willenlos auf eine der kleinen Steinbänke, die am Ufer standen, und so sehr sie auch ankämpfte gegen eine gewaltige Müdigkeit, die sie überfiel, sank sie doch in einen tiefen Schlaf. — —

Da war es ihr im Traume, als schwämme der schwarze Schwan ganz nahe an's Ufer und erzählte ihr, er sei eine verzauberte Prinzessin, die ihren Mann, der sie treu und wahr geliebt, verrathen und um's Leben gebracht hätte; sie sei deßhalb zur Strafe von ihrem Vater hieher verwünscht, so lang in Trauer und Verzweiflung auf dem einsamen See zu verweilen, bis sich eine Königstochter fände, die durch innige Treue und Liebe gegen ihren Gemahl im Stande sei, den Zauber zu lösen. „Dein Anblick, schöne Schwester," fuhr der Schwan fort mit trauriger Stimme zu singen, „hat nach einem Jahrtausend vergeblichen Wartens die Hoffnung in mir rege gemacht, daß sich der Zauber bald lösen könne. Daß du deinen Geliebten nicht vergaßest, ist ein Beweis deiner Treue, sowie, daß du ihm in dies verzauberte Thal folgtest, ein Zeichen deiner innigen Liebe. Auch muß dein Herz gänzlich rein und klar sein, denn sonst würden dir die Gebüsche, die diesen See umgeben, wie jedem Andern, den Eintritt verwehrt haben. Doch trotzdem fehlen noch drei gewaltige Sachen, ohne welche der Zauber, der uns gefangen hält, nicht schwinden kann. Diese sind ein Tropfen vom Wasser des Lebens, ein Samenkorn der Blume Rok und ein Hauch jenes warmen Windes, der über das glückliche Arabien weht. Aber diese drei Dinge sind nur dem möglich zu erlangen, der nicht nur gegen seine Nebenmenschen stets freundlich und mildthätig war, sondern auch

durch Güte und Herzlichkeit es vermochte, daß ihm die Thiere in den Lüften und auf der Erde zu Dank verpflichtet sind."

So träumte die Prinzessin und als sie wieder erwachte und den Schwan ruhig wie vorher auf dem See umher schwimmen sah, gedachte sie der Worte, die er zu ihr gesprochen, und ging still und sinnend dem Schlosse zu. Ihrer unwandelbaren Liebe und Treue gegen den Gemahl, sowie eines reinen Herzens war sie sich wohl bewußt. Doch wie sie die drei Dinge, die außerdem zur Lösung des Zaubers erforderlich waren, herbeischaffen sollte, wußte sie nicht. Wie sie so darüber nachdachte, fielen ihr auf einmal die drei Adlerfedern in die Hände, die sie seit jenen Abenden bei Seite gelegt und nicht mehr beachtet hatte. Plötzlich kam ihr der Gedanke, ob sie nicht die Dankbarkeit des Vogels, die ihr dieser so sehr gerühmt, in Anspruch nehmen solle. Voll von diesem Gedanken, entschlief sie und beim Erwachen am andern Morgen beschloß sie, einen Versuch zu machen, ob sie den Adler durch die drei Federn herbeiwünschen könne, und ob sie wohl im Stande sei, den Zauber von Schloß Schweigern zu lösen.

Am Abend wandelte sie einsam und allein dem See zu, dessen Umgebungen ihr wieder bereitwillig den Durchgang gewährten, und setzte sich auf dieselbe Steinbank wie gestern. Sie nahm eine der Adlerfedern und sprach dabei den Wunsch aus, daß sich der Vogel ihrer erinnern und aus den hohen Wolken droben herabkommen möchte. Kaum hatte sie diesen Wunsch ausgesprochen, so rauschte es über ihrem Haupte, und der Adler schwang sich eilig herab, sie mit freundlichen Worten begrüßend. „Schöne Prinzessin," sagte er, „ich hoffe, du hast mich gerufen, um jetzt deinerseits eine Bitte auszusprechen, und es freut mich sehr, dir meine Dankbarkeit bezeigen zu können." Die Prinzessin entgegnete ihm hierauf, daß sie eine große, kaum zu erfüllende Bitte an ihn habe, die in nichts Geringerem bestünde, als in Herbeischaffung eines Tropfens vom Wasser des Lebens. Der Vogel verneigte sich ehrerbietigst und versicherte mit großer

Freundlichkeit, daß ihm die Gewährung dieser Bitte eine Kleinigkeit sein würde. Er nahm eine der Adlerfedern, schwang sich in die Wolken und war bald ihren Blicken entschwunden. Der schwarze Schwan schien diese Verhandlungen verstanden zu haben, näherte sich dem Ufer, wo die Prinzessin saß, sah sie lange an, und als er gewahrte, daß er ihre Aufmerksamkeit erregt, nahm er mit seinem Schnabel einen Tropfen Wasser aus dem See, schwang sich über die Pflanze und ließ den Tropfen darauf fallen.

In weniger als einer Minute kehrte der Adler zurück und trug in seinem Schnabel das verlangte Wasser, das er auf das Geheiß der Prinzessin, die den Schwan wohl verstanden hatte, ebenfalls auf die Pflanze tröpfeln ließ. Kaum war dies geschehen, so verliefen die rothen Bänder und die schwarzen Blätter in einander und es wurde eine helle, freundlich grüne Farbe daraus.

Auf gleiche Art bat die Prinzessin den Adler, ein Samenkorn der Blume Rok herbeizuholen, sowie einen Hauch des warmen Windes, der über das glückliche Arabien weht, was dieser auch Beides in weniger als einer Minute brachte. Kaum war das Samenkorn auf die Pflanze im See gefallen, als sich in Mitten derselben eine große Knospe erhob, über welche der Adler alsbald den Hauch jenes fruchtbringenden Windes hinströmen ließ. — —

Da brauste ein gewaltiger Donner durch das Thal Schweigern und die Wellen des See's, die früher spiegelglatt gewesen waren, gährten in furchtbarer Empörung. Mit heftigem Knall zerplatzte die Knospe der Pflanze und aus ihr wuchs eine Blume, die aus einem einzigen großen Blatte bestand, das von purpurrother Farbe war, und auf welchem drei silberne Ringe glänzten. Noch zweimal wiederholten sich der betäubende Donnerschlag und das gewaltige Brausen des See's so heftig, daß die arme schöne Prinzessin die Augen schloß und in tiefe Ohnmacht dahin sank.

Aber auch im Schlosse Schweigern hatte man das heftige Prasseln des Donners gehört und Alle, vom Grafen bis zum niedrigsten

Stalljungen, durchbebte dabei ein freudiger Schreck, denn anstatt daß sie sonst bei dergleichen Veranlassungen ihre Empfindungen in Zeichen kund gaben, gelang es ihnen zum ersten Mal wieder, ein lautes Wort von sich zu geben. Der Graf fuhr von seinem Sessel auf und wunderte sich sehr, seinen Stallmeister fragen zu können, woher aus heiterer Abendluft der plötzliche Donnerschlag gekommen sei. Die Zofen und Ehrendamen ließen ihre Arbeit fallen und kreischten laut auf. Dem Kellermeister, der eben einen Schluck über Durst thun wollte, fiel mit einem lauten Fluch das Glas aus der Hand, und ein paar Stalljungen, die sich sehr unvollkommen durch Geberden gezankt hatten, wunderten sich sehr, daß sie plötzlich ihren Streit mit den nöthigen Schimpfworten begleiten konnten.

Die erste Frage des Grafen, als er wieder auf seinen Sessel zurückgefallen, war nach der Prinzessin, und als er über den Corridor nach ihrem Zimmer eilte, begegneten ihm schon die Ehrendamen, die ihre Herrin gleichfalls suchten und in den Park liefen, wohin sie vor einiger Zeit gegangen sei. Alle suchten die Prinzessin auf ihrem Lieblinsplatz, und der Graf, der zuerst dorthin kam, war sehr erschreckt, sie nicht dort zu finden, und ebenso überrascht, am Fuß des Hügels das Gebüsch verschwunden zu sehen. Doch an seiner Stelle erblickte er einen stillen klaren See, der mit schönen Rosen umgeben war, die über einer Steinbank zu einer großen Laube zusammengewachsen waren, unter welcher die Prinzessin saß. Diese erwachte in dem Augenblick von ihrer Ohnmacht und sank ihrem Gemahl mit Freudenthränen an die Brust. Sie erzählte ihm mit kurzen Worten, auf welche Art sie den Zauber von Thal und Schloß Schweigern gelöst. Alles Unheimliche und Finstere des See's war verschwunden, hoch in den Lüften schwebte ein mächtiger Adler und über einer purpurnen Wolke, die gen Osten zog, schifften emsig ein paar weiße Schwäne. Der See selbst war wieder klar und ruhig geworden und am Ufer, wo die Prinzessin saß, schaukelte das rothe Blumenblatt mit den drei silbernen Ringen.

Da dem Grafen wohl die Sage von den drei heilbringenden Schlangenringen bekannt war, und er durch die Erzählung seiner Gemahlin wußte, daß dieselben bei der Entzauberung von Thal und Schloß Schweigern wieder aus der Tiefe des See's emporgestiegen waren, so hielt er sie gar hoch und that daran nicht Unrecht; denn ihre Zauberkraft ging auf ihn und die Prinzessin über, und wenn sie vorher schon von Jedermann geliebt waren, so fühlte sich jeder jetzt doppelt wohl und glücklich, dem es vergönnt war, in ihrer Nähe zu weilen. Auch nahm der Graf die drei silbernen Ringe in sein Wappen auf, wo sie noch bis auf den heutigen Tag im rothen Felde zu sehen sind.

Das Zwergennest.

Es war einmal ein Mann, der war seines Handwerks ein Weber, das heißt, er bekam von den Kaufleuten in der Stadt Seide und Wolle, aus denen er zu Haus auf seinem Webstuhl schöne Zeuge zu verfertigen wußte. Da ihm das Leben in der Stadt, selbst bei der ärmlichsten Kost und der schlechtesten Wohnung, für sein Bischen Verdienst zu theuer gekommen wäre, so hatte er sich nach einer anderen Wohnung außerhalb umgesehen und endlich eine gefunden, die, wenn auch nichts weniger als bequem oder schön aussehend, ihn doch so ziemlich gegen heftigen Regen und rauhes Wetter schützte.

Diese seine Wohnung stand nämlich in der Nähe eines benachbarten Dorfes und war eine baufällige, schlechte Hütte, die an ein altes Gemäuer geklebt war. Von dem Gemäuer sagte man, daß es in uralten Zeiten ein Gefängnißthurm gewesen sei und zu einer weitläufigen Burg gehört habe, deren Ruinen man noch auf einem benachbarten Fels sah. An diesen Gefängnißthurm nun hatte früher der Schäfer des Orts von alten Balken und schlechten Brettern ein kleines Haus gebaut und darin gewohnt, um seine Schafe zu

beaufsichtigen, die sich gern zwischen den alten Mauern herumtrieben und denen das fußhohe, saftige Gras zwischen den schwarzen, halb verbrannten Steinen gut zu schmecken schien.

Doch hatte der Schäfer hier noch nicht gar lange gehaust, als ihn ganz bedenkliche Umstände zwangen, seine kleine Wohnung zu verlassen. Oftmals nämlich, mitten in der Nacht, gerieth seine Schafheerde, die sich theils bei seiner Hütte, theils in dem alten Schloßhofe gelagert hatte, in eine solche Verwirrung und solchen Aufruhr, als seien ein Dutzend Wölfe unter sie hineingerathen. Die armen Schafe blöckten jämmerlich und fuhren in einer wahren Todesangst aus einander, dahin und dorthin, wo ihnen eben gerade eine Oeffnung in den Mauern des alten Schlosses den Durchgang gestattete. Alsdann mußte der Schäfer aus Leibeskräften rufen und pfeifen, allein trotz dem war keins von den sonst so folgsamen Thieren, das seiner Lockung Gehör gegeben hätte und zurückgekommen wäre. Vielmehr sahen diese in ihrer Angst nicht auf den Weg, den sie nahmen, und da kam es denn nicht selten, daß sie zwischen die Felsen stürzten und jämmerlich umkamen. Die Hunde des Schäfers, die bei Tage schon manchmal den Wolf tüchtig zerzaust und zurückgetrieben hatten, zogen bei diesem Spektakel, der mitten in der Nacht losging, ihre Schwänze ein, heulten vor Angst und waren weder durch Prügel noch gute Worte dahin zu bringen, unter die Schafe zu gehen und sie ordentlich zurück zu bringen. Der Schäfer, gerade auch nicht der furchtsamste Mensch, war über den Verlust seiner Schafe in Verzweiflung und deßhalb sehr wachsam und gleich bei der Hand, so oft so ein toller Spektakel wieder anfing, was meistens in einer Vollmondnacht geschah, und obgleich es dann so hell war, daß er seine ganze Umgebung überblicken konnte, so sah er doch nie das Geringste, weder Wölfe noch böse Menschen, die seine Schafheerde in Unordnung hätten bringen können. Wohl aber meinte der Schäfer, wenn er so zwischen den unruhigen Thieren hin und her lief, als höre er bald hier bald

dort ein leises Lachen oder den Jagdruf: Halloh, halloh! wie ihn die Jäger ausstoßen, wenn sie das Wild in den Wäldern vor sich her jagen.

Nachdem der Schäfer mit mehreren Leuten des Dorfs, die beim Verlust ihrer Schafe anfangs auf den Hirten selbst Verdacht hatten, viele Vollmondnächte gewacht und diese den Spektakel mit eigenen Augen gesehen, auch das leise Lachen und den Hallohruf mit eigenen Ohren gehört hatten, waren alle darüber übereingekommen, daß es die Wichtelmänner oder Zwerge seien, die schon seit undenklichen Zeiten in den benachbarten Felsen und Gründen wohnten und sich hier zum Schaden der Menschen auf ihre eigene Faust ein Jagdvergnügen veranstalteten. Es war nicht das erste Mal, daß die Zwerge hervorkamen und den Menschen durch ihre Spiele und lose Streiche so offenbaren Schaden zufügten. Gesehen hatten sie alte und auch jüngere Leute schon häufig, besonders die, welche auf die nahe liegenden Orte zum Jahrmarkt gingen oder sonst in der Umgegend Geschäfte hatten. Diese Leute mußten nämlich an gewissen Orten, gewöhnlich kleinen grünen Waldthälern, vorbei, die mit frischem grünem Moos bedeckt, von uralten Bäumen umgeben waren. Stand in der Mitte eines dieser Plätze ein einzelner großer Baum, dessen weit ausgestreckte Zweige eine Art von Laubzelt bildeten, so war solch ein Ort der Sammelplatz der Wichtelmänner und sie kamen hier bei dem ersten Strahl des Mondes, der über die Berge stieg, schaarenweise zusammen, um ihre Tänze auszuführen. Schon oft erzählten alte Jäger, die bei Verfolgung eines Hirsches noch spät in der Nacht sich einem solchen Platze genähert, daß sie die höchst wunderbaren Spiele der Wichtelmänner gesehen, und wußten von den zierlichen hohen Sprüngen, dem allerliebsten Tanz und den pfeilschnellen Wendungen der kleinen Zwerge und Zwerginnen nicht genug zu sagen. Nur mußte sich solch ein unberufener Zuschauer so still wie möglich verhalten und gut verborgen sein, damit ihn das scharfe Auge der Zwerge nicht erspähte,

denn sonst hörten diese oft mitten im Tanze auf, verschwanden und rauschten durch die Luft davon, wobei sie ein Geräusch machten, wie ein starker Bienenschwarm, der über ein Blumenfeld hinzieht.

Zuweilen passirte es auch einem solchen Neugierigen, der sich gar zu unvorsichtig genähert, daß ihm beim Verschwinden der Elfen von unsichtbaren Händen eine solche Anzahl unsichtbarer, aber sehr fühlbarer Ohrfeigen verabreicht wurde, daß er betäubt dahin fiel und am andern Morgen mit braunen und blauen Flecken aufstand.

Lange hatten die Elfen so ziemlich entfernt von den Dörfern ihr Wesen getrieben, doch da die Wälder immer mehr und mehr gelichtet und besonders die alten starken Bäume abgehauen wurden, hatten sie ihre Tanzplätze bei alten Gemäuern aufgeschlagen, die in steinigem, unfruchtbarem Boden standen und von den habsüchtigen Menschen in Ruhe gelassen wurden. Hierdurch wurde es nun schwerer, den nächtlichen Tänzen derselben zuzuschauen, denn durch das Vertreiben aus ihren einsamen Waldthälern waren sie vorsichtiger geworden und tanzten selten dem menschlichen Auge sichtbar, auch wurden sie durch den Vorwitz der Menschen boshafter und es gelang selten mehr einem Sterblichen, ihnen unbeachtet und ohne geprügelt zu werden, zuzusehen. Hierdurch war allmählig der Glaube an das kleine Volk etwas verschwunden, und selbst wenn ein neugieriger Bursche am andern Morgen braun und blau geschlagen erschien, und seine Abenteuer, die er mit den Wichtelmännern gehabt, erzählen wollte, so lachte man ihn gewöhnlich aus und meinte, der Deckel der Bierkanne würde wohl seine Nase blutig geschlagen haben.

Bei dem Vorfall mit dem Schäfer wurde man aber wieder auf die kleinen Männer aufmerksam, und sah erst, nachdem den Besitzern der Heerden ein bedeutender Schaden zugefügt war, daß man nothwendig den Wichtelmännern das Feld räumen und sie in ihrem Zufluchtsort, dem einsamen Gemäuer, zufrieden lassen müsse. Der Schäfer verließ demnach seine Hütte und wurde anderwärts unter-

gebracht, wo es sich alsbald an seinen Schafheerden zeigte, daß die Wichtelmänner sehr versöhnlicher und im Grunde auch gutmüthiger Natur seien, denn als diese auf die vorhin erzählte Art ihren Spiel- und Tummelplatz von dem Blöcken und Scharren der Schafe befreit fanden, ließen sie durch geheime Zaubersprüche oder wer weiß was sonst, die Heerden des Dorfs dergestalt gedeihen, daß deren Besitzer für die verlorenen Schafe bald vollkommen entschädigt waren.

Mittlerweile stand die Hütte des Schäfers leer und da sie vordem schon in nicht sehr wohnlichem Zustand gewesen war, so zerfiel sie immer mehr; die Fenster waren zertrümmert und Sonne, Mond, Regen und Wind machten von allen Seiten im Innern derselben Besuche. Trotz dem hatten sich die Wände, welche aus Rasenstücken bestanden, auf's Beste erhalten, denn sie waren zu einem Ganzen zusammengewachsen. Obendrein war die Hütte von Sträuchern und Kräutern in Menge umgeben, so daß sie von Weitem wie ein grüner Hügel oder wie ein großes Vogelnest aussah und im Zusammenhang mit den Wichtelmännern von den Leuten im Dorf das Zwergennest genannt wurde, und die Burg auf dem benachbarten Berge die Zwergenburg.

So hatte das Häuschen eine lange Zeit leer gestanden, bis der Weber, von dem ich oben erzählte, nach langen Wanderjahren in seine Heimath zurückkehrte. Da alle seine nahen Verwandten und Bekannten unterdessen gestorben und seine Eltern vor ihrem Tode arm geworden waren, so wollten sich die noch übrigen entfernten Verwandten des armen jungen Mannes keineswegs annehmen und Niemand that nur einmal so viel für ihn, um ihm eine elende Kammer zu vermiethen, worauf er seinen Webstuhl hätte aufschlagen und sich von seiner Hände Arbeit ernähren können. Dies Benehmen hatte freilich noch einen andern Grund, denn der Vater des Webers, der ein Waldschütz gewesen war, hatte die Tochter eines Köhlers geheirathet, die mit heilkundigen Kräutern sehr Bescheid wußte, und deßhalb von den Leuten für eine Zauberin aus-

geschrien und gemieden wurde, obgleich sie Niemanden etwas Böses that. Von diesem Glauben war auch ein guter Theil auf den Sohn übergegangen, über den die andern Weiber des Dorfs, als er noch ein Knabe war, schon neidisch und erbost waren. Denn wenn ihre eigenen Kinder elend und krank aussahen, so strotzte Konrad, so hieß der Sohn des Waldschützen, von Fülle und Gesundheit und war das schönste Kind, das man nur sehen konnte. Da seine Eltern glücklicher Weise so lange lebten, bis er seine Lehrzeit bei dem Webermeister in der Stadt durchgemacht und auf die Wanderschaft gehen konnte, so hatte er auch so lange keine Noth zu leiden und brauchte nicht für sich selbst zu sorgen. Doch kaum hatten die Eltern an seiner fleißig durchlebten Lehrzeit ihre Freude gehabt, kaum hatten sie aus der Fremde einige Mal einen Brief von ihm erhalten, worin er ihnen schrieb, wie auch dort die Meister mit ihm zufrieden seien, so starben Beide rasch nach einander und hinterließen ihm gar nichts: denn ihr Bischen Hausrath, was sie sonst noch hatten, wurde von den habsüchtigen Nachbarn für die Kosten des ärmlichen Begräbnisses an sich gerissen. Endlich kam Konrad, der sich unterdessen in mancher Herren Länder umgesehen hatte, zurück und wollte in der Heimath seinen Webstuhl aufschlagen; doch wie schon gesagt, von ihm wollte keiner etwas wissen, und wenn nicht die mächtige Liebe, die jeden an die Heimath fesselt, in ihm besonders stark gewesen wäre und ihn zurückhielt, den Ort zu verlassen, wo seine beiden Eltern begraben waren, so würde er schon am ersten Tage seiner Zurückkunft dem Dorfe den Rücken wieder zugekehrt haben und auf's Neue in die Welt hinausgegangen sein. Allein so lief er geduldig verschiedene Mal der Reihe nach bei den Leuten des Dorfs vorbei, um eine Wohnung für sich zu finden, und wurde von den bösen Menschen nicht selten mit rauhen Worten abgewiesen. Unter Anderm sagte ihm einer: er habe keinen Platz für ihn übrig, und wenn er denn durchaus in dem Dorfe bleiben wolle, so solle er droben zu den Zwergen gehen, die wür-

den ihm vielleicht mit Vergnügen und für billigen Miethzins das Zwergennest überlassen. Ohne auf diese Spöttereien zu achten, erinnerte sich plötzlich der Weber der kleinen Hütte, in welcher er als Knabe so oft gespielt und die er bei seinem Eintritt in's Dorf mit ihrem grünen Dach und Wänden wie früher an dem Gefängnißthurm gesehen hatte, und ihm kam plötzlich der Gedanke, daß es vielleicht nicht so übel wäre, den aus bösem Herzen gegebenen Rath zu befolgen.

Eilig machte er sich daher auf den Weg, öffnete die morsche Thüre der Hütte, die ihm anfangs einigen Widerstand leistete, und sah zu seiner großen Freude, daß das Innere des kleinen Häuschens wohl sehr baufällig war, aber mit einiger Mühe und Arbeit sich recht gut wieder herstellen ließe. Sogleich begann er die Holztrümmer, das Laub und den Staub aus dem Innern zu entfernen, ging dann nach der Stadt, holte von dort einige seiner alten Freunde, die ihres Handwerks Zimmerleute, Glaser und Dachdecker waren, und brachte mit deren Hülfe das Zwergennest bald in eine solche Verfassung, daß es ein stattliches Aussehen bekam und er getrost in demselben seinen Webstuhl aufschlagen konnte.

Die bösen Leute im Dorf sahen diesen Anstalten und Zurichtungen mit nicht geringer Verwunderung zu, lachten aber dabei in ihr Fäustchen und freuten sich, daß der arme Konrad bald wieder ausziehen würde, wenn einmal die Zwerge von seinem Dasein Kunde erhalten hätten. Obgleich der Weber selbst sich oft der Erzählungen erinnerte, die im Munde des Volks von dem Zwergennest lebten, so war er doch durch seine vielen Wanderschaften, auf denen ihm nie etwas Unheimliches passirt war, ganz von dem Glauben an dergleichen Wesen zurückgekommen und dachte in der ersten Nacht, die er in seinem Häuschen zubrachte, an ganz andere Sachen, als an das Erscheinen der Zwerge, die kommen könnten, ihn in seinem kleinen Besitzthum zu stören.

Es war eine recht klare Vollmondnacht und seine Gedanken

ließen ihn lange nicht schlafen. Er hörte im Dorfe die Kirchenuhr schlagen und endlich verkündigten ihm zwölf Schläge, daß Mitternacht herangekommen sei. Jetzt nahm er sich aber ernstlich vor, einzuschlafen, wandte sich auf seinem Lager herum und wollte die Augen schließen, als er im Zimmer ein leises Räuspern und Husten hörte. Er riß die Augen weit auf und wer beschreibt sein Erstaunen, als er neben sich ein kleines Männchen erblickte, das kaum eine Spanne lang war. Es war angethan mit einem zimmetfarbenen Röckchen, kurzen Höschen und schwarzen Strümpfen mit Schuhen, auf denen silberne Schnallen befestigt waren, die aber gegen die ganze Figur so groß erschienen, daß er kaum begreifen konnte, wie sie das kleine Wesen fortzuschleppen vermochte.

Anfänglich glaubte der Weber, er träume, und rieb sich ganz bestürzt die Augen. Er besann sich auf dies und jenes, fand aber, daß er vollkommen wach sei. Das kleine Männchen indessen spazierte im Zimmer hin und her, besah sich die neuen hölzernen Tische, sprang mit einem Satz an die Fenster hinan und klopfte mit einem kleinen Stöckchen, das es in der Hand trug, mit zufriedenem Lächeln an die neuen blanken Fensterscheiben. Auch die Reinlichkeit des Bodens und die frischen weißen Wände schienen ihm zu gefallen, denn es wiegte zufrieden sein kleines Haupt und gab durch allerhand murmelnde Töne sein Wohlgefallen zu erkennen. Der Weber, der dies Alles mit Verwunderung angesehen hatte, richtete sich jetzt von seinem Lager in die Höhe und wollte durch ein bemerkbares Räuspern und Husten dem kleinen Manne ebenfalls seine Gegenwart kund thun. Doch dieser ließ sich anfänglich gar nicht stören, sondern winkte ihm nur mit der Hand, als wollte er ihm sagen: „Gleich, gleich!“ und setzte seine Untersuchung fort. Endlich aber schien er Alles genau besichtigt zu haben, schwang sich mit einem Satz auf den Tisch, der neben des Webers Bette stand, und setzte sich da auf einem großen Laib Schwarzbrod zurecht, von dem er von Zeit zu Zeit ein Bröckchen in den Mund

steckte. Nachdem sowohl der Weber als das Wichtelmännchen sich eine Zeitlang stillschweigend angesehen, sagte das Männchen mit einer feinen, krähenden Stimme, indem es vom Sitze aus nochmals seinen Blick in dem Zimmer herumfahren ließ: „wir freuen uns sehr, mein lieber Freund, einen Miethsmann erhalten zu haben, der unsere Sachen so ordentlich in Stand gesetzt hat; wenn du auch sonst die Bedingungen, die wir als die Eigenthümer dieses Hauses von dir mit Recht fordern können, zu unserer Zufriedenheit erfüllst, so werden wir hoffentlich recht wohl mit einander fortleben können." Der Weber, dem es nicht eingefallen war, hier in dem früher so verfallenen Zwergennest noch eine Miethe zu bezahlen, horchte hoch auf, war aber zu klug, um es mit diesen fürchterlichen Wesen zu verderben, und erkundigte sich bescheiden nach den Bedingungen seines neuen sonderbaren Miethsherrn. Der Zwerg erzählte ihm mit kurzen Worten die Geschichte des Schäfers, dessen unvernünftige Heerde sein ganzes Volk auf's Schwerste bedrängt und belästigt hatte, und setzte hinzu, daß bei des Schäfers Vertreibung aus diesem Hause das Zwergenvolk keine Bosheit gegen das Menschengeschlecht habe ausüben wollen, sondern es sei ihnen nur darum zu thun gewesen, Ruhe zu bekommen. Konrad, der durch die freundliche Anrede des Männleins und durch den gutmüthigen Ausdruck auf dem Gesichte desselben sich von seiner anfänglichen Bestürzung erholt hatte, sagte zu ihm, wie sehr er sich freue, unvermutbet eine so vornehme Bekanntschaft zu machen, und er hoffe, daß ihm die Miethsbedingungen so gestellt würden, daß er darauf eingehen könne; freilich Geld oder Geldeswerth, Silber oder Gold sei bei ihm nicht zu finden. Der Zwerg brach sich ein ziemliches Stück Brod ab und erwiderte ihm lächelnd: „die unnützen Artikel, die du uns nennst, sind es nicht, welche uns erfreuen oder nützen können. Mit Gold und Edelsteinen sind wir genugsam versehen und deßwegen in euern Augen ein reiches Volk. Doch fehlt uns

Manches, was wir nur durch die Hülfe guter und fleißiger Menschen erwerben können. Wir haben dich seit deiner Kindheit nicht aus den Augen gelassen und mit Vergnügen gesehen, daß dein Herz sich von Trug und Arglist frei erhalten hat, und dies ist mit ein Grund, warum wir uns deiner Besitznahme unseres Eigenthums, des kleinen Hauses hier, nicht widersetzt haben. Wir Zwerge wissen auch die menschlichen Tugenden zu schätzen und halten uns lieber in der Nähe frommer und fleißiger Menschen auf, als bei solchen, denen diese Eigenschaften fehlen, zu denen, beiläufig gesagt, auch der Schäfer, der früher hier wohnte, gehörte. Bleibe deßhalb fleißig, wie du bis jetzt gewesen, arbeite still für dich und es soll dir an unserem Beifall und unserer Hülfe nicht fehlen. Jetzt aber höre auf unsere Miethsbedingungen, die darin bestehen, daß du uns jeden Monat einmal in einer Nacht, wenn der Mond voll am Himmel steht, deine Geräthschaften und selbst deinen Webstuhl zu unserem Gebrauche überlässest. Sei in solchen Stunden nicht vorwitzig, sondern begib dich in deine Kammer und wir wollen schon dafür sorgen, daß dich alsdann ein tiefer Schlaf überfällt, der dich verhindert, das Geräusch unserer Arbeit zu hören.

Bei den letzten Worten wurde das Gesicht des Zwerges ernster und er schloß seine Rede, indem er sagte: „merke dir ja, daß du nicht vorwitzig sein sollst, unserer Arbeit zuzusehen, und merke dir auch dabei, daß nur, so lange dein Herz frei von den gewöhnlichen Lastern der Menschen ist, wir in solchen Stunden im Stande sind, dich in Schlaf zu versenken, daß es aber nicht in unserer Macht liegt, Gedanken an böse Thaten, die du vollbracht, zu beseitigen oder dich von Gewissensbissen zu befreien."

Der Weber hatte dies Alles ruhig mit angehört und sich freuend, so wohlfeile Miethsbedingungen erhalten zu haben, schlug er vergnügt in die dargebotene Hand des Zwerges ein, mit dem Versprechen, das Seinige beitragen zu wollen, damit die Arbeit der Zwerge nie gegestört würde.

Nach diesem abgeschlossenen Bündniß sprang das Männchen an dem Brode herunter, lächelte den jungen Mann noch einmal freundlich an und verschwand. Der Weber legte sich auf die andere Seite und schlief bis zum hellen Morgen.

Am andern Tag war sein erster Gang in die Stadt, um sich dort Arbeit zu suchen, und da war es auch schon, als ob ihn ein guter Geist begleitete; denn gleich bei dem ersten Kaufmann, wo er anfragte, wurde ihm eine gute Aufnahme zu Theil, und nachdem ihn der Werkmeister desselben gehörig geprüft und dadurch ersehen, daß der junge Mann wirklich in der Weberei gut erfahren sei, ließ er seinen Namen in das große Buch eintragen, wog ihm Seide und Baumwolle zu, die er mitnehmen durfte, um einen schönen Stoff daraus anzufertigen. Zu Hause angekommen, machte sich der Weber gleich mit allem Fleiß an das Geschäft und es war ihm noch nie die Arbeit so schnell von der Hand gegangen, so daß er sich selbst darüber wundern mußte. Alle die kleinen Unfälle, die sonst dem geschicktesten Meister begegnen, kamen bei ihm höchst selten vor: es rissen ihm selten die Fäden in der Kette, und die vielen Schnüre an seinem Webstuhl verwickelten sich nie in einander. Wenn er an seinem Spulrad saß, um die Seide auf die kleinen Röllchen zu wickeln, die dann in das Weberschiffchen gelegt werden, so mußte er sich oft darüber wundern, mit welcher Blitzesschnelle das Rad herum lief und daß sich der Faden nie verwirrte, sondern immer glatt auf der Spule lag, als sei er mit der größten Langsamkeit und Sorgfalt aufgewickelt. Andere Weber mußten zu diesem Zweck ein paar kleine Buben halten, allein er verrichtete dieses Geschäft des Abends im Zwielicht allein und hatte in kurzer Zeit für den ganzen folgenden Tag genug solcher Spulen vorräthig. Wenn der Mond Abends am Himmel wieder sichtbar wurde und die weiße Sichel so stand, das man mit der linken Hand hinein greifen konnte, so war der Mond im Wachsen und es ging auf die Nacht zu, wo Konrad den Zwergen durch Ueberlassung seines Webstuhls den Miethzins zu entrichten

hatte. In diesen Zeitpunkten wußte er es immer so einzurichten, daß seine Arbeit für den Kaufmann in der Stadt beendigt war, und er bemühte sich alsdann, den leeren Webstuhl in schönste Ordnung zu bringen, damit die kleinen Männer sich in keiner Weise über ihn zu beklagen hätten.

In der Nacht, da der Mond voll wurde, legte er sich in sein Fenster und sah hinaus in die Gegend, wo die blauen Nebel so langsam aufstiegen, hörte, wie die Heimchen im Grase sangen, und schaute dem Allem vergnügt so lange zu, bis der Himmel in der Gegend der Zwergenburg anfing heller und heller zu werden und der Mond langsam aufstieg. Dann begab er sich auf sein Lager und da ihn keine bösen Gedanken quälten, so entschlief er bald. Zuweilen glaubte er so bei dem Einschlafen ein sonderbares Summen und Getreibe zu hören, doch da er von Natur nicht vorwitzig war, bekümmerte er sich nicht darum und fiel bald in einen festen Schlaf. Als er nach einer solchen Nacht zum ersten Mal am andern Morgen aufstand und an seinen Webstuhl trat, sah er deutlich, daß die Zwerge in der Nacht gearbeitet hatten, denn hie und da zwischen den Schnüren und an dem Holze hing ein kleines Flöckchen Seide von wunderbarer Farbe und ein Goldfaden blitzte ihm von dem Boden entgegen. An dem Weberbaum, auf den die fertigen Stoffe aufgewickelt werden, bemerkte er einen schmalen Streifen Zeug, den die Zwerge beim Abschneiden hatten hängen lassen, von so wundervoller Zeichnung und Farbe, wie er früher nie etwas Aehnliches gesehen. Er nahm dasselbe herunter, untersuchte es genau, und als er das nächste Mal in die Stadt kam, bat er sich von dem Werkmeister des Kaufmanns Seide in ähnlicher Farbe aus und schickte sich dann zu Hause an, die Arbeit der Zwerge nachzumachen. Wenn ihm dies auch nicht vollkommen gelang, so brachte er doch einen so schönen Stoff zu Wege, wie der Werkmeister noch nie gesehen und der ihm mit theurem Gelde bezahlt wurde.

Durch die letzte Arbeit wurde man in der Fabrik des Kauf=

manns auf den jungen Weber aufmerksamer und die Herren und Werkmeister, die ihn auch früher wohl als einen fleißigen Arbeiter angesehen, aber nicht weiter beachtet hatten, beschäftigten sich mit ihm aus dem Grund, um zu erfahren, ob die schöne Zeichnung des Stoffes auch wirklich von ihm sei und um ihn alsdann recht zu ihrem Nutzen zu gebrauchen, und der arme Weber, der, wie wir früher gehört haben, von seiner Kindheit an nie recht beachtet, noch weniger ausgezeichnet worden war, fühlte sich durch das Benehmen des Werkmeisters und der jungen Kaufleute außerordentlich geschmeichelt. Diese zogen ihn Abends mit in ihre Gesellschaften, und wenn er sich auch anfangs in diesen Kreisen, wo viel Bier und Wein getrunken wurde, und wo sich die Unterhaltung nicht gerade um die saubersten Gegenstände herumdrehte, nicht heimisch fühlte, wozu hauptsächlich noch kam, daß sein schlichtes Wamms neben diesen Jüngern des Merkurs, die geschniegelt und gebügelt, geschnürt und frisirt waren, etwas sehr abstach, so löste doch der Dampf des Weines und die kunstreiche Arbeit des geschickten Webers diese Standes- und Kleidungs-Unterschiede leicht auf.

Bisher hatte Konrad mit dem, was er durch seine Arbeit verdiente, sehr gut leben können, ohne daß er sich gerade hätte bei derselben zu sehr anstrengen müssen. Doch da bei diesen nächtlichen Schmäusen und Trinkgelagen der Stadt sein Geld unbegreiflich schnell verschwand, so sah er sich bald gezwungen, zu den Stunden, die er bisher gearbeitet hatte, Morgens und Abends noch einige hinzuzufügen, um seinen Verdienst zu erhöhen und das nöthige Geld zu den Abendunterhaltungen herbeizuschaffen.

Zuweilen, wenn er so spät in der Nacht nach Hause kam, fiel es ihm wohl ein, daß er bei seinem jetzigen Leben nicht ganz auf dem rechten Wege sei, und wenn er alsdann durch die Ruinen der Zwergenburg zu seiner Wohnung hinabstieg, so kam es ihm hie und da vor, als sehe er seinen kleinen Miethsherrn drunten auf einem Stein sitzen und ziemlich betrübt den Kopf gegen ihn schüt-

teln. Doch überredete er sich leicht, er habe nicht recht gesehen und wollte in seinem Herzen nicht begreifen, weßhalb der Zwerg nicht mit ihm zufrieden sein könne; denn so oft sich der Mond füllte, brachte er nach wie vor seinen Webstuhl in Ordnung und hatte es noch nie gewagt, eine solche Nacht außer dem Hause zuzubringen, was aber hauptsächlich wohl daher kam, weil er begierig war, gleich am andern Morgen das schmale Streifchen Zeug von dem Weberbaum zu nehmen, das ihm die Zwerge regelmäßig übrig ließen und wornach er die kunstreichen Arbeiten machte, die den Werkmeister in der Stadt und die Herren so in Bewunderung setzten. Doch einstmals mochte er entweder mit seinem Kalender nicht in Ordnung sein, oder denken, die Elfen könnten auch ohne ihn fertig werden, genug, er schnitt am Abend vor einer Vollmondsnacht seine fertige Arbeit von dem Webstuhl herunter und brachte sie nach der Stadt, wo dieselbe alsbald in Empfang genommen wurde und seine Bekannten ihn nicht eher losließen, bis der Mond hoch am Himmel stand.

Beim Nachhausegehen fiel es ihm doch ein Bischen ängstlich auf's Herz, daß er seinen Miethsmann vernachläßigt, indem er ihm den Webstuhl nicht gehörig in Ordnung gebracht und die Nacht außer dem Hause geblieben sei. Wenn ihm auch unter diesen Betrachtungen der Gedanke aufstieg: jetzt schnell nach Haus zu eilen, um die Zwerge bei ihrer vollen Arbeit zu sehen, so hatte er doch zu viel Angst vor den kleinen Wesen und zu viel Scheu vor seinem gegebenen Wort, sie nicht zu belauschen; war überhaupt noch nicht verderbt genug, seine Versprechungen so in den Wind zu schlagen. Da es auch gerade um diese Zeit Sommer war, so verbrachte er den Rest der lauwarmen Nacht unter einer alten Tanne, wo er sich in's Moos streckte, und bald einschlief.

Als er am andern Morgen erwachte, eilte er mit schnellen Schritten und nicht geringem Herzklopfen seiner Wohnung zu, weil er fürchtete, die Zwerge möchten sich für diese Vernachlässigung auf

irgend eine Art an ihm gerächt haben. Doch war dieß nicht der Fall; er öffnete die Thüre seines Häuschens und horchte zuerst hinein, ob er nichts Ungewöhnliches hörte; aber da war Alles in der alten Ordnung. Die hölzerne Uhr, die über seinem Bette hing, pickte ruhig hin und her, und sein Hänfling, den er in einem kleinen Bauer vor dem Fenster hängen hatte, sang dem anbrechenden Morgen lustig entgegen. Er eilte rasch zu seinem Webstuhle und fand auch hier nichts Außergewöhnliches. Wie immer sah er an den kleinen Flöckchen Seide und Goldfaden, die umher lagen, daß die Zwerge gearbeitet hatten, nur fand er diesmal die Zeichnung an dem kleinen Stückchen Zeug, das ihm dieselben wie immer zurückgelassen, von den früheren ganz verändert. Sonst hatten die Farben neben einander so freundlich, so lustig ausgesehen und standen in gutem Einklange und artig neben einander, so daß es einem beim Ansehen derselben zu Muthe war, als höre man eine schöne Melodie, allein heute hatte Zeichnung und Farbe des zurückgebliebenen Stoffes etwas Unbehagliches, ja Unheimliches. Es schwamm viel Dunkelroth und Schwarz durch einander und dazwischen kleine Silberfäden wie leuchtende Blitze, so daß es dem Weber beim Anblick des Stoffes einmal wieder recht auf's Herz fiel, daß er doch seine guten Miethsherrn schlecht behandle und überhaupt ein Leben führe, wie es sich nicht für ihn passe und vor welchem ihn der Zwerg so sehr gewarnt hatte.

Leider hatte ihn das böse Beispiel der jungen Leute in der Stadt schon so verderbt, daß er diese leise Stimme seines Gewissens nicht achtete, und sich gleich damit beschäftigte, den neuen Stoff nachzumachen, dessen sonderbare wilde Zeichnung in Kurzem seinem leichtfertigen Sinne besser behagte, als die frühere. Den Herren, sowie dem Werkmeister in der Stadt, der wohl noch mit ärgerem Leichtsinn begabt war, als der Weber, gefiel das neue Stück Arbeit ausnehmend gut. Letzterer war aber ein schlauer Fuchs, der es schon lange nicht begreifen konnte, daß so ein einfältiger Mensch, wie der

Weber, all' diese schönen Muster selbst erdacht und ausgeführt habe. Wenn es ihm auch nicht in den Sinn kam, daß es das stille Volk der Zwerge sei, deren Arbeit der Weber nachbildete, so glaubte er dagegen, daß Konrad von seinen Reisen eine Menge Muster und sonderbarer Stoffe mitgebracht habe, die er jetzt absichtlich erst nach und nach zum Vorschein brächte, um mehr Geld damit zu verdienen.

Schon oftmals hatte der Werkmeister beim Glase Wein das Gespräch auf die Muster gebracht, aber die natürliche Klugheit des Webers war ihm stets verständig ausgewichen und hatte nichts verrathen. Dennoch ließ der Werkmeister nicht ab, in ihn zu dringen und brachte es nach und nach durch seine Schlauheit so weit, daß ihm der Weber sein ganzes Geheimniß mittheilte, auch bei seinem nächsten Besuch etwas von der Arbeit der Zwerge mitbrachte, über deren Schönheit die Sachverständigen die Hände vor Verwunderung über dem Kopf zusammenschlugen.

Das Einzige, was er klüglicher Weise verschwiegen hatte, war der Ort und die Zeit, wo die Zwerge ihre nächtliche Arbeit abhielten, indem er fürchtete, daß man sie da belauschen könnte und ihm alsdann seinen ganzen Verdienst für immer zerstören würde; denn durch die Lebensweise, die er seit einiger Zeit geführt, hatte auch sein Fleiß nachgelassen, sowie die Sorgfalt, mit der er früher seine Arbeiten anfertigte, und das Einzige, wodurch er Geld verdiente, war die Arbeit der Zwerge, deren selbst schlechte Nachahmung den Kaufleuten so lieb war, daß sie ihm viel dafür bezahlten. Der Werkmeister hatte die Quelle, woher der Weber seine Muster erhielt, einigen guten Freunden entdeckt, und diese hatten es Andern nicht verschwiegen, weßhalb Konrad bald in ein solches Gerede kam, daß seine bisherigen Freunde gezwungen waren oder gezwungen schienen, den Umgang mit ihm aufzuheben. Er aber hatte sich so an lustige Gesellschaft gewöhnt, daß er sich andere Cumpane aufsuchte, mit denen er die Nächte verjubelte, und wenn

das früher bei einem Glase Wein oder Bier geschehen war, so sank er in kurzer Zeit so tief herab, daß er jetzt fast nie ohne einen tüchtigen Branntweinrausch nach Hause zurückging.

Was ihm der Zwerg bei Abschließung des Miethcontractes mit ernster betrübter Miene gesagt hatte: daß sie nur so lange gute Freunde bleiben und er sich ihres Schutzes erfreuen würde, als sein Herz von den Lastern und Fehlern der Menschen frei bleibe, und daß die Arbeit des stillen Volkes in seinem Hause nur so lange zu seinem Nutzen sein werde, als ihn sein Gewissen ruhig schlafen lasse, ging nun allmählig in Erfüllung. Schon oft hatte er bei Vollmondnächten, wenn die Zwerge bei ihm arbeiteten, sich unruhig auf dem Lager hin und her gewälzt und war auch dann und wann erwacht, um ein verworrenes Summen und leises Tönen in seinem Zimmer nebenan zu vernehmen, das ihm seine fünf Sinne auf eine zauberhafte Art zusammen zu schütteln schien, so daß er in solchen Augenblicken nie zu einem klaren Bewußtsein gelangte, und unter heftigen Schmerzen und brennendem Fieber wieder in einen unruhigen Schlaf versank. Da sich seine Lebensart auch nicht besserte, sondern er mit jedem Tage ausschweifender und liederlicher wurde, so kamen diese Pausen im Schlaf noch häufiger vor und er wälzte sich oft Stunden lang unruhig auf seinem Lager herum, wenn nebenan die Zwerge in voller Arbeit waren. Bis hieher hatte er noch immer die Vorschrift seines Miethsmannes respectirt und weder seinen Augen noch Ohren erlaubt, sich genauer um das Getreibe des stillen Volkes zu bekümmern. Doch allmählig vergaß er ihre Ermahnungen und wenn er auch den Vorsatz, die Zwerge zu belauschen, anfangs wieder verwarf, so richtete er sich doch in einer dieser Nächte auf seinem Lager empor, um wenigstens mit den Ohren, so viel er konnte, von der Arbeit der Zwerge zu erlauschen. Da hörte er deutlich den Webstuhl arbeiten, das Schiffchen schoß mit außerordentlicher Geschwindigkeit hin und her und die Spulräder liefen, als würden sie vom Wirbelwind herumgeweht.

Schon hatte er die Klinke der Thür gefaßt, um seine Miethsleute zu überraschen, als der bessere Theil seines Herzens ihn noch einmal davon zurückhielt. Er riß sich mit Gewalt von der Thüre fort und warf sich wieder auf sein Lager.

Am andern Morgen eilte er zu seinem Webstuhl, suchte überall herum nach dem Stückchen Zeug, das die Zwerge ihm bisher gelassen hatten, und suchte vergebens, da war nichts mehr zu finden. Auch der Webstuhl, der sich immer in der besten Ordnung befand, war nicht mehr, wie früher. Die Schnüre und Latten waren durch einander geworfen, kurz Alles das zeigte dem Weber an, daß sich die Gesinnung seines Miethsherrn gegen ihn geändert und er sich nicht mehr dessen mächtigen Schutzes zu erfreuen habe. Auch in der Stadt bei dem Werkmeister fand er zu seinem großen Schrecken, daß man nicht mehr so gegen ihn gesinnt sei, wie früher, denn als er diesmal mit leeren Händen kam und selbst nicht einmal das Muster eines neuen Stoffes mitbringen konnte, wie er durch die Hülfe der Zwerge sonst immer gethan, empfing man ihn mit kurzen rauhen Worten und sagte ihm, daß man mit seiner Lebensweise und seiner Arbeit gar nicht mehr zufrieden sei. Aus besonderer Gunst, wie der Werkmeister sagte, gab ihm dieser noch einmal eine Parthie Seide zu einem letzten Versuch und bedeutete ihm, wenn er hieraus keine gute und sorgfältige Arbeit liefere, müsse man ihn aus der Fabrik entlassen.

Konrad ging nach Hause unter mannigfaltigen sonderbaren Gedanken, wobei ihm auch zuweilen mit einem sehr unbehaglichen Gefühl die Erinnerung früherer Tage ankam, in denen er doch ein ganz anderes Leben geführt. Doch war es diese Erinnerung nicht, die ihn heute gegen seine sonstige Gewohnheit nüchtern nach Haus trieb, vielmehr hatte er lange in seinen Taschen nachgesucht, ob er nicht noch einige Münze fände, um wenigstens im Wirthshaus einen kleinen Anfang machen zu können, aber vergeblich; seine Taschen waren ganz leer, und er wagte es auch nicht, noch einmal

um einen Vorschuß zu bitten, wie er schon oft gethan. Zu Hause gab er sich daran, den Webstuhl in Ordnung zu bringen, was ihm recht sauer ankam und dann bemühte er sich, die erhaltene Seide auf's Beste aufzuspannen, um wieder einmal ein gutes Stück Arbeit zu liefern, was ihm dann auch so ziemlich gelang; allein es war nicht die Lust zu arbeiten, die ihn hiezu antrieb, sondern vielmehr die Begierde, Geld zu erhalten, um seine Ausschweifungen ferner fortsetzen zu können.

So verging der Monat und er hatte gerade vor der Nacht, in welcher die Zwerge wieder erscheinen sollten, seinen Stoff fertig gemacht und glaubte, daß ihm derselbe sehr gut gelungen sei. Als er ihn so betrachtete und dabei ausrechnete, wie wenig Geld er doch für die mühevolle Arbeit erhalten würde, kam ihm ein Gedanke, den er anfänglich zwar hastig unterdrückte, der er bald darauf noch heftiger in ihm rege wurde. Er dachte nämlich zum ersten Male in seinem Leben, wie es wohl zu machen wäre, seinen Herrn zu betrügen, indem er von dem ihm anvertrauten Zeug ein paar Ellen herunterschnitte und sie zu seinem eigenen Nutzen verkaufte, um mehr Geld zu bekommen als der armselige Weberlohn betrüge. Anfänglich sträubte sich sein besseres Gefühl dagegen, allein es zeigte sich bei ihm sehr wahr, daß, wer einmal einen bösen Gedanken aufkommen läßt, von demselben leicht überwältigt wird. Kurz, nach einigem Bedenken nahm er seine Scheere und schnitt für sich ein ziemliches Stück von dem Stoff herunter.

Da es für heute zu spät war, nach der Stadt zu gehen, so wickelte er das übrige Zeug zusammen und warf sich, nicht ohne starkes Herzklopfen, auf sein Lager. Er versuchte zu schlafen, allein das wollte ihm heute gar nicht gelingen, denn er hörte seine Uhr Stunde um Stunde schlagen, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, die Augen zu schließen. Jetzt wurde es draußen hell und der Mond begann aufzusteigen. Zu gleicher Zeit rauschte es um das Zwergennest, als zögen unzählige Bienenschwärme in der Luft

herum; es trippelte und summte und er vernahm das Alles so deutlich, wie noch nie. Schon war das stille Volk in seine Stube gezogen, denn er hörte, wie es an dem Webstuhl beschäftigt war, und wie die Spulräder liefen, auch vernahm er dabei einen seltsamen Gesang, der, obwohl sehr einförmig klingend, doch eine wundervolle Melodie hatte, die ihm mit Gewalt die Augen zu schließen schien. Doch wenn er diesem Drange folgen und sich zum Schlafe anschicken wollte, so kam ihm plötzlich der Diebstahl in den Sinn, den er heute Abend begangen und sein Herz klopfte ihm bei diesem Gedanken immer stärker und stärker.

So lag er eine Stunde ungefähr und wälzte sich schlaflos auf seinem Lager. Mitunter kam ihm der Gedanke, dem Verbot seines Miethsherrn zuwider aufzustehen und das Treiben der Zwerge zu beobachten. Doch lange kämpfte er gegen diesen Vorwitz an, richtete sich bald in die Höhe, legte sich dann wieder hin, verdeckte sich jetzt die Ohren, um nichts zu hören und lauschte alsdann wieder um so sorgfältiger. Kurz ihm war, als zögen ihn unsichtbare Gewalten auf seinem Lager hin und her, bald dahin, bald dorthin. Nun richtete er sich wieder in die Höhe, erhob sich und stand an der Thür, um die Zwerge in ihrer vollen Arbeit zu überraschen. Noch in diesem Augenblicke wollte er wieder zurücktreten, doch widerstand er der Versuchung nicht länger, ein Druck, die Thür flog auf und anstatt etwas zu sehen, stürzte der Weber, von einem furchtbaren Schlage getroffen, besinnungslos auf den Boden dahin. — —

Als er wieder erwachte, rieb er sich anfänglich die Augen, und wußte nicht, wie ihm geschehen. Er starrte um sich und sah, daß er zwar in seiner Hütte lag, deren Wände aber nicht mehr ganz und rein aussahen, wie früher, sondern hie und da Spalten zeigten, durch welche der Morgenwind hineindrang, der mit den Nesseln und dem Gesträuch spielte, das aus dem mit Schutt bedeckten Boden hervorwucherte. Konrad, auf dessen Kopf eine Be-

täubung lag, wie er sie früher nie empfunden, richtete sich mühsam auf und konnte sich kaum daran erinnern, was er gestern Abend gethan und im Sinn gehabt hatte. Neben ihm lagen die Stücke eines zerbrochenen Webstuhls und vor ihm der eingewickelte Stoff. Erst als er das Stück sah, welches er von demselben heruntergeschnitten hatte, fiel ihm der ganze Verlauf des gestrigen Tages und der gestrigen Nacht ein, und er erkannte zu seinem Schrecken, auf welche Weise er sich vergangen habe. Jetzt kam ihm zum ersten Male der Gedanke wieder recht lebhaft, wie schlecht er gehandelt und was für ein Mensch er geworden sei. Er faßte den festen Vorsatz, ein besseres Leben anzufangen, nahm das fertige Seidenzeug, nebst dem Stück, das er heruntergeschnitten in der Absicht, Beides seinem Herrn einzuhändigen, wo er alsdann seinen Fehler eingestehen und auf's Feierlichste geloben wolle, sich ernstlich zu bessern. Von diesem guten Gedanken innerlich erbaut, verließ er das zerstörte Zwergennest, indem er sich fest vornahm, nicht mehr dahin zurückzukehren, da er den armen kleinen Männern ungerechter Weise die größte Schuld an dem Zustande beimaß, in dem er sich jetzt befand. Als er so heraus aus seiner Hütte in die frische Morgenluft trat, war es ihm, als sei ein finsterer Bann von ihm gewichen und er schämte sich ernstlich seines schlechten Lebenswandels, wie er ihn bisher geführt. Zum ersten Mal nach langer Zeit besuchte er das Grab seiner Eltern und nachdem er sich hier noch einmal Besserung gelobt, wandelte er getrost der Stadt zu.

Schon hatte er dieselbe fast erreicht, als er sich am Wege niedersetzte, sein Päckchen öffnete, um den darin befindlichen Seidenstoff noch einmal genau durchzusehen und schön zu ordnen. Doch wer beschreibt seinen Schrecken, als er das Papier aus einander that und das Päckchen mit schwarzem Staub und Schutt angefüllt sah. Verzweiflungsvoll schlug er sich vor die Stirn und wälzte sich im Grase herum. Mit allen Verwünschungen und Schimpfworten, die ihm gerade in den Sinn kamen, gedachte er der Zwerge,

die er als die alleinige Ursache seines Unglücks ansah. Bald sprang er auf, bald warf er sich wieder nieder, dann erhob er sich und lief Stunden lang zwischen den Thälern und Felsen umher, besah hundertmal das Papier, das er in der Hand festklemmte, aber aus dem Staube wollte kein Seidenzeug werden. Darauf klagte er auf's Neue dem ganzen Weltall sein Elend und seine Noth. Dazwischen glaubte er zuweilen ein heiseres Lachen zu vernehmen, was seinen Zorn noch vermehrte, doch wenn er sich dorthin wandte, von woher das Geräusch zu kommen schien, hörte er nichts mehr. So lief und tobte er umher, bis der Abend kam, und warf sich dann erschöpft am Fuße einiger Felsblöcke nieder. Laut weinend, erklärte er sich hier als den unglücklichsten der Menschen, dem gerade in dem Augenblick, wo er sich ernstliche Besserung vorgenommen, alle Mittel hiezu abgeschnitten seien. Doch bald übermannte ihn ein verzweiflungsvoller Trotz, der zuweilen den Unglücklichen anwandelt, und er sprach laut zu sich selbst: „wohlan denn, Gott weiß, daß ich mich habe bessern wollen und ein anderes Leben anfangen, aber er hat den bußfertigen Sünder nicht annehmen wollen und mir Alles nehmen lassen, wodurch ich mir hätte wieder empor helfen können. Jetzt mag mit mir geschehen, was da will, und wer mich will, der hat mich!"

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so hörte er über seinem Haupte ein Geräusch und sah auf der Spitze eines Steines neben sich eine kleine, sonderbare Gestalt sitzen. Anfänglich glaubte er, es sei sein Miethsherr und wollte erschreckt aufspringen, um davon zu laufen. Doch ein genauerer Blick belehrte ihn, daß die Gestalt des vor ihm sitzenden Wesens eine ganz andere und verschieden von der der Zwerge sei. Sie war nur zwei Fuß hoch und hatte einen dicken, unförmlichen Kopf mit einem tückischen, bösartigen Gesichte, aus dem besonders die rothen Augen recht unheimlich hervorleuchteten. Die Kleidung bestand in einem schwarzen, ledernen Wamms und eben solchen Hosen; an den Füßen hatte sie

große Reitstiefel, von denen sie aber einen auf dem Schooße liegen hatte und ihn mit der Hand einzureiben und geschmeidig zu machen schien. Der kleine Mann räusperte sich und sagte zu dem Weber, der ängstlich aufhorchte: „ja, ja, mein Lieber, wenn Euch das Ernst ist, was Ihr eben versichertet, daß Ihr Euch jedem gern verdingen wollt, so findet Ihr keinen bessern Herrn als mich. Wollt Ihr bei mir in Dienste treten?"

Der Weber, dem es ziemlich unheimlich wurde und der jetzt erst einsah, daß er soeben lästerliche Worte gesprochen, wollte anfänglich davon laufen, doch fiel ihm schon beim ersten Schritt seine hülflose Lage und sein ganzes Unglück wieder ein, und er dachte bei sich, du kannst doch erst hören, was der kleine Geselle mit dir im Schilde hat. Deßhalb wandte er sich wieder um und fragte: „was wollt Ihr von mir?"

Der Kleine wand und drehte seinen Stiefel eifrig in der Hand herum, grinste dazu und entgegnete: „lieber Freund, ich lese in Euern Gedanken, daß Ihr am Ende glaubt, ich sei der Böse gar selbst, doch thut Ihr mir damit zu viel Ehre an. Ich bin ein viel geringeres Wesen und gehöre den Geschöpfen an, die ihr Menschen mit dem Namen Kobolde belegt. Ich habe auch nicht im Mindesten Absicht auf Eure Seele, denn ich wüßte mit einem solchen Ding durchaus nichts anzufangen. Allein Ihr könntet mir diese Nacht einen Dienst erzeigen, wenn Ihr wollt, und außer dem Lohn, den ich dafür in klingendem Golde bezahle, räche ich Euch überdies an Euren Feinden, die zugleich auch die meinigen sind, an jenen kleinen, erbärmlichen Wesen nämlich, die Euch mit ihren sonderbaren Bedingungen um Alles gebracht haben."

Als der Weber auf diese Art sah, daß seinem Seelenheil keine Gefahr drohe, so war ihm die Aussicht, den Zwergen, die mit ihm so unbarmherzig verfahren, ebenfalls einen rechten Treffer zu versetzen, sehr erwünscht, und er erklärte sich deßhalb bereit, dem Kobolde zu dienen. Dieser zog nun grinsend und lachend seinen Stiefel

wieder an, nahm hierauf einen kleinen Becher aus seinem Wammse und ließ den Weber einen herzhaften Schluck thun, dann befahl er demselben, zu einem benachbarten Teiche zu gehen und dort zwei starke Halme Schwindelhaber zu holen. Konrad machte sich sogleich dahin auf den Weg, während der Kobold seinen andern Stiefel auszog und ihn ebenfalls zu reiben begann. Unten an dem Wasser suchte sich der Weber zwei kräftige Halme mit langen Büscheln aus und brachte dieselben dem Kobold, der sich sehr zufrieden damit bezeigte und seinen Stiefel alsdann wieder anzog.

„Höre mich nun," sprach derselbe, „obgleich du nur mein Diener bist, und ich also eigentlich nicht nöthig habe, dir zu sagen, warum ich dieses oder jenes thue, so will ich dir doch mit kurzen Worten erzählen, was ich heute Nacht auszuführen gedenke." Hier rieb sich der Kobold vergnügt die Hände und grinste bedeutend dazu. „Die Zwerge, denen du in den Vollmondnächten deine Wohnung einräumtest, sind mit dem sehr achtungswerthen und ehrenhaften Stamme der Kobolde in beständigem Hader und Zwist. Die Stoffe und Gewänder, die sie bei dir anfertigten, waren zu den Kleidern einer Hochzeit bestimmt, die heute Nacht unter ihnen stattfinden wird und die ich zu stören gedenke. Hättest du die kleinen Männer gestern Nacht in ihrer Arbeit nicht gestört, so wären sie mit ihren Webereien gänzlich fertig geworden, wodurch es mir unmöglich gewesen wäre, ihnen einen Schaden zuzufügen. So aber kann ich mich in ihr Gelage stehlen und die schöne Braut, der ich lange meine Liebe zugewandt habe, für mich entführen."

Wenn dem Weber auch bei dieser Erzählung anfänglich der Gedanke kam, daß er doch sehr unrecht an seinem alten Miethsherrn handle, so fiel ihm dagegen sein ganzes Unglück wieder ein und er freute sich, Rache nehmen zu können. Der Kobold erhob sich jetzt und befahl dem Weber, die beiden Halme von der Erde aufzuheben, steckte einen davon zwischen seine Beine und gebot seinem Diener, ebenso zu thun. Dann schnalzte er mit der Zunge

und schlug mit seinen Beinen, wie es der Reiter macht, wenn er ein faules Roß antreiben will; und wer vermag es, das Erstaunen Konrads zu beschreiben, als er fühlte, wie der Halm zwischen seinen Beinen, in die Breite und Länge wachsend, zu einem vollkommenen Pferde wurde, das, über Gräben und Hecken setzend, pfeilschnell mit ihm und dem Kobold davon flog. Doch o weh, bei dem Aufsitzen hatte er nicht genau Acht gegeben und die Haberkörner in die Hand genommen, wodurch er jetzt verkehrt auf dem Pferde saß und statt dem Zaum den Schwanz in der Hand hielt, an dem er sich zum großen Ergötzen des Kobolds krampfhaft festklammerte.

So ritten sie durch die Nacht dahin, durch dichte Wälder, über öde Haiden, dann wieder jähe Felsenabhänge herunter und durch schäumende Flüsse, und der Weber wunderte sich über nichts so sehr, als daß er von seinem Gaule nicht herabfiel. Freilich fühlte er keine Stöße und kein Rütteln, wie bei gewöhnlichen Pferden, denn das Zauberpferd, auf dem er ritt, strich nur so über dem Boden dahin, und wie es schien, ohne mit den Füßen aufzutreten. Endlich schienen sie den Ort ihrer Bestimmung erreicht zu haben, denn sie waren in einem Thal voll seltsam geformter Felsen angekommen, wo der Kobold plötzlich sein Pferd anhielt und sich hinabpurzeln ließ. Das Thier schrumpfte hierauf augenblicklich wieder ein und wurde ein Haberhalm, wie es früher gewesen.

Der Weber, ein wenig schwindlich geworden von all' dem Wunderbaren, das er bisher gesehen, fühlte sich auf einmal mit einem gewaltigen Ruck auf die Erde gesetzt und als er sich nach seinem Rosse umsah, war es ebenfalls verschwunden und er sah nur einen geknickten Haberhalm zu seinen Füßen liegen. „Wir sind auf der Stelle," sprach der Kobold, „und wenn du dich jetzt klug benimmst, so ist in kurzer Zeit die hübsche kleine Braut mein und dein Lohn soll nicht gering sein; nur folge genau meinen Worten, fasse meinen Gürtel und lass' ihn nicht los, bis wir mit dem schönen Elfenkinde wieder im Freien sind. Vor Allem aber merke dir und behalte es

wohl im Gedächtniß, daß du kein Wort sprechen darfst, mag auch geschehen, was da will.“ Der Weber versprach diese leichte Bedingung auf's Pünktlichste zu erfüllen und faßte den Gürtel des Kobolds, der nun auf einen der größten Felsen losging und behend durch eine schmale Spalte schlüpfte, die sich da vorfand. Hier hielt der Weber einen Augenblick ein, denn es wollte ihm doch nicht möglich erscheinen, daß er mit seinem ziemlich dicken Körper durch eine solch enge Ritze schlüpfen könne, doch da er sich schämte, den Kobold zu verlassen, und letzterer des Webers Anhalten bemerkte, so gab er sich einen kleinen Ruck und Beide waren in dem Felsen. Der Weber konnte sich nicht erwehren, an seinem Leibe herunterzufassen, denn er glaubte, daß er bei diesem Durchschlüpfen wenigstens so dünn wie Kartenblatt geworden sei. Doch dem war nicht so. Er befand sich mit seinem Herrn in einer großen Steinhalle, die mit tausend Lichtern auf das Prächtigste verziert war. Eine Menge Zwerge von der Größe seines Miethsmannes und auch ganz von dessen Aussehen liefen geschäftig hin und her, und trugen in ihren Händen goldene und silberne Gefässe, denen ein so ausgezeichneter Duft entströmte, daß dem armen Weber, der seit dem frühen Morgen keinen Bissen gegessen, ganz wohl und wehe wurde. Anfänglich hatte er große Furcht, als ihn der Kobold so mitten zwischen die Reihen der Zwerge hindurchführte, denn wenn er auch wohl wußte, daß sie Beide für das Auge dieser Wesen unsichtbar seien, so fürchtete er dennoch, von ihnen bemerkt zu werden und schloß deßhalb seine Augen fest zu, wie es der Vogel Strauß macht, wenn er von seinen Feinden nicht gesehen sein will. Plötzlich aber drang eine wunderliebliche Musik in seine Ohren und durch seine fest zusammen geschlossenen Augenlider zuckte der feine Strahl eines glänzenden Lichtes, so daß er unwillkürlich genöthigt war, mit weit offenen Augen um sich zu schauen. Da sah er denn, daß er sich mitten im Hochzeitsaal der Zwerge befand, die in langer bunter Reihe an einer Tafel saßen und sich freuten und jubilirten. Oben auf einer Erhöhung saßen die Musikanten, allerlei seltsame,

prächtige Geräthschaften in den Händen haltend, und machten eine Musik so wunderlieblich und durch das Herz gehend, wie der Weber nie etwas Aehnliches gehört. Trotz dem daß der Saal für die Größe der Zwerge sehr hoch war, so mußte er doch gebückt dastehen, und wenn er auch in einer Ecke des Gemachs stand, so reichte sein Kopf doch bis über die Tafel der Zwerge, an deren oberem Ende der Bräutigam und die Braut saßen. Doch wie ward ihm, als er in dem lustigen Hochzeiter seinen Miethsherrn erkannte und als er ferner sah, daß sowohl dieser wie die andern Zwerge in Stoffe gekleidet waren, die sie auf seinem Webstuhl gefertigt hatten.

Der Brautigam schien außerordentlich vergnügt und koste freundlich mit der Braut, die ein so allerliebstes, niedliches Geschöpfchen war, daß der Weber schon von Herzen bedauerte, seinem neuen Herrn das Versprechen gegeben zu haben, dieselbe für ihn zu rauben. Der Kobold war oben an die Decke des Saals geklettert und hatte sich da an des Webers Kopf in der Nähe eines Kronleuchters festgeklammert. Jetzt kletterte er dem Ohr Konrads noch etwas näher und sagte ihm grinsend vor Freude: „Du siehst, daß der Augenblick sehr günstig ist. Fasse mit deiner Hand langsam hinunter, nimm mit einem kecken Griff die kleine Braut fort und setze sie hier oben neben mich, daß sie den Augen der Andern eben so unsichtbar wird, wie wir, alsdann wollen wir im Tumulte, der hierdurch entsteht, unbemerkt entschleichen. Hörst du, strecke deine Hand hinunter und jetzt gleich."

Plötzlich aber ward es dem armen Weber recht traurig um's Herz und es fiel ihm ein, daß es doch eigentlich unrecht wäre, wenn er so schlechte Rache an seinem Miethsherrn nähme, der ihm doch, im Grunde besehen, nicht eher etwas zu Leide gethan habe, als bis er ihn durch Nachläßigkeiten und Schlechtigkeiten auf's Bitterste gekränkt. Er wollte dem Kobold bescheidene Gegenvorstellungen machen, doch dieser, fest an seinem Ohr, ließ ihn nicht zu Worte kommen, summte wie eine Wespe und sagte ihm mit boshafter Stimme: „Höre, du darfst dich nicht mucksen, denn du bist mein Diener. Strecke

augenblicklich die Hand aus und hole die Kleine herauf, sonst verlasse ich dich und wehe dir, wenn dich die Zwerge hier sehen."

Zitternd ob dieser Drohung streckte Konrad die Hand hinab, allein sein besseres Gefühl siegte wieder, denn er brachte sie abermals leer herauf. „Was machst du?" summte ihm der Kobold in die Ohren. „Ach, Herr," entgegnete ihm der Weber, „mich hat es plötzlich in meiner Nase gekitzelt und da habe ich gefürchtet, ich müßte laut niesen." — „Hm, hm! höre du," sagte der Kleine, „mach' mir keine Ausreden und geh' an dein Geschäft." Abermals streckte der Weber die Hand hinab und wollte die arme kleine Braut ergreifen, doch da glaubte er, es zucke ihm so seltsam im Arm, daß er wieder leer mit der Hand herausfuhr. Jetzt biß ihn der Kobold ein wenig in's Ohr und brummte zornig, daß es klang, als fliege um seinen Kopf ein ganzer Schwarm Hornisse. „Du! was soll das? Warum bringst du die Braut nicht herauf?" — „Ach, verzeiht, Herr," entgegnete ihm der Weber, „es ist mir von dem Dampf der Speisen da unten so heiß geworden, daß mir ein Schweißtropfen die Nase herabgelaufen ist, den ich erst abwischen muß; denn er könnte sonst auf den Tisch fallen und uns verrathen." Dies war wenigstens keine Lüge, nur daß es nicht der Dampf der Speisen, sondern die innere Angst war, die ihm Schweißtropfen auf die Stirne trieb.

Zum dritten Mal streckte jetzt der Weber die Hand hinab und sein innerer Kampf, ob er den Raub begehen solle oder nicht, war so groß, daß sich seine Finger krampfhaft öffneten und schloßen. Schon würde er die Braut gefaßt haben, wenn ihr nicht der Bräutigam gerade in diesem Augenblick einen Blumenstrauß geboten hätte, den sie lächelnd an Brust und Gesicht drückte. In der Todesangst, in der sich Konrad befand, suchte er alle Mittel und Ausflüchte, um seine grausame Handlung wenigstens für einige Augenblicke zu verschieben. Jetzt wollte er zugreifen, als die Braut bei dem Geruch der Blumen heftig anfing zu niesen und der Weber, das Gebot des

Kobolds vergessend, in seiner innerlichen Angst laut die Worte hervorrief: „Gott segne Euch!“

Da krachte und blitzte es gewaltig in dem Felsen, die Zwerge und ihre Tafel wurden dunkler und dunkler und verschwanden endlich ganz, und der Kobold an seinem Ohr summte ihm in höchster Wuth zu: „So hältst du dein Versprechen, du schlechter menschlicher Lump!“ und darauf trat er ihm mit einem seiner schweren Stiefel so heftig in's Genick, daß der arme Konrad besinnungslos auf's Gesicht fiel und eine Zeitlang so liegen blieb.

Als er wieder erwachte, fühlte er sich wie an allen Gliedern zerschlagen, und es dauerte lange, bis er sich der vorhergehenden Stunden erinnern konnte. Er rieb sich die Augen und wollte aufstehen, um langsam davon zu schleichen, als er zu seinem größten Erstaunen und Schrecken neben sich seinen Miethsherrn stehen sah, der also zu ihm sprach: „Fürchte dich nicht vor mir, denn ich bin nicht gekommen, dir ferner Uebles zuzufügen; das, was wir dir gethan, geschah mit vollem Recht, denn du wirst dich erinnern, wie du die festgesetzten Bedingungen unseres Miethsvertrags gebrochen hast, und was du überhaupt für ein schlechter und unordentlicher Mensch in der letzten Zeit geworden bist. Doch Alles sei vergessen und vergeben. Da du in der vergangenen Nacht mir und meiner geliebten Gemahlin einen unbezahlbaren Dienst erwiesen hast, so will ich dir wieder helfen, damit du ein ordentlicher, glücklicher Mensch werdest. Zwar Gold und Kostbarkeiten kann ich dir zu deinem eigenen Besten nicht geben, denn mir ist zu wohl bekannt, daß diese Sachen selten zum Glücke beitragen, sondern im Gegentheil, daß durch dieselben fast immer Unglück und Elend in mannigfacher Gestalt über euch Menschen kommt. Doch kehre zu deinem Hause zurück und fange wie früher an zu arbeiten. Wir bedürfen deiner nicht mehr und werden deßhalb nicht wieder kommen, deine Neugierde auf die Probe zu stellen. Ich hoffe, du wirst klug geworden sein und nicht wieder in dein altes Leben zurückfallen. Wenn ich dir auch

keine sichtbaren Beweise meiner Dankbarkeit einhändige, so wirst du dich doch überzeugen, daß wir dir unsichtbar mit Rath und That beistehen."

Hierauf verschwand der Zwerg, und als der Weber beim ersten Strahl des Tages, der über die Berge glänzte, um sich schaute, sah er, daß er sich nicht weit von der Zwergenburg befand. Rasch eilte er seinem Häuschen zu, und da er an die Zerstörung dachte, in der er es gestern verlassen, so wunderte er sich um so mehr, daß er heute davon nicht das Geringste bemerkte. Die Thür war verschlossen, auch hörte er drinnen die Uhr picken und den Hänfling singen. Ebenso fand er seinen Webstuhl in bester Ordnung; den Stoff, von dem er gestern ein Stück abgeschnitten, unversehrt daneben liegend, und obendrein sah er, daß derselbe von so wundervoller schöner Arbeit war, wie er früher nie etwas gesehen. Er trug ihn in die Stadt. Allein ihm waren die Orte seiner früheren Ausschweifungen so verhaßt, daß er nach abgemachtem Geschäfte alsogleich davon lief, als brenne es hinter ihm.

Wenn er sich auch durch seine schönen Arbeiten bald wieder das ganze Wohlwollen der Kaufleute erwarb und sie ihm in kurzer Zeit freundlicher als je entgegenkamen, so vermied er doch von jetzt ab um so sorgfältiger ihre Gesellschaften, arbeitete still und unermüdet für sich zu Hause, wobei er aber deutlich sah, daß ihm die Zwerge unsichtbar halfen, und wurde bald ein wohlhabender Mann. Später baute er sich ein stattliches Haus, aber ohne das Zwergennest einzureißen, das noch nach langen, langen Jahren dastand und erst allmählig, wie der Glaube an die Zwerge und Elfen, unterging und verschwand.

Von der Prinzessin Morgana.

Vor langen, langen Jahren herrschte über Bagdad der Kalif Harun al Radschid, einer der mächtigsten, reichsten und dabei weisesten Fürsten, die je auf dem Throne saßen. Dafür war er aber geliebt und geehrt sowohl von den Großen seines Reichs, als auch von den Geringsten seiner Unterthanen. Und obendrein schenkte ihm der Prophet auch noch die Gnade, beständig weise und gerechte Männer zu seinen Dienern zu haben: so sein Großvezier Abdallah, in dessen Hände der Kalif die ganze Verwaltung seines Reichs hätte legen können, denn es war nicht leicht ein Mann zu finden, wie dieser; ein gerechter, unbestechlicher Richter und dabei ein sparsamer Mann, der die Schätze seines Herrn beständig, aber stets auf rechtliche Art zu vermehren suchte. Dafür aber liebte ihn der Kalif auch wie einen Bruder und mochte keine Stunde ohne seinen Großvezier Abdallah sein. Sie arbeiteten beständig zusammen, oder sie spielten Schach, worin Beide große Meister waren; selbst wenn der Kalif auf die Jagd ritt, mußte ihn der Vezier begleiten.

Nun aber hatte der Kalif in seiner Weisheit die Gewohnheit angenommen, verkleidet durch die Gassen und Bazare Bagdads zu

wandeln, um auf diese Art mancherlei Sachen erfahren zu können, die man ihm sonst wohl verschwiegen hätte. Bei diesen Spaziergängen hörte er alsdann auf die Klagen seiner Unterthanen und forschte denselben genau nach, um, im Falle sie nicht ohne Grund waren, denselben abzuhelfen, wo es möglich sei. Auch wohnte er unerkannt den Gerichtssitzungen bei und gab Acht, ob die Richter auch ohne Ansehen der Person Recht sprächen. Hauptsächlich aber war es in der Stille der Nacht, wo er von seinem Großvezier Abdallah begleitet, durch die Straßen ging, und bei diesen Spaziergängen nicht selten Räubereien oder sonstigen Unfug verhinderte; denn in solchen Stunden betrat er die entferntesten und ärmlichsten Stadtviertel, theils aus der oben angeführten Ursache, theils um arme Leute in ihren erbärmlichen Hütten aufzusuchen, und sie mit Geld oder irgend einem guten Rath zu unterstützen.

So wandelte er eines Abends in der gleichen Absicht mit dem Großvezier aus seinem Palaste und ging an den Ufern des Tigris dahin, sich der schönen Nacht freuend. Der Kalif war lustig und guter Dinge und sprach mit seinem Begleiter über die verschiedenartigen Schicksale der Menschen, wie es dem einen schlecht und dem andern gut gehe, und welche Hoffnungen und Wünsche täglich ein jedes Herz habe, von denen doch so wenig in Erfüllung gingen.

„Ja," entgegnete Abdallah, der Vezier, „wenn man jetzt einmal in einem großen Spiegel die verschiedenartigen Wünsche und Gedanken der Tausende von Menschen lesen könnte, die sich unruhig auf ihrem Lager herumwerfen und häufig alle ihre Pläne vereitelt sehen!"

Unter ähnlichen Gedanken und Gesprächen kamen die beiden Männer an eines der ärmsten Stadtviertel und traten in eine kleine winkliche Gasse, die sich vielmals hin und her wandte und deren Lauf der Kalif und der Vezier verfolgten, wodurch sie sich bald in einer ihnen gänzlich fremden Gegend der Stadt sahen. Plötzlich blieb der Kalif stehen, denn er hörte aus einem Seiten-

gäßchen das klägliche Geschrei eines Menschen, der vielleicht geprügelt oder auf irgend eine andere Art mißhandelt wurde. Auch der Vezier hörte dies Geschrei, und wenn daran im Allgemeinen nichts Besonderes war, so klangen doch diese Klagelaute so sonderbar und wurden so unaufhörlich fortgesetzt, daß sich die Beiden bewogen fanden, den Tönen nachzugehen. Sie traten zu dem Zweck in ein sehr enges und schmutziges Gäßchen, das sie zu einem alten halbverfallenen Thorbogen führte, durch welchen sie auf einen kleinen Platz gelangten, der aber recht unheimlich und traurig aussah. Die Häuser, die denselben umgaben, waren größtentheils zerfallen und hatten weder Thüren noch Fenster. In die meisten konnte man deßhalb von außen hinein sehen und erblickte in den Zimmern und auf den Gängen, wo früher Menschen gehaust, das Gras fußhoch empor wuchern. Auch waren die Dächer der meisten Gebäude eingefallen und große Bäume, als Platanen, Sykomoren oder Palmen blickten oben über die kahlen Mauern und gaben ein trauriges Zeugniß, daß diese Häuser seit einem Menschenalter nicht mehr bewohnt gewesen seien.

Es war nur ein einziges Haus auf dem ganzen Platze, welches durch einen schwachen Lichtschimmer, der durch einen zerbrochenen Fensterladen drang, verrieth, daß sich Jemand darin aufhalte. Aber zugleich mit dem freundlichen Strahl des Lichtes drangen aus dem Innern desselben jene Schmerzenstöne, die den Kalifen mit seinem Begleiter herbeigelockt. Wenn dies Gebäude auch freilich ein zerfallenes Ansehen, wie alle übrigen auf dem Platze, hatte, so mußte es doch einst viel besser als seine Nachbarn ausgesehen haben; denn es war von Steinen aufgeführt und über der Hausthüre befand sich ein Spruch des Korans ausgehauen, eine Verzierung, die nur bemittelte Leute an ihren Häusern anbringen lassen. Allein auch hier hat der Zahn der Zeit die Mauern geschwärzt und sogar theilweise zerrissen. Der Stein, der die Schriftzüge gebildet hatte, war verwittert und

diese dadurch unleserlich geworden, und ebenso hielten die Thüre, sowie die Fensterladen kaum noch zusammen.

Von Zeit zu Zeit hörte man aus dem Innern des Hauses das Klagegeschrei ertönen, und die Beiden näherten sich jetzt, um etwas von den Worten, die es begleiteten, zu vernehmen.

„Ach!“ rief eine Stimme von innen; „gib mir doch zu essen und zu trinken; mich hungert und dürstet auf die schrecklichste Art. Bin ich denn nicht schon zu einem Gerippe zusammen geschwunden; ich kann doch schon vier Tage und vier Nächte ohne Speise und Trank zubringen, ohne daran zu sterben! — Oh! — Oh! — Habe es überdies schon so weit gebracht, daß ich täglich meine hundert Stockprügel aushalten kann. Gib mir deßhalb nur wenigstens zu trinken.“

Die Stimme, die diese seltsamen Worte mühsam hervorbrachte, schien einem jungen Manne anzugehören, allein sie klang so matt und schwach, daß man wohl glauben konnte, die Mißhandlungen, von denen er sprach, seien wirklich geschehen und haben ihn so weit herunter gebracht. Jetzt antwortete eine andere Stimme, die aus dem Munde eines ältern Mannes zu kommen schien und nicht so erbärmlich klang, wie die erstere: „Ach, Herr, wenn du doch einmal Vernunft annehmen und wieder leben wolltest, wie andere Menschenkinder. Was nützen dir denn die Qualen, die du dir selbst auferlegst! Bei dem Barte des Propheten, es thut mir weh, dir dies sagen zu müssen, aber es ist die Pflicht eines alten Dieners, wie ich bin, und wiederhole dir deßhalb zum tausendsten Male, daß deine Handlungsweise an Wahnsinn grenzt und daß, wenn du nicht aufhörst, dich so unnöthig zu quälen, du später gewiß deine Tage im Irrenhaus beschließen wirst. Hier ist eine gute Speise und hier ein Krug mit Sorbeth. Iß und trink und kehre wieder zurück unter die Menschen; was können dir deine Phantasien auch nützen!“

„Ha, ha,“ lachte darauf der Erste wieder mit seiner heiseren

kraftlosen Stimme und knirschte die Zähne zusammen, daß man es draußen hören konnte. „So machst du es mir beständig, ungetreuer Diener. Geh in die Hölle mit deiner Speise und deinem Trank. Ich will hungern, ja, das will ich und ich will auch geschlagen sein, so lange es mir gefällt."

„Nun, meinetwegen," entgegnete der Andere, „wenn Ihr denn einmal auf elende Art verhungern wollt, so mögt Ihr in Gottes Namen Speise und Trank von Euch stoßen. Der Prophet weiß, daß ich keine Schuld daran trage. Aber das versichere ich Euch, was mich anbelangt, ich hebe keinen Stock mehr auf, um Euch zu schlagen."

„Oh, oh," jammerte der Andere, „du ungetreuer, unredlicher Knecht! Hast du meinem Vater nicht auf seinem Sterbebett mit einem Handschlag beschworen, dich meiner anzunehmen und mich nicht zu verlassen und weißt du denn nicht sehr gut, für wen ich all' die Leiden ertrage? Jetzt willst du, daß ich Alles das umsonst gethan habe. Oh, oh, du bist ein Ungläubiger, der seines gegebenen Wortes vergißt. Ich will geschlagen sein und ich will hungern. Da, nimm den Stock, ich will die Prügel geduldig aushalten."

Der Kalif und der Vezier vor der Thüre wußten nicht, was sie von diesem sonderbaren Zwiegespräch denken sollten; einer sah den andern voll Verwunderung an, und Abdallah griff an seinen Turban und zwickte sich in die Nase, denn es kam ihm vor, als träume er diese seltsame Geschichte. Der Kalif faßte seinen Begleiter jetzt bei der Hand, und deutete ihm, ruhig zu sein, denn drinnen wurde die Stimme des alten Mannes wieder laut, der in weinerlichem Tone sagte: „O Gott! o Gott! wenn ich doch auch damals mit deinem Vater gestorben wäre! Doch der Prophet kann in mein Herz sehen, daß ich an all' dem Wahnsinn keine Schuld trage."

Darauf war es eine kurze Zeit lang ruhig, allein bald wurde

das Schmerzgeschrei wieder hörbar, begleitet von einem Ton, wie wenn man einen Menschen mit einem Stock schlüge. Dazwischen vernahmen sie zuweilen die Worte: „O weh, o weh! das schöne Bild! das schöne Bild! O die glänzenden Augen! und das rabenschwarze Haar! Der Prophet möge mir gnädig sein und mir helfen!“

Weiter mochte der Kalif diesen unnatürlichen Auftritt nicht mit anhören. Er befahl leise seinem Vezier, sich genau das Haus zu merken und Beide verließen alsdann den unheimlichen Platz, noch eine gute Strecke von dem Klagegeschrei jenes Unglücklichen begleitet.

Am andern Morgen nahm der Großvezier ein paar vertraute Diener mit sich, um sich auf Befehl des Kalifen in das Stadtviertel zu begeben und daselbst das Haus aufzusuchen, an dem der Kalif mit seinem Begleiter in der vergangenen Nacht gehorcht hatten. Sie hatten dasselbe auch bald gefunden und lauschten eine Zeit lang, ob sich nicht wieder das Klagegeschrei wie gestern hören ließe. Doch alles war still und ruhig. Sie klopften an die Pforte, einmal, zweimal, ohne daß sich von innen das Geringste vernehmen ließ. Dann machten sie ein Geräusch an dem geschlossenen Fensterladen und mußten auch hier mehrmal vergeblich pochen, bis sie endlich in dem Zimmer eine Bewegung hörten. Jetzt wurde eine Thüre aufgemacht und ein paar Fußtritte näherten sich der Hauspforte, worauf der Großvezier die Stimme des alten Mannes vernahm, der durch eine Spalte fragte, wer da sei und was man wolle.

„Im Namen des Kalifen aufgemacht!“ rief Abdallah von draußen und setzte hinzu, als der Alte drinnen zu zögern schien, „nur gleich aufgemacht, oder ich befolge den Befehl des Kalifen Harun al Radschid und erbreche die Thüre und lasse Euch obendrein wegen Eurem Ungehorsam strenge bestrafen.“

Jetzt wurde der Eingang langsam geöffnet und die Gestalt eines

alten Mannes in sehr ärmlicher Kleidung sichtbar, der die Hand an Brust und Stirn legte und mit demüthiger Stimme fragte: „Was befiehlt mein Herr, der Kalif?"

Abdallah trat mit seinen beiden Begleitern in das Haus und wandte sich nach dem Zimmer, aus dem er gestern Abend das sonderbare Gespräch vernommen. Der alte Mann wollte ihm anfänglich zwar den Weg versperren, doch als er die bewaffneten Diener sah, stieß er einen tiefen Seufzer aus und öffnete die Thüre des Gemachs.

Obgleich sich dies in einem sehr ärmlichen Zustande befand, so zeigten doch die Ueberbleibsel der ehemaligen Einrichtung, daß ein wohlhabender Mann hier gewohnt habe. Die Wände waren mit zerbrochenen Schränken von vergoldetem Holz verziert und die Decke mit einem alten persischen Shawl bekleidet, wie man es oft in orientalischen Häusern findet. Die Laden des Zimmers waren verschlossen, weßhalb man kaum sehen konnte, daß sich in der Ecke desselben ein Divan befand, auf dem die Gestalt eines Mannes ausgestreckt war. Zufällig warf die Sonne draußen durch ein Loch des Fensterladens einen Lichtstrahl in das Gemach, wodurch dem Großvezier möglich wurde, das Antlitz jenes jungen Mannes genau zu sehen. Wenn man in dies bleiche, eingefallene Gesicht sah, so konnte man keinen Augenblick daran zweifeln, daß er es war, der gestern Abend die Klagetöne ausgestoßen. Er mochte in einem Alter von ungefähr zwanzig Jahren sein und schien sich nicht um die Eingetretenen zu bekümmern. Sein Auge war geschlossen, seine Lippen, die ein leichter schwarzer Bart beschattete, zusammen gepreßt, und abgesehen von der entsetzlichen Magerkeit und Blässe, war der Kopf, den ein dichtes schwarzes Haar bedeckte, von außerordentlicher Schönheit. Seine Kleidung, die zerrissen war, zeigte deutlich, daß sich der junge Mann einst in bessern Umständen befunden. In einer andern Ecke des Zimmers lag ein Haufen großer Bücher, nebst zerbrochenen gläsernen Flaschen und selt-

samen Instrumenten, wie sie die Magier oder Zauberer früher zu gebrauchen pflegten.

Nachdem der Großvezier das Innere dieses Gemachs flüchtig übersehen, fragte er den alten Mann, der demüthig an der Thüre stehen geblieben war, wer dieser Jüngling sei, worauf der Alte mit einem ängstlichen Zeichen um Stillschweigen bat und dem Großvezier winkte, das Zimmer mit ihm zu verlassen.

Draußen flehte er ihn auf das Inständigste an, nicht in seine Geheimnisse zu dringen, worauf aber Abdallah erklärte, daß er vom Kalifen den Befehl habe, ihn vor das Antlitz des Herrschers zu führen, damit er ihm Auskunft gebe über das, was gestern Nacht hier vorgefallen sei.

Als der alte Mann den Namen des Kalifen hörte und den Befehl, vor diesen geführt zu werden, vernommen hatte, stürzte er auf seine Knie nieder und schwor bei Gott und dem Propheten, daß er an Allem unschuldig sei und daß er in der That lieber bestraft werden wolle, als noch länger in diesem Hause wohnen. „Doch," setzte er hinzu, „ich darf meinen jungen Herrn nicht verlassen, und wenn du mich, der ich doch ganz unschuldig bin, in's Gefängniß wirfst, so mußt du dich seiner annehmen, o Herr!"

Der Großvezier versicherte ihm dagegen, es sei von einer Bestrafung nicht die Rede: wenn er nur dem Kalifen die reine Wahrheit sage, so werde dieser in seiner Weisheit über ihn und seinen Herrn das Beste beschließen. Nach diesen Versprechungen trat der Alte noch einmal in das Gemach zu dem jungen Mann und wechselte einige Worte mit ihm, worauf er zurückkehrte und dem Großvezier folgte, nachdem dieser einen seiner Diener zur Bewachung des Hauses zurückgelassen.

Als sie den großherrlichen Palast erreicht hatten, ließ sie der Kalif augenblicklich vor sein Angesicht, um aus dem Mund des alten Mannes eine Auskunft über das sonderbare Gespräch zu vernehmen, welches Harun al Radschid und sein Vezier gestern Nacht

gehört. Der alte Mann beugte sich tief vor dem Kalifen zur Erde und sprach: „Beherrscher der Gläubigen, da ich wohl weiß, daß zu deinem erlauchten Ohr nur die reine Wahrheit dringen darf, so werde ich dir ohne alle Umschweife und mit der größten Treue die Geschichte meines jungen Herrn erzählen, der sich in so traurigen Umständen befindet, wie wohl nie vor ihm ein Rechtgläubiger. Wisse denn, o Herr, in jenem Hause, vor dessen zerbrochene Thüre dich der Prophet wahrscheinlich zu unserem Heile führte, wohnte noch vor ein paar Jahren Abn el Deri, ein weiser und gelehrter Mann, von dem deine Hoheit gewiß schon gehört. Dieser konnte die alten geheimnißvollen Bücher der Magier und Zauberer lesen und verstand es, aus den Sternen Vergangenes und Zukünftiges zu enträthseln. Ich war sein Diener, o Herr, und begleitete ihn auf allen seinen Reisen, die er in früheren Jahren nach allen Theilen der bekannten Welt machte. Wie oft durchzogen wir die Wüste kreuz und quer, und es mag nicht leicht eine der größeren Oasen geben, die wir nicht besucht. Auch die Meere sahen wir, die unsern Sand von allen Seiten bespülen; indessen machte mein Herr diese großen Reisen keineswegs, um aus dem Kauf und Verkauf kostbarer Waaren Nutzen zu ziehen, sondern in allen größern und kleinern Städten, die wir besuchten, traf er mit weisen und gelehrten Männern zusammen, mit denen er sich eifrig über Sternkunde besprach und sie belehrte, oder von ihnen zu lernen suchte. Ach, Herr, es war eine Lust, mit Abn el Deri Tage und Wochen lang durch die einsame Wüste zu ziehen. Nie in meinem Leben habe ich Jemand gefunden, der so schöne und anmuthige Erzählungen gewußt hätte, wie er. Tage lang konnte er so fortsprechen und wir Alle hörten ihm mit Vergnügen zu. Wenn er aber auf seinen Reisen noch so redselig und unterhaltend war, so gab es doch Augenblicke, wo er sehr in sich gekehrt und stille wurde, und das waren die Stunden, in welchen sich in der Wüste fern am Horizonte die Fata Morgana sehen ließ. Alsdann wurde er nachdenkend und konnte oft Stun-

den lang die fabelhaften Bäume, die zierlichen Häuser und das glänzende Wasser anstarren, welche das Wüstengespenst vor das Auge des Wanderers zaubert. Schon öfters hatte ich's versucht, ihn in solchen Augenblicken anzureden, aber er bedeutete mir beständig mit der Hand, ich solle schweigen, und nahm dann gewöhnlich eines seiner geheimnißvollen Bücher vor sich auf's Kameel, worin er eifrig las und in welchem gar sonderbare Zeichen standen, die er mit den Figuren der Fata Morgana zu vergleichen schien.

Einst nach einem solchen Tage lagen wir Abends unter dem Zelte und Abn el Deri war freundlicher als je, weßhalb ich mir, von innerer Neugier getrieben, die Freiheit nahm und ihn fragte, weßhalb er denn dem Wüstengespenst beständig so eifrig und unverwandt zuschaue und sich an einem Anblick zu erfreuen scheine, der doch jedem andern Muselmann abschreckend und unheimlich sei. Da lachte mein Herr und sprach zu mir: höre, Ismael, so ist nämlich mein Name, o Herr, du bist mir lange ein treuer Diener gewesen, weßhalb ich dir deine Neugierde verzeihen will, ja sogar noch mehr, ich will dir, soweit es für deine Verstandeskräfte faßlich ist, mittheilen, was schon viele weise und gelehrte Männer vor mir über das Wüstengespenst gedacht und was ich ebenfalls davon halte. Schon öfter hast du selber gesehen, besonders an heißen Tagen, wenn die weite, weite Wüste vor uns ausgebreitet liegt, daß es plötzlich war, als beginne der Sand am Horizont langsam in die Höhe zu steigen, es scheinen sich da Hügel zu erheben, über deren Gipfel gelbe schwere Wolken langsam hin und her ziehen. Es wogt und brandet, wie ein fernes Meer und dazwischen bricht zuweilen ein Lichtstrahl hervor, wie wenn die Sonne durch schwarze dichte Wolken einen feinen Strahl auf das Wasser wirft. Immer stärker wird die Bewegung auf den Hügeln und die gelben Wolken, die erst dicht zusammen geballt scheinen, wickeln sich wie lange dünne Schleier ab, flattern gegen den Himmel und steigen langsam aufwärts, so daß sie sich wie ein Vorhang von der Erde empor-

heben, und dein geblendetes entzücktes Auge dort, wo du eben nichts als gelbe Sandhügel sahst, in eine schöne reiche Landschaft blicken lassen. Um dich brennt der heiße Sand, die Sonne wirft glühende Strahlen hinab. Schweigend ziehen Menschen und Pferde in der Hitze dahin und um desto mehr ergreift dich der Anblick der Fata Morgana, mit schattigen Palmenwäldern, rauschenden kühlen Wassern, mit strahlenden luftigen Landhäusern. Bei diesem Anblick zieht der Reisende den Burnus über den Kopf und ruft den Propheten an, indem er sich von dem Anblick wegwendet, denn nicht dorthin, wo jene Palmen rauschen, führt ihn sein Weg, dort ist für ihn nichts als Sand und unfehlbarer Tod.

Indessen trägt die Fata Morgana nicht die Schuld, sie will keinen Menschen verlocken und ist so unschuldig, wie eine Insel im fernen Meere, die der Schiffer nicht erreichen kann, weil ihm der leitende Compaß fehlt, und doch ist es dem muthigen Manne vorbehalten, jenes glückliche Eiland im Sand zu erreichen, das, blühender und fruchtbarer als selbst das Paradies, dem, der es erreicht, die schönste Belohnung gibt. Ja, Ismael, fuhr mein Herr fort, ich kenne dich zu gut, und weiß, daß ich deinen Sinn nicht verwirre, wenn ich dir sage, daß die Fata Morgana mehr ist, als eine bloße Erscheinung, wenn ich dir sage, daß dort die Prinzessin Morgana regiert, ein Weib, so schön und herrlich, wie kein zweites im Himmel und auf Erden. Ihr Antlitz hat zwar noch keine Menschenseele erblickt, obwohl meine Bücher, sowie die weisen und gelehrten Männer bezeugen, daß es einem mächtigen Zauberer gelungen ist, ein Bildniß von ihr zu entwerfen, das aber im Laufe der Zeit spurlos verschwunden, und um dir jetzt Alles zu sagen, der Zweck meines Studiums, sowie meiner Reisen ist, dies gefährliche Bild aufzufinden, — gefährlich, weil es das Menschenherz, das es anblickt, tödtlich erkranken läßt, vor Entzücken und Liebe.

So erzählte mir mein Herr, und du kannst dir denken, daß

ich über seine Reden und Mittheilungen nicht wenig verwundert war und zuweilen bedenklich meinen Kopf schüttelte, weil mein Herr so viel Geld und Zeit verschwendete, um ein fabelhaftes Bild aufzusuchen. Einige Zeit nach dieser Erzählung zogen wir mit einer Karawane nach Damaskus und Palmyra, auf welcher Reise wir unsägliches Ungemach zu erdulden hatten. Wir wurden vom Sandsturm überrascht, wobei ein großer Theil unserer Karawane umkam, und nur durch die Schnelligkeit unserer Pferde gelang es uns, dem allgemeinen Verderben zu entfliehen. Ach, Herr, es ist ein schrecklicher Anblick, eine Karawane, Menschen und Thiere in der tödtlichsten Angst vor dem Verderben, das hinter ihnen herrauscht, dahin fliehen zu sehen. Kameele und Pferde leisten das Unmögliche und rennen schaumbedeckt über den Sand, bis sie mitten im Lauf todt dahin stürzen. In unserer Nähe bemerkten wir auf dieser wilden Flucht lange Zeit ein schönes Weib, das auf einem edlen arabischen Pferde dahin jagte; in ihren Schleier gewickelt, hielt sie ihr kleines Kind, das sie erst vor kurzer Zeit geboren, und in dem allgemeinen Lärmen und Sausen der Sandwolken, die uns verfolgten, hatte sie nur Augen für das kleine Wesen und bedeckte es mit ihrem Körper, wenn der Sturm eine Wolke den andern voraus und über uns herjagte. Auch meinen Herrn rührte der Anblick dieses Weibes und wir hielten uns so viel möglich in ihrer Nähe, um sie vielleicht im Falle der Noth retten zu können. Doch der Prophet hatte ihren Tod beschlossen. Ihr Pferd stürzte plötzlich todt dahin und unglücklicher Weise in einem Augenblick, wo uns der Sand dicht auf der Ferse war. Da hielt das Weib ihr Kind flehend empor und konnte nur noch meinen Herrn zurufen: „Rette es, rette es!“

Du kannst dir denken, daß wir trotz der Gefahr unsere Pferde anhielten, ich ergriff hastig das Kind und Abu el Deri wollte der Frau helfen. Doch sie warf ihren Schleier über den Kopf und zeigte in verzweiflungsvoller Angst auf den herannahenden Sand-

sturm, indem sie uns bei Gott und dem Propheten beschwor, zu entfliehen und nur das Kind zu retten. O Herr, es war ein schrecklicher Anblick. Dicht an unsern Fersen kam die Sandwolke heran, gleich einer feurigen Riesenmauer und bog sich über unsern Häuptern, wie die Wellen im stürmischen Meere, wenn sie, sich überstürzend, weit auf das Ufer hinausschlagen. „Flieht, flieht,“ schrie das Weib, und rettet mein Kind!“ worauf unsere Pferde, denen die Gefahr ebenso bekannt, wie uns, ihre letzten Kräfte zusammen nahmen und in großen Sätzen davon jagten. Hinter uns stürzte die Sandwolke zusammen und bedeckte das verlorne Weib, ihr einen riesenhaften Grabhügel bildend.

Wir entkamen durch die Gnade des Propheten und Abn el Deri betrachtete das Kind — es war ein Knabe — das ihm der Prophet so unverhofft geschenkt hatte, als sein eigenes und ließ es auf's Sorgfältigste erziehen. Trotz dem stellte er seine beständigen Reisen nicht ein, und je älter er wurde, je emsiger forschte er nach dem Bilde, von dem er mir gesprochen. So wurden wir Beide alt und die letzte Reise, die wir zusammen machten, war weit hinter Palmyra nach einer Oase, in der ein überaus weiser und gelehrter Mann wohnte. Ach, es war unsere letzte; denn nach jahrelangen Bemühungen hatte mein Herr doch gefunden, was er so lange gesucht: Das Bild der Prinzessin Morgana. Doch was nützte es ihm jetzt, da er am Rande des Grabes stand und keine Kräfte, keine Jahre mehr zu verschwenden hatte, um wenigstens den Versuch zu machen, jenes glückselige Eiland zu erreichen, wofür er Zeit seines Lebens geschwärmt und wonach er sich beständig gesehnt hatte. Wir kehrten hieher nach Bagdad zurück und lebten eingezogen und ärmlich; denn das Vermögen meines Herrn war von seinen vielen Reisen so erschöpft, daß das Wenige, was er noch besaß, kaum bis zum Ende seiner Tage reichte. Endlich kam er zum Sterben und in seiner letzten Stunde stand ich, sowie sein angenommener Sohn, der unterdeß zu einem kräftigen Jüngling herangewachsen

war, an seinem Lager. Mit schwacher Stimme gab er diesem zum letzten Mal gute Lehren und ermahnte ihn, wohlgefällig vor Gott und dem Propheten zu wandeln. Darauf händigte er ihm ein Amulet ein, das die unglückliche Mutter vor ihrem Tod in der Wüste um den Hals ihres Kindes gebunden hatte, ertheilte ihm seinen Segen und bat ihn alsdann, auf einige Augenblicke fortzugehen, indem er mir noch etwas Wichtiges mitzutheilen habe.

Ismael, sprach er, als wir allein waren, in einigen Augenblicken werde ich nicht mehr sein, und du wirst deinen Herrn verloren haben, sowie mein Sohn seinen Vater. Versprich mir, deine langjährigen Erfahrungen zu seinem Besten zu benützen und ihm so viel wie möglich zu helfen. Dies gelobte ich ihm mit einem Handschlage, worauf er mir das Versprechen abnahm, jenes Bild, das er mir einhändigte, weder selbst anzuschauen, noch es seinem Sohne zu zeigen; denn, setzte er hinzu, der Anblick desselben wird jedes Menschenherz mit Krankheit erfüllen und es langsam vergehen lassen vor Entzücken und Liebe. Darauf starb er.

Nun war ich allein mit dem jungen Manne, und was uns Abu el Deri hinterlassen, war nicht viel. Kisten und Kasten waren leer und Alles, womit wir unser Leben eine Zeitlang fristen konnten, waren einige alte Waffen, die mit Steinen und Gold reich geschmückt waren, und die ich denn auch alsbald zum Verkauf in die Bazars trug. Unser junger Pflegesohn, er hatte den Namen Saladin empfangen, war ein ungestümes, feuriges und rasches Blut. Abu el Deri hatte ihn bei weisen Meistern seiner Zeit unterrichten lassen und nebenbei, daß er in Schriften wohl bewandert war, verstand er bald die Lanze zu führen und das Roß zu tummeln. Doch, o Herr, du kannst dir leicht denken, daß nach dem Tode des alten Mannes dergleichen zeitraubende und kostspielige Beschäftigungen von selbst wegfielen. Was sollten wir auch anfangen? Das Pferd, das der junge Saladin besaß, mußten wir bald verkaufen; ebenso seine kostbaren Kleider, in denen er geglänzt hatte,

wie ein junger Pascha. Oftmals, o Herr, machte ich den Versuch, dem jungen Herrn irgend eine Beschäftigung verschaffen zu können, in welcher er sein Brod auf eine für ihn würdige Art verdiene. Ich empfahl ihn dem Kommandeur der Leibwache, indem ich für den schönen jungen und gewandten Mann um eine Anstellung bei den Reitern bat; aber da ich keine mächtigen Beschützer hatte, ja nicht einmal das nöthige Pferd und das Rüstzeug anschaffen konnte, so wurde ich überall abgewiesen. Ach, Herr, das war eine traurige Zeit. Ich suchte jetzt den jungen Saladin zu bewegen, eine Beschäftigung minderen Ranges zu ergreifen und brachte ihn endlich so weit, daß er mir versprach, sich eine Stelle als Diener in einem Laden gefallen zu lassen. Aber auch hier hatte ich mir umsonst Mühe gegeben, seinen stolzen Sinn in so weit zu beugen, denn nicht einmal eine solche erhielt ich für ihn. Wenn man auch anfänglich nicht abgeneigt war, ihn anzunehmen, so hörten die alten Kaufleute doch kaum, daß er der Sohn Abn el Deri's sei, des Magier und Teufelbeschwörers, wie sie ihn nannten, als sie sich alle von uns abwandten und uns die Thür verschlossen.

Zu dieser Zeit war das Geld, das wir aus unsern Waffen gelöst hatten, gänzlich verzehrt, und umsonst suchte ich alle Winkel des Hauses, alle Kisten und Kasten durch, um irgend ein verborgenes Kleinod zu finden. Sogar das eiserne Kästchen, in welchem das wundervolle Bild verwahrt war, und das ich nie untersucht hatte, schloß ich auf, ohne etwas Anderes darin zu finden, als nur dies Bild in einem unscheinbaren Futteral. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß mich bei diesem Geschäft die Neugier plagte, auf den kleinen Stahlknopf des Futterals zu drücken, welches das Bild umschloß. Doch zu meinem Glück tönte in diesem Augenblick die Stimme meines alten Herrn vor meinen Ohren und ich unterließ es. Unglücklicher Weise vergaß ich das eiserne Kästchen wieder zu verschließen und ging darauf aus dem Hause, um einen alten Bekannten um ein Darlehen anzusprechen.

Zu dieser Stunde kam Saladin zurück und mochte wohl schon längst jenes kleine Kistchen und daß dasselbe beständig für ihn verschlossen sei, bemerkt haben, genug, er benützte meine Abwesenheit, nahm das Futteral heraus und, o Herr, der Unglückliche betrachtete das Bild.

Was darauf mit ihm geschah, weiß ich nicht. Aber als ich nach Hause zurückkehrte, fand ich ihn in den heftigsten Fieberphantasien auf seinem Lager liegen, das Futteral in seinen Händen haltend, das ihm zu entreißen keine menschliche Macht im Stande war. Wohl hörte ich aus den irren Reden, die er in der Fieberhitze ausstieß, daß er jenes Bild geschaut, sowie daß das Wort meines alten Herrn: jedes Menschenherz müsse bei dem Anblick dieses Bildes krank werden vor Entzücken und Liebe, an ihm in traurige Erfüllung gegangen sei. Wochenlang lag er so auf seinem Lager an einem bösen, markverzehrenden Fieber und führte dabei beständig die sonderbarsten, unzusammenhängendsten Reden. Gewöhnlich befand er sich in solchen Augenblicken in der Sandwüste und sah in weiter Ferne das Gespenst der Fata Morgana vor sich schaukeln. Dies beschrieb er denn auch, wie es früher Abn el Deri gethan, mit den glühendsten lieblichsten Farben und malte es aus als ein Eiland voll Liebe und Entzücken. Ach, und in allen diesen Träumen spielte das unglückselige Bild eine Hauptrolle; denn dies war es, was ihm überall voran schwebte, und dem sein wirrer Geist hastig nachfolgte über schneebedeckte Berge, durch das wilde Meer und durch den glühenden Sand der Wüste.

Endlich ließ die Kraft des Fiebers nach und ich glaubte jetzt würde der unglückliche Saladin zur Vernunft zurückkehren und das Andenken jenes Bildes aus seinem Herzen verbannen. Doch weit gefehlt. Wenn auch sein Körper genas, so schien ihm Herz und Geist desto kränker zu werden. Das erste Mal, als ich an seinem Lager saß und er mich nach seiner mondenlangen Krankheit wieder erkannte und zusammenhängend mit mir sprach, zeigte er mir mit

Entzücken das Futteral und sagte: endlich habe er etwas gefunden, dem er sein ganzes Leben weihen würde und welches er erreichen wolle, wenigstens unablässig darnach streben bis zu seinem Tode — nämlich das Original zu diesem Bilde. Umsonst stellte ich ihm vor, das Bild müsse eine bloße Phantasie des Malers sein, allein er lächelte und sprach mit matter Stimme: „O Ismael, dein Unglaube thut mir weh, ich versichere dich, es ist das Bild der Prinzessin Morgana, die auf einem paradiesischen Eiland fern in der Wüste herrscht. Wohl weiß ich, daß noch kein Sterblicher das Glück hatte, dasselbe zu erreichen und die Prinzessin zu sehen. Doch warum kann es mir nicht vorbehalten sein, den Weg dorthin zu finden; dies wird mir auch gelingen, Ismael, denn ich habe die Reise dorthin in den Phantasien des Fiebers schon öfters gemacht. Es war zwar ein schrecklicher und mühesamer Weg und die Karawane, der ich mich anschloß, bestand aus sonderbaren Gestalten, aber ich werde das Eiland dennoch erreichen und die Prinzessin sehen; ja, ich werde sie sehen und ihr nahe sein."

Anfänglich glaubte ich bei diesen Reden, sie seien noch ein Ueberbleibsel des Fiebers, und diese sonderbaren Ideen würden sich mit der Zeit schon geben. Doch weit gefehlt. Saladin genas langsam wieder, ohne aber seinen Vorsatz vergessen zu haben, die Prinzessin Morgana, wie er das Bild nannte, aufzusuchen; — vielmehr hatte er sich in seinen Träumen etwas ausgedacht, das an Wahnsinn grenzte und wodurch er, wie er sagte, seinen Körper an die ungeheuren Mühseligkeiten gewöhnen wollte, die ihm auf jener Reise bevorstehen würden. Er nahm nämlich Tage lang keine Speisen und keinen Trank zu sich, um sich an Hunger und Durst zu gewöhnen, und alle meine Ermahnungen dagegen waren vergebens. Er gerieth sogar in eine unbeschreibliche Wuth, wenn ich ihm das Unsinnige seiner Handlungen vorstellte, und wußte mich durch Bitten und Flehen dahin zu vermögen, ihm seinen thörichten Willen zu thun. Oft hungerte er drei bis vier Tage und

obendrein zwang er mich noch, ihn mit einem Stocke zu schlagen. damit er den Mißhandlungen der Menschen, die ihn von seinem Vorhaben abbringen wollten, Trotz bieten könne. Was mein Herz bei diesem Wahnsinn litt, kannst du dir leicht denken, o Herr; doch was sollte ich armer alter Mann machen; wenn ich mir auch zuweilen fest vornahm, ihm seinen Willen nicht mehr zu thun, so konnte ich doch bei diesem Vorsatz nicht lange beharren, denn sein Jammer über meine Untreue, wie er es nannte, seine Klage, daß ich ihm nicht behülflich sein wolle, sein Liebstes auf der Welt zu erreichen, war mir ebenso schrecklich, ja noch schrecklicher, als die Mißhandlungen, denen er sich unterzog. Wenn ich ihn zuweilen befragte, wann und durch wessen Hülfe er gedenke, seine Reise antreten zu können, so antwortete er lächelnd: das Schicksal, das ihm das Bild der Prinzessin Morgana zugeführt, werde es ihm auch, wenn die Zeit zur Reise herangekommen sei, nicht an Mitteln dazu fehlen lassen.

So ist die Erzählung von dem alten Abu el Deri und seinem Pflegesohn, o Herr, und beim Barte des Propheten, ich habe dir nichts verschwiegen, auch hast du in der vergangenen Nacht selbst zugehorcht, wie er mich mit seinem Wahnsinn quälte und wie ich ihn mißhandeln mußte. Bestimme in deiner Weisheit nun, was mit uns geschehen soll."

Der Kalif, sowie sein Großvezier, hatten dieser sonderbaren Erzählung aufmerksam zugelauscht und Beide saßen nach Beendigung derselben stumm da und wußten nicht, was sie davon denken sollten. „Ei," meinte der Kalif, „was würdest du dazu sagen, Abdallah, wenn wir uns jenes Bild kommen ließen und es auf alle Gefahr hin auch einmal anschauten."

„O Herr," entgegnete Ismael hastig, nachdem er eine tiefe Verbeugung gemacht, „o Herr, beschließe in deiner Weisheit nicht so etwas Schreckliches. Glaube mir, der böse Zauber, der von

diesem Bilde ausströmt, würde auch dich Zeit deines Lebens unglücklich machen."

„Es ist in der That eine seltsame Geschichte," sagte der Großvezier, „und wenn ich deiner Hoheit einen Rath geben dürfte, der deiner Großmuth sicher nicht verwerflich erscheint, so wäre es der, den unglücklichen jungen Mann mit den nöthigen Mitteln zu versehen, um ihn wenigstens ein Jahr lang mit den Karawanen durch die Wüste ziehen zu lassen. Vielleicht daß ihm der Prophet gnädig ist und daß sich sein Wahnsinn zerstreut."

„Ja, du hast Recht," antwortete der Kalif, „triff die nöthigen Anstalten dazu und laß es dem Reisenden an nichts fehlen. Schick ihn mit einer der großen Karawanen fort, die in kurzer Zeit nach Palmyra abgehen, und ertheile ihm den Befehl, nach Ablauf eines Jahres zurück zu kommen und alsdann werde ich ferner für ihn sorgen."

Ismael stürzte dem Kalifen zu Füßen, und indem er seinen Dank für die hohe Gnade stammelte, wagte er die Bitte, seinen jungen Herrn begleiten zu dürfen, eine Gunst, die ihm der Kalif auch gern gewährte. Darauf befahl Harun al Radschid, den jungen Saladin, wenn er zu der Reise gehörig ausgerüstet sei, vor sein Angesicht zu führen, und entließ den alten Diener, der sich vor Freude zitternd nach seiner Wohnung zurück begab und seinen Herrn durch die frohe Botschaft nicht wenig stärkte.

Saladin lag gerade auf seinem Lager ausgestreckt und hörte anfänglich ziemlich gleichgültig die Erzählung des Dieners, daß ihn der Kalif habe rufen lassen und daß er diesem ausführlich von Abn el Deri habe erzählen müssen. Allein als Ismael im Verlauf des Gesprächs von der Gnade des Kalifen sprach, daß er ihnen die Mittel zu einer Reise in die Wüste geben wolle, da richtete sich der junge Mann von seinem Lager plötzlich in die Höhe und sprach mit funkelnden Augen: „Siehst du, Ismael, daß meine Träume nicht lügen, siehst du wohl — die Zeit ist gekommen,

denn der Prophet schickt mir eine unverhoffte Hülfe, die Reise zu machen, nach der sich mein Herz gesehnt und auf der ich finden werde, was ich suche."

Schon andern Tags brachte man vor das Haus des jungen Saladin einige Kisten mit schönen Kleidungsstücken, mit Waffen und Reisevorräthen aller Art. Auch schickte der großmüthige Kalif mehrere kostbare Pferde, sowie einige schwarze Sklaven, welche den jungen Mann auf seinen Reisen begleiten sollten. Dieser war von dem Augenblicke an, wo ihm Ismael die Gnade des Kalifen verkündigt, wie umgewandelt und man merkte ihm schon nach einigen Tagen gar nicht mehr an, daß er Monate lang krank gelegen, und sich während dieser Zeit mit den größten Mißhandlungen und Entbehrungen, wie sie uns bekannt sind, abgequält hatte. Schon der bloße Gedanke, den heißen, innigen Wunsch seiner Seele in Erfüllung gehen zu sehen, goß ihm neue Lebenskraft durch alle Adern; die Frische seiner Wangen kam wieder, sein Auge glänzte wieder feurig unter seinen schwarzen Brauen, wie die glühende Sonne, wenn sie Abends, von Wolken umgeben, hinter dem Horizonte versinkt. Schon in der ersten Stunde nach des alten Dieners Zurückkunft aus dem Palaste hatte er sein Lager verlassen, und als die Geschenke des Kalifen ankamen, wählte er daraus einen kostbaren, schönen Anzug, schwang sich auf eins der edlen persischen Pferde und ritt, von seinem Diener Ismael begleitet, durch die Bazare und Gassen nach dem Palaste des Kalifen, um sich, dem Befehle Harun al Radschids gemäß, vor dessen erlauchtes Antlitz zu stellen.

Die Leute auf den Straßen, bei denen er vorbeiritt, gingen ehrfurchtsvoll aus dem Wege und wurden von seiner schönen, stattlichen Gestalt, von seiner Haltung zu Pferde, kurz von seiner ganzen Erscheinung so geblendet, daß sie achtungsvoll zur Seite traten und ihn wie einen mächtigen Emir begrüßten. Auch die Kaufleute in den Bazars sahen ihm erstaunt nach und einer fragte

den andern, wer der fremde Prinz sei? So gelangte er an den Palast des Kalifen, wo die Wachen ihn und seinen alten Begleiter auf's Ehrerbietigste begrüßten und sie ohne Verzug in das Innere der Burg ließen. Hier sprangen einige Pagen herbei, die dem jungen Saladin den Steigbügel hielten und ihn nebst seinem Diener Ismael in die Gemächer des Kalifen geleiteten, wo ihn dieser mit seinem Großvezier Abdallah empfing.

Harun al Raschid betrachtete den jungen Mann, der sich tief vor ihm verbeugte, lächelnd und mit Wohlgefallen und erneuerte ihm nochmals die Versprechungen, die er dem alten Ismael gegeben.

„Beherrscher der Gläubigen," erwiderte Saladin, „du bist in deiner Güte und Großmuth dem Verlassenen wie ein Engel des Himmels erschienen und der Prophet wird dich dafür belohnen. Wie soll ich dir meinen Dank aussprechen für das Unendliche, was du mir gethan. Ich werde finden, was ich lange gesucht, und so es der Wille Gottes ist, glücklich werden."

Der Kalif, der sich anfänglich vorgenommen hatte, einen Versuch zu machen, ob er den Jüngling nicht von seiner Schwärmerei heilen könne, sah aus den letzten Worten desselben, daß er unabänderlich bei seiner Idee beharre, und beschloß deßhalb, keinen vergeblichen Versuch zu machen. Er entließ ihn hierauf mit seinen besten Wünschen, und Saladin kehrte freudetrunken in seine Wohnung zurück.

Die Einwohner Bagdads, deren Neugier durch die Erscheinung des fremden Prinzen, wofür sie Saladin hielten, sehr erregt worden war, gaben sich alle Mühe, zu erfahren, wer dieser junge Mann denn eigentlich sei, und hatten nicht sobald die Kunde erhalten, daß es der Sohn des alten Magiers Abu el Deri wäre, dem der Kalif die Ausrüstung und die Mittel zu einer weiten Reise geschenkt, als sie die Erzählung von dem Bildnis für ein Märchen erklärten, das der alte Spitzbube, der Ismael, erfunden habe, um

den Kaiser mit einer Summe Geldes zu prellen, und die bösen Menschen bedauerten nur, daß des Alten Anschlag so glücklich gelungen war.

Wenige Tage darauf zog die Karawane, der sich der junge Mann mit seinem Diener anschloß, von Kairo hinweg gen Palmyra und die Leute in den Bazars riefen einander lachend zu: „Seht doch den klugen Spitzbuben Ismael, wie er mit seinem Raube davon zieht!“

Wie es gewöhnlich mit Verläumdungen geht, daß sie sich von Stunde zu Stunde vergrößern, sich mit Zusätzen und Thatsachen vermehren und dadurch am Ende so glaublich werden, daß selbst der Unbefangenste nicht weiß, woran er ist, so erging es auch hier. Daß der alte Ismael den Kalifen betrogen habe, war den Leuten ziemlich klar. „Seht,“ sagten sie zu einander, „hat doch der alte Abu el Deri nie einen Sohn gehabt, wer weiß, wo Ismael den jungen Menschen aufgefunden und ihn zu seinen Zwecken unterrichtet.“ — „Mir scheint es,“ sagte ein Anderer, „ich habe den jungen Lügner schon irgendwo gesehen.“ — „Richtig,“ setzte ein Dritter hinzu, „habt Ihr nicht noch vor einiger Zeit in der Barbierstube an der großen Karavanserei einen Burschen gesehen, der diesem Saladin glich wie ein Ei dem andern?“ — „Aha,“ fielen alle Andern ein, „richtig, der ist's! O der gute Kalif!“

Bald darauf erfuhr auch Harun al Radschid durch seinen Großvezier diese Gerüchte, und obgleich er ihnen anfangs keinen Glauben schenken wollte, ließ er sich doch durch das Zureden Abdallah's bewegen, den Herrn jener Barbierstube zu hören, der auf die Frage des Kalifen nach jenem jungen Manne mit verschmitztem Lachen antwortete: „Beherrscher der Gläubigen, der Mensch kann sich irren und der Prophet möge mir bezeugen, daß ich einem Mitmenschen nicht gern etwas Böses nachsage. Aber was jenen jungen Mann anbetrifft, so könnte ich denn doch beschwören, daß er noch bis vor wenig Wochen meine Barbierbecken und Messer ge-

putzt und gesäubert hat. Freilich hatte er später, als ich ihn wieder sah, ein ganz anderes Aussehen, aber das machten die kostbaren Kleider und Pferde, die ihm deine Hoheit geschenkt."

Der Kalif, so schwer es ihm auch wurde, daran zu glauben, auf eine solche Art betrogen worden zu sein, konnte doch nicht umhin, dem alten Mann Glauben zu schenken und sagte später lachend zu seinem Großvezier: „höre, Abdallah, wir wollen uns doch in Zukunft besser in Acht nehmen und die Leute in ihren Häusern schreien und jammern lassen, ohne uns darum zu bekümmern."

Abdallah zuckte die Achseln und entgegnete: „In der That, es ist eine durchtriebene Spitzbüberei!"

Die Karawane, der sich Saladin und Ismael angeschlossen hatten, zog indessen ruhig ihres Weges durch die Wüste dahin und die beiden Pilger ahneten nichts von den Verläumdungen, die hinter ihrem Rücken ihren guten Namen zerstört hatten. Der junge Mann war glücklich, endlich den ersten Schritt gethan zu haben, der ihn dem unbekannten Original seines Bildes näher führte, und auf dem Wege zu sein, wo ihn ein glückliches Ungefähr an das Ziel seiner Wünsche führen könne. Ismael dagegen freute sich seinerseits, wieder einmal aus dem stillen Leben hinauszukommen und durch die Wüste schweifen zu können. Es war ihm gerade, als sei er um zwanzig Jahre jünger geworden und als reite er wie ehemals neben seinem alten Herrn Àbn el Deri.

Die Karawane war sehr zahlreich und hatte, da sie viel Gold und Silber bei sich führte, eine große Bedeckung bewaffneter Reiter, um Leute und Waaren vor den Ueberfällen der Beduinen zu sichern. Schon in den ersten Tagen ließen sich diese verwegenen Räuber in weiter Entfernung von der Karawane sehen, um, wie es schien, die Stärke und Beschaffenheit derselben genau auszuforschen. Auch überfielen sie wohl zuweilen kleine Abtheilungen des Zuges, die des Morgens beim Aufbruch zu weit zurückblieben, nahmen die beladenen

Kameele mit sich und machten die Mannschaft, wenn sie sich zur Wehre setzte, nieder.

Der größere Theil der Karawane aber zog dahin, ohne daß ihm ein Unglück widerfuhr, und Saladin mit ihm. Anfänglich hatte ihm das Reisen durch die Wüste, die Sonnenhitze und der Sand nicht wenig Beschwerde verursacht. Doch bald gewöhnte er sich daran und erkannte das Schöne und Erhabene, welches in der Stille und Leblosigkeit dieses ungeheuren Sandstrichs liegt, und wenn ihn auch zuweilen die Hitze der Sonne nicht wenig belästigte, so erfrischte ihn wieder der Gedanke an die Fata Morgana, die er noch nie gesehen und deren Anblick er jetzt so sehnlich erwartete. Endlich an einem schönen Abend, nachdem die Sonne den ganzen Tag über mit unerhörter Glut auf den Köpfen der Reiter gebrannt, entwickelte sich fern am Horizonte aus blauen Nebeln, die dort hinten empor zu steigen schienen, das Gespenst der Wüste und die letzten Strahlen der Sonne zitterten herrlich auf jene fabelhaften Gebäude, auf jene unerreichbaren Wälder und auf das glänzende Wasser, das kühlend und erfrischend empor sprudelte und doch noch nie eine menschliche Zunge erquickt hat. Saladin saß voll Entzücken auf seinem Pferde und hing mit glühendem Auge an jenem Zauberbilde, das bald blässer wurde und nach und nach ganz wieder verschwand.

Als die beiden Reisenden Abends unter ihrem Zelte lagen, sagte der junge Mann zu seinem Diener: „Ach, Ismael, ich habe mir genau die Richtung gemerkt, nach welcher ich gestern Abend das Eiland sah, auf dem die Prinzessin Morgana thront. Laß uns dahin aufbrechen, wer weiß, ob wir es nicht schon am Morgen erreichen.“

„Beim Propheten!“ entgegnete Ismael traurig lächelnd. „Lieber Herr, du hast gar sonderbare Ideen. Schon unsere Reise an und für sich, um zu einem Bild, welches wahrscheinlich nie existirt hat, das Original zu finden, ist lächerlich genug. Allein der Vorschlag,

den du mir eben machst, die Karawane zu verlassen, um auf's Gerathewohl in die Wüste hinauszuziehen, grenzt an Wahnsinn, und glaube mir, du wirst das Gespenst der Wüste, das dir jene schönen Gebäude, jene Palmen und Springbrunnen vormalt, gewiß nie erreichen, denn wenn du dich einen Schritt dem Gebilde zu nähern glaubst, so weicht es zehn Schritte vor dir zurück."

„Aber," entgegnete Saladin unmuthig, „auf welche Art soll ich denn meinen Zweck erreichen und zu einem glücklichen Ende kommen, von dem die ganze Ruhe meines künftigen Lebens abhängt. Glaubst du vielleicht, dieser Zug durch die Wüste würde meine Gedanken ändern und jenes Bild in meinem Herzen verschwinden machen?"

„Ich hoffe das, o Herr," entgegnete Ismael. „Ich hoffe, deine Träumereien werden sich zerstreuen, und wenn wir nach einem Jahre gen Bagdad zurückkehren, wirst du über diese Tage wie über einen seltsamen Traum lächeln."

Saladin schüttelte traurig das Haupt und legte sich hierauf zur Ruhe nieder. — Solche Gespräche hielten die Beiden häufig zusammen, und so sehr sich auch Ismael bemühte, seinen jungen Herrn zur Vernunft zurückzubringen, so wenig konnte ihm dies gelingen. Saladin verwahrte das Bild sorgfältig, und in mancher Stunde, wenn er allein war, öffnete er das Futteral und schwelgte im Anblick der wundervollen Züge. Aber es konnte auch nichts Schöneres im Himmel und auf Erden geben, als dieses Bild. An einem Springbrunnen, der seinen klaren durchsichtigen Strahl hoch in die Lüfte schleuderte, lehnte die zarte Figur eines Mädchens, den Kopf nachdenkend zur Erde gesenkt, so daß man nur die schöne glänzende Stirne, sowie die halb verdeckten Augen sah. Da dies schon im Stande war, ein Menschenherz vor Liebe und Entzücken erkranken zu lassen, wie unvergleichlich schön mußte nun erst das ganze Gesicht sein, wenn das Mädchen ihren Kopf erhob und freundlich um sich blickte. Ach, wie oft hatte der junge

Mann in Stunden, wo er das Bild trunken vor Liebe anblickte, zu dem Propheten gefleht, er möge doch ein Wunder thun und ihn nur ein einziges Mal in jenes Antlitz schauen lassen. Der Unbesonnene! Schon bei dem halben Anblicke dieses schönen Gesichts war ihm fast sein Herz gebrochen. Was würde also aus ihm geworden sein, wenn erst die Glut ihrer Blicke, verzehrender als die Strahlen der Sonne am Mittage sein Blut entzündet hätten!

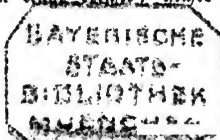
In einigen Wochen hatte die Karawane Damaskus erreicht, und nachdem sie hier einige Tage gerastet, wandte man sich gen Palmyra. Bald waren die Reisenden wieder in die offene Wüste hinausgekommen, wo sie nichts sahen, als Himmel und Sand. Kein Baum, kein Strauch, sowie kein fließendes Wasser. Die Wasserportionen für Menschen und Vieh wurden jetzt verkleinert, und je mehr man von der Hitze gequält wurde, um so gieriger und verlangender schauten die Menschen das Spiel der Fata Morgana an, das sich hier reizender und größer, als sonst irgendwo allabendlich vor ihren Blicken ausbreitete. Saladin lag ganze Stunden unter seinem Zelte und starrte hinaus in die Wüste und träumte mit offenen Augen, wo er dann öfters glaubte, mit seinen Blicken durch jene phantastischen Wälder dringen zu können, und wo er den Springbrunnen zu erblicken meinte, an dem das wunderschöne Mädchen mit gesenktem Auge saß. Vergebliches Bemühen! wie das Licht der Sonne sank, verschwand auch jenes Zaubereiland, und Saladin warf sich unruhig und fieberträumend auf seinem Lager umher.

Schon öfters hatte er bei sich den Entschluß gefaßt, die Karawane, ja sogar seinen alten Diener heimlich bei Nacht zu verlassen, sich auf sein Pferd zu werfen und in Gottes Namen nach jener Richtung hinzujagen, wo heute die Fata Morgana ihre Zaubergärten aufgebaut hatte. Doch war es immer, als ahnte der alte Diener etwas von diesem Entschlusse, denn er erzählte ihm die

schrecklichsten Geschichten von Reisenden, welche, von heftigem Durste gepeinigt, ihren Zug verlassen, um den betrüglichen Wasserfluthen nachzugehen, die das Gespenst der Wüste vor ihren Augen ausbreitete, und alsdann im weiten Sande elend umgekommen seien. Diese Erzählungen verfehlten nicht, wenn auch nur auf kurze Zeit, einen Eindruck auf das Herz des jungen Mannes zu machen. Allein seine Sehnsucht und Liebe war zu groß, und nach und nach stellte sich wirklich der Entschluß bei ihm fest, die Karawane heimlicher Weise zu verlassen.

Endlich — es war in einer schönen Nacht und beim Schimmer der untergehenden Sonne hatte man die Fata Morgana schöner als je in der Ferne glänzen gesehen, — schlich sich der junge Mann von der Seite seines Dieners, schwang sich auf sein Roß und ritt leise aus den Reihen der Zelte hinaus in's Freie. Er hatte sich die Richtung, nach welcher hin man heute Abend die Fata Morgana gesehen, so genau wie möglich gemerkt, gab seinem Rosse die Sporen und jagte da hinaus. Die Sterne stiegen hell glänzend am Himmel auf und sanken erbleichend wieder herab. In Osten dämmerte der Morgen und der junge Mann jagte auf seinem Rosse anhaltend durch die Wüste der aufgehenden Sonne entgegen. Das Grau der Nacht färbte sich violett und wurde am Horizont immer heller und heller; das Violett ging endlich in dunkles Gelb über und bald erschien die halbe Himmelsdecke mit einem goldenen Reif umzogen, der sich langsam emporzuheben schien und jetzt den ersten Strahl der Sonne hindurch ließ, der die Wüste in ihrer weitesten Ausdehnung vergoldete.

Saladin hielt hier sein Roß an und schaute zuerst in die Sonne, indem er den Propheten in einem kurzen Gebete anflehte, ihm gnädig zu sein und ihm den rechten Weg zu seinem Glücke zu zeigen. Dann schaute er rückwärts auf die Fläche, wo er hergekommen war, und als er dort, so weit sein Auge reichte, nichts als Sand und



und wieder Sand erblickte, wurde es ihm leichter um's Herz und er dachte freudig daran, daß er die beschwerliche langsame Karawane verlassen und jetzt frei wie der Vogel seinem Glücke nacheilen dürfe. Alsbald gab er auch seinem Rosse wieder die Sporen und jagte gen Osten, hoffend, die Fata Morgana bald vor sich zu sehen und zu erreichen. Die Sonne stieg langsam am Himmel empor und schien alle ihre Glut auf den einsamen Reiter zu werfen, denn ihm selbst kam die Hitze heute unerträglich vor.

Schon neigte sich die Sonne wieder hinab, als das ermüdete Pferd nicht weiter laufen konnte, weßhalb Saladin abstieg und jetzt erst zu seinem Schrecken einsah, daß er weder Gerste noch Wasser habe, um das arme Thier nach dem langen Marsche zu erquicken. Glücklicher Weise fand er noch in einem kleinen Futterbeutel ein paar Hände voll Mais, die er dem Thiere gab. Obgleich auch ihn Hunger und Durst nicht wenig quälten, so vergaß er dies doch plötzlich beim Anblick der Fata Morgana, die jetzt vor seinen Blicken langsam aufstieg. Allein er schien ihr nicht viel näher gekommen zu sein, und es war nur seine Phantasie, die ihm einredete, er sehe sie heute deutlicher und näher als gestern. Ach, die zauberhaften Palmenwälder und Gebäude gaukelten in der That ebenso fern von seinen Augen, wie gestern, weit vor ihm am Horizont. So kam die Nacht und der folgende Morgen fand den jungen Mann wieder zu Pferde, wie er durch die einsame Wüste einem Traumbild nachjagte, das mit derselben Schnelligkeit zurückwich. Schon war sein Roß vor Hunger, Durst und Müdigkeit so angegriffen, daß es ihn, als der Abend dieses Tages kam, nicht mehr tragen konnte, weßhalb er abstieg und es am Zügel eifrig nach sich zog; denn vor ihm stieg wieder das Gespenst der Fata Morgana empor; aber ach! er war ihm auch heute um keinen Schritt näher gekommen.

Als die Nacht abermals herabsank, legte er sich neben sein Pferd hin und konnte vor Hunger und Durst kaum das Auge schließen. Doch die Hoffnung, die ihn nicht verließ, stärkte ihn auf's Neue, und

als der neue Morgen kam, sprang er kräftiger als je empor, um seinen Ritt fortzusetzen. Aber sein armes Roß, das kein Drang des Herzens vorwärts trieb, das durch keine Hoffnung gestärkt und ermuntert wurde, machte nur einige mühevolle Anstrengungen, sich auf die Beine zu helfen, fiel aber wieder in den Sand zurück, da es wohl fühlte, seine Kraft sei zu Ende.

Jetzt stiegen zum ersten Male einige Zweifel in der Brust des jungen Mannes auf, und als er sein sterbendes Pferd sah, dachte er mit Schrecken, daß auch ihm, wenn er das Ziel seiner Sehnsucht und seiner Mühen nicht erreiche, ein ähnliches Loos bevorstehe. Doch die Hoffnung und der Blick auf das Bild, das er bei sich trug, ließ ihn nicht diesen trüben Gedanken nachhängen. Er sagte deßhalb mit traurigem Herzen seinem treuen Rosse Lebewohl und setzte seinen Weg zu Fuß fort.

Allein zu seinem Schrecken fand er schon in den ersten Stunden dieses Tages, daß seine jetzige Art, vorwärts zu kommen, ungleich langsamer und mühevoller sei, als die, wo er noch hoch im Sattel saß. Auch war es, als wollten seine Glieder nicht mehr recht ihren Dienst versehen und als befände sich etwas in seinem Körper, das ihre Kraft lähme; denn wenn er sich noch so sehr anstrengte, rasch vorwärts zu gehen, so hatte er doch kaum wenige Schritte mit verdoppelter Schnelligkeit gethan, als er wieder in den langsamen müden Schritt zurückfiel. Ach, es waren zwei schreckliche Feinde des Menschen, Hunger und Durst, die den armen Saladin von allen Seiten angriffen, die seine Glieder lähmten und sein Herz krank machten.

Die Sonne senkte sich jetzt wieder langsam am Himmelsbogen hinab und die Erscheinung der Fata Morgana, welche abermals vor seinem Auge auftauchte, gab ihm auf's Neue Kraft und Muth, denn, er bildete sich ein, die Erscheinung stehe ihm heute nicht so entfernt wie gestern, und er sei ihr vielmehr um ein Bedeutendes näher gekommen. Die Müdigkeit streckte ihn bald auf den Sand hin und

wenn auch, als er die Augen schloß, der Schlaf über ihn kam, so war es doch kein angenehmer erquickender Schlummer, der ihn stärkte, sondern es lag eine Fieberglut auf ihm, die ihm die Augen gewaltig zudrückte, ohne ihm Ruhe zu gönnen.

Als am andern Morgen die Sonne wieder empor stieg, hatte er schon die vierte Nacht seit seiner Flucht von der Karawane zurückgelegt, ohne während dieser ganzen Zeit auch nur die geringste Speise oder einen Tropfen Wasser zu sich genommen zu haben. Jeder andere Sterbliche würde schon jetzt verschmachtet sein und Saladin dankte es nur den Entbehrungen, denen er sich in Bagdad freiwillig unterworfen, daß er nicht liegen blieb, sondern vielmehr seinen ermatteten Körper, wenn auch gleich sehr langsam, dennoch fortschleppen konnte. Indessen war sein Gang mit dem Kriechen der Schnecke vergleichbar und zum ersten Mal kam ihm die Oede und die Einsamkeit der Wüste schrecklich vor. Die leisen Zweifel über das Gelingen seines Planes, die schon gestern zuweilen in ihm aufgestiegen waren, wurden ihm nun zur Gewißheit und er seufzte nach seinem Diener Ismael und dachte auch jetzt zum ersten Male an den Schmerz, den er dem alten Manne durch seine Flucht verursacht.

„Ach," seufzte er bei sich, „wäre ich doch seinen Ermahnungen gefolgt, so könnte ich jetzt glücklich und vergnügt heimziehen, ich könnte eine bessere Zeit abwarten, um dem Originale meines geliebten Bildes nahe zu kommen und brauchte hier nicht elend im Sande zu verderben."

Fürchterlich brannte die Sonne auf ihn herab und drückte seinen ermatteten Körper gewaltig darnieder. Rings, so weit sein entzündetes Auge umher streifte, nichts als Sand und abermals Sand; kein rauschendes Palmendach zeigte sich seinem Blick, kein Murmeln einer frischen Quelle traf sein Ohr, und die Stille, die ihn rings umgab, die fürchterliche Stille; — selbst kein wildes Thier floh neben ihm vorbei, kein Vogel durchschnitt die Lüfte über

seinem Haupte und dabei sah der Himmel so drohend und erzürnt aus und hing glühend gelb wie ein flammendes Schild über seinem Haupte.

Saladin legte sich jetzt in dem Sande nieder, denn seine Beine vermochten ihn nicht mehr zu tragen. Er nahm das Bild hervor, öffnete das Futteral und schaute das Gemälde zum letzten Male an. Ach, das Mädchen saß ruhig wie immer am Brunnen und blickte in den kühlenden klaren Wasserstrahl, der hoch vor ihr empor sprang und wovon der kleinste Theil ihm, dem unglücklich Verschmachtenden, das Leben gefristet hätte. Noch einmal übte das Bild seinen Zauber auf sein Herz und flößte seinem Geiste neue Hoffnung und neue Kraft ein. Er wollte sich erheben, um sich weiter fortzuschleppen, allein seine Glieder versagten ihm gänzlich den Dienst. Er sank in den Sand zurück, schloß die Augen und wähnte zu sterben.

So stieg langsam die Nacht empor, und ein leiser Wind, der über den Sand der Wüste strich, kühlte seine erhitzten Wangen ab und küßte ihm sanft das geschlossene Auge. Zum letzten Mal blickte der arme junge Mann um sich und sein ganzes vergangenes Leben trat reger und lebendiger als jemals vor seine Seele. Er erinnerte sich der Erzählungen Abn el Derl's, auf welch' sonderbare Art der Prophet ihn vor dem Sandsturm errettet habe, und jener Tag, wo ihn sein Pflegevater aus den Armen der sterbenden Mutter genommen, trat lebendiger als je vor seine Seele.

„Warum," seufzte er, „wurde ich damals gerettet, um jetzt hier in demselben Sande unterzugehen, ohne durch mein Leben auf irgend eine Weise genützt zu haben? Warum das?" fragte Saladin mit schwacher Stimme zum Himmel empor. Doch es war Niemand da, der ihm Antwort gegeben hätte.

Der Tag war jetzt gänzlich verschwunden und mit der dunkeln Nacht, den freundlichen Sternen und dem glänzenden Monde kam zugleich die letzte bange Stunde des armen jungen Saladin. Das

Fieber raste noch einmal mit gewaltigen Schlägen durch seinen Körper, dann wurde sein Herz ruhiger und immer ruhiger, seine Hände kreuzten sich unwillkürlich über seine Brust und droben am Himmelsgewölbe fuhr ein erlöschender Stern hernieder und verschwand unter dem Horizont.

Wer da glaubt, daß die Wüste, die vor unserm Auge so leer und öde daliegt, nicht ebenso gut, wie alles übrige Land, in gewissen Stunden der Nacht und zu gewissen Zeiten von höchst seltsamen und räthselhaften Gestalten bevölkert werde, der irrt gewaltig. Nur sind die Genien und Phantome, die in dem Sand ihr Wesen treiben, dem ganzen Charakter der Wüste gemäß, ernsterer und traurigerer Natur, als die Dschinus und Kobolde, die allnächtlich um die gesegneten Fluren des Nils schwärmen.

Mitten in der Nacht, wenn der Mond sich abwärts neigt, steigen seltsam geformte Nebel in die Höhe und verdecken das Gestirn der Nacht, indem die traurigen Geister, die aus dem Staub und Sande der Wüste emporsteigen, die graue Dämmerung dem hellen Schein des Mondes vorziehen. Ueber seltsam geformte Sandhügel, die in langer Strecke neben einander liegen, fährt ein leiser Wind, der Sand und Staub von diesen Hügeln hoch empor wirbelt. Doch sonderbar: diese Sand- und Staubwolken fallen nicht wieder hinab, sondern heben sich höher und höher und wogen und gleiten seltsam durch einander. Dort werden sie heller, hier dunkler und Alle nehmen gar sonderbare Formen an; sie ballen sich zusammen und bilden Gestalten von Menschen und Thieren, welche stumm und emsig durch einander schweben. Jetzt steigen aus den Sandhügeln weiß gebleichte Knochen empor und verschwinden zwischen den Gestalten, die sich langsam in Bewegung setzen und einen langen Zug bilden; — dies ist die Geisterkarawane. Alle, die in der Wüste starben, Alle, die das Schwert oder die Kugel des Beduinen niederwarf, so wie Alle, die der Samum bedeckte und tödtete, sind hervorgekommen aus ihren Sandgräbern und reihen sich dem Zuge an.

der bei dem dumpfen Ton einer kleinen Pauke langsam durch die Wüste dahin zieht. O, es ist für ein menschliches Auge nicht gut, die Geisterkarawane zu erblicken; denn wer sie gesehen, dem erkrankt Leib und Herz; er wird dann auch bald nachher sterben und vielleicht schon in den nächsten Nächten der Karawane folgen. Manche haben sie schon gesehen und erzählten vor ihrem Tode, daß der Anblick schrecklich sei. Die ruhig einherschreitenden Kameele mit stieren leblosen Augen, auf denen regungslose Männer sitzen, deren Turban wie in tiefer Trauer herabwallt, und deren lange Mäntel schauerlich im Winde rauschen. Die todten Weiber bei der Karawane sitzen zusammengebeugt auf ihren Pferden und verhüllen den Kopf in ihren langen Schleier, wie sie es bei Annäherung des Sandsturmes zu thun pflegen. Zuweilen erkennt dieser oder jener, der das Unglück hat, die Karawane zu sehen, einen Freund oder einen Verwandten, der ihm zuwinkt, und dann wehe dem, der den Gruß empfing, das Ende seiner Tage steht alsdann nahe — der Prophet möge ihn schützen!

So lag in jener Nacht der junge Saladin auf dem Sande und rang mit dem Tode, wobei allerlei seltsame Gebilde vor sein inneres Auge traten. Es war ihm, als öffne sich das Futteral, das neben ihm an der Erde lag, und das Bild der Prinzessin Morgana steige langsam daraus empor mit dem grünen Palmenwald, unter dem sie saß und mit dem springenden Wasser, dessen Murmeln der Unglückliche deutlich zu hören glaubte. Unverwandt schaute er auf die schöne Gestalt und sein Herz schien sich au'fs Neue zu beleben, denn sie hob langsam den Kopf, und der himmlische Blick, den sie ihm zuwarf, goß neue Kraft in seine Glieder. Doch umsonst! Ihr Bild erblaßte wieder, wurde undeutlich und verschwamm allmählig in die Luft. Saladin lag wieder allein da und fühlte, wie sein Herz heftig und ängstlich klopfte. Es war ein Ton, der zuerst kaum hörbar anfing und immer lauter und lauter wurde. Jetzt däuchte es dem Sterbenden, als sei es nicht sein Herz, das so schlüge, sondern

ein anderes Geräusch, das aus weiter Ferne zu ihm herdringe; er hatte sich nicht getäuscht; und wirklich, dem war auch so. Deutlich hörte er den dumpfen Ton einer Pauke, auf der man regelmäßig schlug, weithin durch die Nacht hallen und langsam näher kommen. Plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke, ob es vielleicht Menschen seien, die zu seiner Rettung daher kämen; aber gleich darauf verschwand ihm diese Hoffnung wieder, denn eine Karawane setzt ihren Weg nie bei Nacht fort; und doch kam das Geräusch, welches er vorhin gehört, immer näher. Schon vernahm er den leisen regelmäßigen Tritt der Kameele und das Rauschen und Flattern der Turbane und langen Mäntel der Reiter. Mühsam öffnete er jetzt die Augen, schloß sie aber schaudernd wieder, denn er sah die Geisterkarawane dicht bei sich vorbeiziehen. Leise schwebten die gespenstigen Reiter vorbei und er sah sie alle, trotz der fest verschlossenen Augen. Es schien ihm auch, als winkten sie ihm, und ein todter Neger, der ebenfalls vorbei ritt, zeigte ihm grinsend die weißen Zähne und deutete auf ein lediges Pferd, das er an der Hand führte. In großer Menge zogen Kameele und Pferde vorbei, auf welchen die Reiter schweigend und tief in ihre Mäntel und Schleier gehüllt saßen, und Niemand bekümmerte sich weiter um den, der sterbend im Sande lag.

Da erschien eine neue Abtheilung des Zugs. Es waren große schwer beladene Kameele, denen eine Menge Sklaven zu Pferde folgten, die eine Frau umgaben, welche ein edles arabisches Roß ritt. Die Frau hatte den Schleier ebenfalls um ihr Haupt gewickelt und starrte düster vor sich auf den Sattel. Plötzlich fing sie an, sich zu bewegen, hob den Kopf empor und blickte erschreckt und verwundert um sich. Ach, dieses Gesicht kam dem jungen Manne so freundlich und bekannt vor, obgleich er sich nie erinnerte, dasselbe gesehen zu haben. Es war ihm wie die Melodie eines Liedes, die er einst in frühester Zeit gehört und die jetzt wieder vor seinem Ohre erklang. Die Frau richtete fest das Auge auf ihn, der im Sande lag, und

ihr blasses, regungsloses Gesicht verzog sich plötzlich zu einem freundlichen Lächeln. Hastig warf sie den Schleier von ihrem Kopf, wandte das Pferd aus der Reihe auf die Stelle zu, wo er lag, sprang herunter und kniete neben ihn, wobei sie ihre Hand auf sein Herz und seine Stirne legte.

Saladin wußte nicht, wie ihm geschah und öffnete jetzt das Auge, um in das Gesicht der freundlichen Frau zu sehen, die über ihn gebeugt, seine Mienen mit der gespanntesten Freundlichkeit betrachtete. „Ja, er ist's," sagte sie darauf mit leiser tonloser Stimme, „es ist mein Sohn, der Sandsturm hat ihn verschont und ich sehe ihn wieder." Bei diesen Worten durchströmte ein unnennbar süßes Gefühl die Adern des Sterbenden und so schauerlich ihm im Anfang der Anblick der Geisterkarawane gewesen war, so fühlte er sich doch jetzt nicht mehr so verlassen, als wie er vorhin einsam im Sande lag. Die Sklaven, in deren Mitte die Frau geritten war, wandten gleichfalls ihre Pferde aus der Reihe und umstanden den jungen Mann, ihn mit stieren Blicken anschauend. Hierauf löste die Frau eine Flasche von ihrem Gürtel, aus der sie ihm einige Tropfen in den Mund goß, die wie flüssiges Feuer durch seinen ganzen Körper zu laufen schienen und alle seine Glieder mit neuer Kraft erfüllten. Bald war er im Stande, sich aufzurichten, und seine letzten Stunden kamen ihm wie ein Traum vor. Er ließ seine Blicke über die Geisterkarawane hinschweifen, die sich in langem Zuge unaufhörlich bei ihm vorbei bewegte. Dann schaute er in das bleiche Gesicht der Frau, die ihn mit inniger Liebe ansah, und zum ersten Mal in seinem Leben sprach er einen Namen aus, dessen süßer Klang ihm bisher fremd gewesen war. „Mutter," sagte er, „bist du es? Bist du meine Mutter, die ich in frühster Kindheit verlor, und die jetzt erscheint, mich vom Tode zu retten?"

Statt aller Antwort nickte die Frau traurig mit dem Kopfe, und sagte: „Ja, wenn ich es vermag." Plötzlich blickte sie rasch empor,

der vorausgeeilten Karawane nach und warf einen fragenden Blick auf ihre Begleiter, die theilnahmlos um sie her standen.

Da kehrte auf einmal der Mohr zurück, den Saladin vorhin schon bemerkt und der ihm so seltsam zugelächelt hatte. Er ritt ein Pferd von schwarzer Farbe und führte ein ähnliches an der Hand, das er dem jungen Manne, ohne ein Wort zu sprechen, anbot.

Saladin richtete sich am Arm seiner Mutter empor und ließ sich an das Pferd des Negers begleiten, das er willenlos bestieg. Im gleichen Augenblick bestieg die Frau auch das ihrige, und der Zug setzte sich schweigend, aber eilig auf's Neue in Bewegung.

Obgleich Saladin wohl fühlte, was in der letzten Zeit mit ihm vorgegangen sei, und troß dem, daß er seine Mutter erkannt hatte, die ihn von dem Verschmachten gerettet, so kamen ihm doch diese seltsamen Ereignisse nur wie ein angenehmer Traum vor. Er sah die Frau an seiner Seite reiten, wie sie ihn liebend und mit Innigkeit anblickte und ihm zuweilen die Hand auf seinen Arm legte. Aber ach, was er schon früher gefühlt hatte, empfand er auch jetzt wieder, ihre Hand war kalt, und jede Berührung derselben zuckte ihm schmerzend durch den Körper. Auch ihr Gesicht, so freundlich es ihn anblickte und so angenehm ihm die Züge der Mutter erschienen, die er heute zum ersten Male sah, so waren sie doch leblos und starr.

Wenn es auch schien, als bewegten sich die Pferde und Kameele der Karawane nur langsam vorwärts, so flogen sie doch in der That mit einer unglaublichen Schnelligkeit dahin. Kaum tauchte vor dem Blicke Saladin's fern am Horizont eine neue Hügelreihe auf, so hatten sie dieselbe auch schon erreicht.

Nachdem sie auf diese Art eine Zeitlang fortgezogen, erblickte Saladin plötzlich am Horizont prachtvolle zierliche Gebäude, umgeben von schlanken Palmen, die wie durch Zaubermacht auf einmal aus dem Boden hervorgestiegen zu sein schienen.

Dies Alles bot selbst bei Nacht einen wundervollen prächtigen Anblick. Die Paläste schienen von innen erleuchtet und glänzten im Strahle der Lichter in den schönsten buntesten Farben. Die dichten Wälder von Orangen, Sykomoren und Palmen, welche die Gebäude umgaben, waren ebenfalls mit bunten Flammen erleuchtet, die aus den zahlreichen Quellen und Springbrunnen, mit welchen der grüne Rasen fast bedeckt war, aufzusteigen schienen, oder es war vielmehr das Wasser selbst, das einen wunderbaren Glanz in allen Farben ausströmte.

Geblendet von dem Schimmer bedeckte Saladin die Augen mit seiner Hand beim Anblick dieses prächtigen Eilandes mitten in der Wüste, und indem er seine Mutter fragte, welchem mächtigen Fürsten dort jene Paläste seien, durchzuckte eine seltsame freudige Ahnung seine Seele.

„Ach, mein Sohn," entgegnete die Frau, „es ist kein mächtiger Fürst, der dort haust; alle jene Pracht und Herrlichkeit, die uns hier entgegen leuchtet, dient zum Aufenthalt der unglücklichen Prinzessin Morgana."

Ihr könnt Euch leicht denken, welchen Eindruck diese Worte auf das Herz des jungen Mannes machten, und mit welchen Empfindungen er jetzt das Eiland wenige Schritte vor sich liegen sah, nach dessen Erreichung er sein ganzes Leben getrachtet, und wofür er fast den Tod erlitt.

„Höre mich, mein Sohn," fuhr die Mutter fort, „was du jetzt dort zauberhaft beleuchtet vor dir siehst, ist die Erscheinung, welche die Sterblichen in der Wüste oft am Horizonte auftauchen sehen, und die bei Annäherung der Menschen beständig zurückweicht und entschwindet. Es ist die Fata Morgana: ein Paradies, das die Gnade des Propheten für die Unglücklichen erstehen ließ, zu denen auch deine Mutter gehört, für jene nämlich, die in der Wüste starben, die der Sand bedeckt und denen deßhalb kein Begräbniß zu Theil werden kann, wie es dem Rechtgläubigen zukommt. Ach,

für uns ist deßhalb auch nicht die fortdauernde Lust des Paradieses, denn so lange die Sonne am Himmel steht, liegen wir regungslos unter dem Sande und erst, wenn die Nacht aufsteigt, verlassen auch wir unsere Gräber und ziehen in großen unabsehbaren Schaaren gen Osten, in das Reich der Prinzessin Morgana, wo alsdann die Nacht in wilder Lust und Fröhlichkeit zugebracht wird."

Saladin hörte kaum auf die Worte seiner Mutter, denn sein Herz eilte dem Zuge voran und schwebte schon, von den kühnsten Wünschen umgeben, unter jenen Palmen und Orangenbäumen; sein Auge suchte schon die Stelle auf, wo der Springbrunnen wohl sein könne, an dem er die Prinzessin finden würde.

Jetzt hatten die ersten der Karawane das Eiland erreicht, und die stillen regungslosen Gestalten stiegen langsam von ihren Pferden und Kameelen herab und verschwanden darauf unter den Bäumen und zwischen den Gebäuden in das Innere der Oase, woher jetzt eine sanfte fröhliche Musik ertönte.

So rückten nach und nach alle Züge der Geisterkarawane ein, bis auf den, bei welchem sich Saladin befand, der sich schon lange vor Ungeduld kaum auf seinem Pferde zu halten vermochte. Jetzt hatten auch sie den Rasen erreicht und die Sklaven stiegen stillschweigend von ihren Rossen, um ihrer Herrin, sowie ihrem Sohne den Bügel zu halten. Hastig warf sich letzterer vom Pferde und wollte rasch in das Gebüsch stürzen, allein seine Mutter hielt ihn an der Hand zurück.

„Wo willst du hin, mein Sohn?" fragte sie ängstlich. „Was treibt dich so rasch vorwärts? O bleibe zurück von den lustigen Tänzen, die meine Unglücksgefährten aufführen. Bleibe ihnen fern, denn sie sind für kein Auge, aus dem noch der Glanz des Lebens strahlt."

„Ach, meine Mutter," entgegnete der Jüngling ungeduldig „was kümmert mich Tanz und Musik? Etwas Anderes, ein süßes schönes

Bild trieb mich hinaus in die Wüste und hätte mich dem sichern Tode entgegen geführt, wenn dich der Prophet nicht zu mir gesandt und mich dadurch errettet hätte. Doch jetzt, o Mutter, bin ich dem Original dieses Bildes nah, drum halte mich nicht länger zurück, denn ich muß sie selber sehen, muß mich der Prinzessin Morgana zu Füßen werfen."

Bei der Nennung dieses Namens verhüllte die Frau ihr Gesicht mit dem Schleier und sagte leise und traurig: „Wehe, wehe, mein Sohn, was ist mit dir geworden? Wer hat den schrecklichen Gedanken in deine Brust gelegt, die Prinzessin Morgana aufzusuchen? O mein Kind, bleibe zurück, folge nicht dem Zuge dieser Unglücklichen, welche die paar ärmlichen Stunden, die ihnen der Prophet allnächtlich vergönnt, in wilder Lust zubringen; denn es könnte dir leicht nach deinem Wunsche geschehen, daß du die Prinzessin Morgana sähest; alsdann würde der Tod plötzlich dein Auge bedecken, und auch du würdest keine Ruhe haben und müßtest bis in ewige Zeiten jede Nacht dein Grab verlassen und dich auf's Pferd schwingen, um der Geisterkarawane zu folgen."

Mit den Bitten einer Mutter hat es eine eigene Bewandtniß. So mächtig sich auch Saladin nach dem zauberhaften Eiland gezogen fühlte, so war es ihm doch nicht möglich, seine Mutter zu verlassen, die ihn mit flehenden Worten beschwor, sich nicht in jenes bunte Gewühl zu mischen. Willenlos folgte er ihr und ließ sich an einen stillen Ort der Oase führen, wohin der Glanz des Lichtes nicht drang und wohin sich kein Ton der Musik verirrte. Die Mutter führte ihn zu einer Rasenbank, neben der ein kleiner Quell floß, den hochstämmige Sykomoren und Palmen umstanden, über der Bank und dem ganzen Platz mit ihren Zweigen eine große Laube bildend.

Hier setzte sich die Frau nieder und zog ihren Sohn neben sich auf die Bank, indem sie um Aufschluß bat, was er von dem Dasein

der Prinzessin Morgana wisse, und was ihn getrieben habe, dieselbe aufzusuchen.

Mit möglichster Umständlichkeit und mit der größten Begeisterung erzählte Saladin darauf seine Schicksale, erzählte, wie ihn Abn el Deri erzogen, wie sein Pflegevater endlich gestorben und ihn mit dem alten Ismael allein gelassen habe. Dann sprach er in den glühendsten Worten von dem Bilde, das er zufällig gefunden, wie er nach dem Anschauen desselben schwer erkrankt sei und wie ihn von da eine unnennbare Sehnsucht, sich dem Originale desselben, der Prinzessin Morgana, zu nahen, nicht mehr verlassen habe; wie er darauf in Armuth und Elend versunken sei, bis ihn der Kalif Harun el Radschied ausgerüstet und mit der Karawane fortgeschickt habe, die er aber nach einigen Tagen verlassen und, allein umherirrend, beinahe verschmachtet wäre, wenn ihn in dieser Nacht die Mutter nicht gefunden und gerettet hätte.

Bei diesen letzten Worten zog er aus seinem Gürtel das Bildniß, worauf seine Mutter dasselbe betrachtete und ihm entgegnete: „Mein Sohn, mir ist unerklärlich, welche Zaubermacht im Stande gewesen ist, dies Bildniß zu entwerfen; wirklich, es sind die getreuen Züge der Prinzessin Morgana.“

„Siehst du, Mutter,“ entgegnete der junge Mann in freudigem Tone, „siehst du, daß meine Träume nicht gelogen, siehst du, daß ich meinen Wünschen nahe bin. Drum halte mich nicht länger zurück, den letzten Schritt zu thun, sie zu sehen, vielleicht ihre Liebe zu erwerben und glücklich zu sein.“

Der Jüngling wollte bei diesen Worten aufspringen, aber die Mutter zog ihn sanft zu sich nieder und bat ihn, aufmerksam zuzuhören, was sie ihm über das Wesen der Prinzessin Morgana mitzutheilen habe.

„Daß es dir gelang, mein Sohn,“ sprach sie, „in den Besitz dieses Bildnisses zu kommen, ist keine Gnade, die dir Gott und der Prophet erwies. O es ist vielmehr ein großes Unglück. Denn wenn du

schon beim Betrachten dieses Gemäldes krank vor Entzücken und Liebe wurdest, so würde dich, wie ich dir schon gesagt, der Anblick der Prinzessin selbst, deren Schönheit dieses Bild noch tausendfach übertrifft, unfehlbar tödten. Ach, die Glut ihres Auges strahlt so mächtig, daß sie selbst unsere todten Herzen erwärmen und uns das Leben wieder geben könnte, wenn nicht der mächtige Wille des Propheten uns beim aufsteigenden Morgenlicht wieder in unsere Gräber zurückkehren hieße.

„Die Prinzessin Morgana ist die Tochter einer Fee, welche vor der Geburt dieses Kindes die Königin der Feen um eine Gnade bat. Als ihr diese gewährt war, flehte sie thörichter Weise in ihrem Stolz für die Tochter um eine solche Schönheit, die kein menschliches Auge anschauen könne, ohne vor Entzücken und Liebe zu sterben. Ihr Wunsch wurde gewährt, und als die Prinzessin Morgana erwachsen war, richtete diese Gabe sowohl unter den Menschen, als auch unter den Geistern, das schrecklichste Unheil an. Wenn letztere auch beim Anblick der Prinzessin nicht starben, so versanken sie doch in tiefe Schwermuth, weil es keinem gelang, in dem Herzen der Prinzessin Gegenliebe zu erwecken; denn als die Königin den thörichten Wunsch der stolzen Fee erfüllte, fügte sie, um die Prinzessin zu demüthigen, hinzu, daß nur ein Sterblicher im Stande sein solle, ihr Liebe einzuflößen, ein Ausspruch, der nie in Erfüllung gehen konnte, weil alle Menschen, die sie erblickten, von dem Strahl ihrer Schönheit getroffen, plötzlich starben. Ach mein Sohn," schloß die Mutter, „so würde es dir auch ergehen und ich könnte nichts zu deiner Rettung thun."

Nachdem Saladin diese Erzählung gehört, fühlte er in seinem Herzen wohl die Wahrheit derselben und überlegte eine Zeitlang, in traurige Gedanken versenkt, was wohl das Schlimmste für ihn sein würde, ob es wohl trauriger wäre, wenn er sein ganzes Leben in ungestillter Sehnsucht und Liebe verbrächte, oder wenn er mit einem

Male durch den Anblick der Geliebten eines plötzlichen, aber doch schönen Todes stürbe.

Während dieser Zeit war indessen die Nacht vorgerückt und die Sterne begannen am Himmel zu erbleichen. Die Pferde, die draußen im Sande zusammen standen, fingen an unruhig zu werden, warfen die Köpfe in die Höhe und scharrten mit den Füßen; denn der Morgenwind der sich jetzt erhob und langsam über die Fläche dahin strich, durchkältete sie und ließ sie vor Frost erzittern.

„Meine Zeit ist um," sprach jetzt die Frau zu Saladin, „und ich muß mit der Karawane hinaus in die Wüste flüchten bis zu der Stelle, wo mich der Sandsturm erreichte und bedeckte. Willst du mir folgen, mein Sohn, und bei meinem Grabe warten, bis wir in der nächsten Nacht wieder unsere Reise hieher antreten, oder willst du hier bleiben und auf meine Zurückkunft harren?"

So gern der junge Mann seiner Mutter gefolgt wäre, so kann man sich leicht denken, daß es ihm doch weit lieber war, wenigstens in der Nähe der Geliebten zu bleiben; wobei er seiner Mutter gelobte, daß er keinen Versuch machen werde, die Prinzessin zu sehen. Diese lächelte ihn mit trüber Miene an, und entgegnete: „Wenn auch dein Wille gut ist, mein Sohn, so möchte doch deine Sehnsucht, die Prinzessin zu erschauen, meine Worte vergessen machen, deßhalb nimm meinen Schleier, decke ihn über dein Gesicht und er wird dich vor Allem bewahren."

Darauf drückte sie ihm noch einmal die Hand und schwebte leise hinweg, oftmals zurückblickend und ihm zuwinkend, er möge ihr nicht folgen.

Saladin hatte den Schleier aus ihrer Hand genommen und breitete ihn, ihrem Befehl gemäß über sein Haupt aus; doch wie ward ihm, als er plötzlich eine unwiderstehliche Müdigkeit in seinem ganzen Körper fühlte. Er mußte sich auf die Rasenbank niederlassen und nachdem er einige Augenblicke vergebens gegen eine Erstarrung angekämpft, die sich aller seiner Glieder bemächtigte, lag

er regungslos wie ein Todter da. Es war kein Schlaf, der ihn gefesselt hielt, denn er sah und hörte deutlich Alles, was um ihn her vorging, doch so, als wenn sich Alles, was sich um ihn bewegte, nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in seinen Gedanken vorhanden wäre. Er sah, wie seine Mutter zur Karawane zurückging, wie sie sich auf ihr Pferd schwang und von ihren Dienern umgeben dahin flog; wie schwarze und graue Schleier schwebten die Gestalten über den Sand, den die anbrechende Morgendämmerung schon heller färbte und es dauerte nicht lange, so war der ganze Zug der Geisterkarawane am fernen Horizont und verschwand allmählig seinen Augen. Er lag ruhig da, und ermüdet, wie er nach der durchwachten Nacht war, hieß er den Schlaf herbeikommen, der ihn auch alsbald in seine Arme nahm.

Unterdessen wurde es Tag. Die Sonne stieg am Himmel empor, vergoldete die Spitzen der Palmen und Sykomoren, unter denen Saladin schlief. Obgleich sein Schlaf ein sehr fester war, so fühlte er doch mitten in demselben eine Bewegung, als sei er auf einem großen Schiffe, das von den Wellen getrieben, sanft auf dem Meere schaukelte. Ach, er schwamm ja auch auf einem Meere, freilich bestanden die Wellen nur aus Sand und sein Schiff war eine Oase, aber es war ja die Fata Morgana, auf welcher er sich befand, die am Tage geisterhaft über den Sand dahin gleitet und, wie das Menschenherz, nie einen Ruhepunkt hat.

Plötzlich war es dem jungen Manne, als hör' er mitten im Schlaf ein leises Geräusch in den Zweigen der Gesträuche, die sein Lager umgaben, sowie leichte Fußtritte, die näher zu kommen schienen. Er versuchte es, die Augen zu öffnen, und wenn ihm dies auch gelang, so erwachte er doch nicht, wie sonst ein Mensch, aus einem gesunden Schlaf zu vollkommenem Wachen, sondern er befand sich in demselben sonderbaren Zustande, in welchem ihn die Mutter zurückgelassen, nachdem er ihren Schleier über den Kopf

gezogen. Er sah Alles in einem gemilderten Lichte. Die grelle Farbe des Sandes draußen kam ihm wie ein leichtes Gelb vor, und er konnte sogar in die glühende Sonne schauen, ohne von ihrem Glanz geblendet zu werden.

Doch wer beschreibt sein Erstaunen und sein Entzücken, als er jetzt um sich schaute und die Gestalt eines Mädchens gewahrte, die sinnend unter den Bäumen umher wandelte und auf ihn zukam, sein Entzücken, sage ich euch, denn er erkannte in der reizenden feenhaften Gestalt die Prinzessin Morgana, wie sie auf dem Bilde gemalt war. Auch jetzt hatte sie den Kopf zur Erde gesenkt und wenn gleich Saladin der Worte seiner Mutter gedachte, daß der Blick des schönen Mädchens tödtlich sei, so vergaß er doch Alles und bat im Stillen den Propheten, er möge ihm nur einmal den vollen Anblick in dies himmlische Gesicht gewähren, er wolle alsdann gern sterben.

Jetzt war die Prinzessin ganz nahe zu ihm herangekommen, hob plötzlich ihren Kopf empor und blieb mit einem erstaunten Blick stehen, als sie hier den fremden jungen Mann gewahrte.

Was sich auch Saladin von ihrer Schönheit und ihrem Liebreiz gedacht und was er auch davon aus dem Bildnisse entnommen hatte, es wurde unendlich übertroffen von der Wirklichkeit. Bei dem Blick, mit dem ihn die Prinzessin ansah, schien sein Herz auf's Neue erkranken zu wollen. Das Blut tobte wild in seinen Adern und es war ihm, als könne nur der Tod das Feuer, das ihr Blick in ihm entzündet, auslöschen. Doch Dank dem Schleier der todten Mutter, er brach, wie die Glut, die Sonne, auch den Glanz dieser Schönheit, der auf ihn einströmte, und bewahrte ihn so vor dem Tode, der ihn sonst wie jeden andern Menschen getroffen haben würde.

Die Prinzessin ihrerseits war nicht wenig betroffen als sie sah, daß der schöne junge Mann regungslos liegen blieb. Zwar entfernte sie sich nach wenigen Augenblicken wieder, doch nicht, ohne im Weg-

gehen sich noch einige Male nach ihm umzusehen; nur in der Absicht, um sich zu überzeugen, ob der junge Mann nicht vielleicht todt sei, da er sich gar nicht bewege.

Diese Gedanken mochte die Prinzessin Morgana im Lauf des Tages noch öfters hegen, denn Saladin bemerkte zu seiner höchsten Freude, daß sie mehrere Male in die Nähe der Laube kam und aufmerksam nach ihm blickte. Auch war es ihm sehr beruhigend, an den Schlägen seines Herzens zu fühlen, daß der wilde Schmerz der ihn beim Anblick der Prinzessin fast getödtet hatte, sich jedesmal verminderte, so oft er sie wieder sah und am Abend dieses Tages nur in einem gelinden Stechen bestand, wie es auch andere Menschen in der linken Seite fühlen, wenn sie sich dem Gegenstand ihrer Liebe nahen.

So sank die Sonne hinab und die Nacht stieg langsam herauf, und wie die Dunkelheit sich über die Wüste, sowie über die Oase, in welcher Saladin lag, ausgebreitet hatte, begann in letzterer dasselbe glänzende und bunte Leben wieder, wie in der vergangenen Nacht. Das Wasser in den Springbrunnen und Quellen glänzte in den mannigfaltigsten Farben und zeigte die Bäume und Gebäude in einem zauberhaften Lichte. Musik erscholl von fern her und zugleich fühlte Saladin, wie die unsichtbaren Bande, die seinen Körper gefesselt hielten, allmählig lockerer wurden und er sich wieder bewegen konnte. Er sprang von seinem Lager auf und sein erster Gedanke war, sich in das Innere der Oase zu begeben, sich der Prinzessin Morgana zu Füßen zu werfen und ihr seine Liebe zu gestehen. Allein er erinnerte sich noch zur rechten Zeit an die Worte seiner Mutter und beschloß daher, ihre Rückkehr vorerst abzuwarten.

Bald gewahrte er auch fern in der Wüste die Geisterkarawane wie sie heranzog und wenig Augenblicke darauf wogten die gespenstigen Reiter in dichten Schaaren heran, verließen eilig ihre Pferde und Kameele und begaben sich in das Innere der Insel, um wie

gestern die Nacht in toller Lust zuzubringen. Auch die Mutter Saladin's erschien wieder und eilte freudig auf ihren Sohn zu, als sie sah, daß er sich noch wohlbehalten an dem Orte befand, wo sie ihn gestern verlassen. Er erzählte ihr eilig den Verlauf des verflossenen Tages, daß ihm die Prinzessin mehrere Male erschienen sei, daß seine Liebe zu ihr sich noch tausendmal vergrößert hätte, und daß ihn keine Macht der Erde abhalten würde, sie morgen aufzusuchen, um sich ihr zu Füßen zu werfen.

„Ach, Mutter," fügte er hinzu, „wer weiß, ob es mir nicht vom Schicksal bestimmt ist, ihre Gegenliebe zu erlangen und der glücklichste Mensch auf Erden zu werden. Wenn mich auch wahrscheinlich dein Schleier bei ihrem Anblick vor einem plötzlichen Tode bewahrt hat, so hat sich mein Auge doch schon an den Strahl ihrer Schönheit einigermaßen gewöhnt und ich will morgen wenigstens den Versuch wagen, sie anzuschauen, sollte ich auch dabei zu Grunde gehen."

Umsonst waren alle Bitten und alles Flehen der Mutter; die Liebe für die schöne Prinzessin war in der Brust des jungen Mannes zu mächtig geworden, und er fühlte wohl, daß es sich hier auf alle Fälle um Leben oder Tod handle, und als die Nacht vergangen war und die Mutter beim Abschied wieder ihren Schleier zurück ließ, nahm er ihn zwar an, hütete sich aber wohl, ihn wie gestern über sein Haupt auszubreiten.

Hoffend und erwartend saß er da, dem Anbruch des Tages entgegenschauend. Die Sonne stieg jetzt wieder empor und so sehr es ihn auch gedrängt hatte, die Prinzessin aufzusuchen, so zögerte er doch jetzt, als der Augenblick wirklich gekommen war, von Minute zu Minute, und es dauerte eine geraume Zeit, bis er sich endlich erhob und in das Innere der Oase ging.

Wie hoch und herrlich waren hier die Bäume und mit welch' frischem Grün der Rasen bedeckt. Er hatte nie etwas Aehnliches gesehen, die Quellen rieselten so klar über weißen Silbersand dahin

und kühlten die Luft ringsum ab. Ach, und wie schön waren erst die schlanken zierlichen Lusthäuser, bei denen er vorbei kam! So konnte es nur im Paradiese sein. Wohin er auch den Blick wenden mochte, beständig zeigte sich ihm eine neue entzückende Aussicht. Licht und Schatten, Bäume und Wasser, verbunden mit den glänzenden Gebäuden wechselten beständig auf die reizendste Art ab. Auf einmal fühlte Saladin an dem ängstlichen Pochen seines Herzens, daß er sich dem Gegenstand seines Suchens nähere; er stand einen Augenblick still, tief Athem schöpfend. Ja, er sah jetzt durch die Bäume den Springbrunnen, den er auf seinem Gemälde so tausendmal angeschaut, und an dem Brunnen saß die Prinzessin, den Kopf in die Hand gelegt, ganz so, wie auf dem Bilde.

Mit leisen, zögernden Schritten nahte er sich, und war es eine plötzliche Schwäche, die ihn anwandelte, oder seine übergroße Liebe, denn er ließ sich ehrerbietig auf ein Knie nieder und wagte es kaum, die Augen zu erheben. Eine Zeit lang blieb er ihr so gegenüber, bis die Prinzessin mit einem Mal das Gesicht in die Höhe hob und einen lauten Schrei ausstieß, als sie den jungen Mann zu ihren Füßen knieen sah. O hätte er doch in diesem Augenblicke den Schleier der Mutter zur Hülfe gehabt, daß derselbe den Strahl ihrer Schönheit etwas gemildert hätte! Wenn er sich auch gestern schon ziemlich an ihren Anblick gewöhnt hatte, so konnte er heute doch den Glanz ihrer Schönheit nicht ertragen und sank verwirrt und halb besinnungslos zu den Füßen der Prinzessin.

Als er nach einigen Augenblicken wieder zu sich kam und die Augen öffnete, erblickte er zu seinem unaussprechlichen Entzücken, daß sie sich über ihn gebeugt hatte und mit schmerzlichem Blick aufmerksam auf ihn nieder sah. Obgleich er seine Augen wieder schloß, so fühlte er jetzt statt der verzehrenden Glut, die vorhin sein Herz bedroht, eine sanfte angenehme Wärme durch seinen Körper ziehen. Er faßte die Hand der Prinzessin, drückte sie an sein Herz und konnte kaum die Worte hervorstammeln: „ach, mög'

mir der Prophet nur noch wenige Augenblicke schenken, damit ich dir sagen könne, wie sehr ich dich liebe."

Die Prinzessin schien aber nicht weniger erfreut, als Saladin und wie man so sah, wie ihr Auge in seines schaute, so konnte man leicht auf den Gedanken kommen, daß eine plötzliche Liebe zu dem schönen Manne in ihrem Herzen Eingang gefunden und der Ausspruch der Feenkönigin erfüllt sei. Denn wenn auch die Schönheit der Prinzessin Morgana so ausgezeichnet war und blieb, daß es nichts Aehnliches mehr auf der Welt gab, so verwandelte sich doch die verzehrende Glut ihrer Augen von dieser Stunde an, wo sie dem jungen Manne ihr Herz geschenkt, in eine angenehme behagliche Wärme, die jedem wohl that, der ihr in's Auge sah.

Ja, Beide liebten sich innig und herzlich, und welch' glücklichen Tag sie heute in der schönen Oase verlebten, kann man sich leicht denken. Unter Scherzen und Spielen ging der Tag vorbei, und als der Abend heraufstieg, erhob sich die Prinzessin von der Seite ihres Geliebten, um sich, wie sie sagte, in ihre Gemächer zurückzuziehen.

„O mein Geliebter," sprach sie, „von dem Glücke, das mir der Prophet gegeben, indem ich dich fand, muß ich meine Mutter, die über das Schicksal ihrer Tochter beunruhigt ist, in Kenntniß setzen. Der Bote, den ich ihr schicke, ist schnell, und obgleich sie tausende von Meilen entfernt wohnt, wird er doch noch vor Anbruch des Tages zurückkommen und mir die Erlaubniß bringen, diese einsame Oase verlassen zu können und ferner mit dir vereint zu leben."

Nach diesen Worten entwand sie sich sanft den Armen des jungen Mannes, der es nicht wagte, ihr zu folgen und verschwand zwischen den Gebüschen.

Ungeduldig erwartete Saladin den Eintritt der Nacht, sowie seine Mutter, um sie von dem Glück, das ihm widerfahren, in Kenntniß zu setzen. Es dauerte auch nicht lange, so schwebte die

Geisterkarawane heran und die Mutter des jungen Mannes eilte nach der Laube, nicht wenig erfreut, auch heute ihren Sohn wieder zu finden. Noch größer aber war ihr Entzücken, als Saladin ihr die Begebenheit des vergangenen Tags mittheilte, und wie es ihm gelungen sei, die Liebe der Prinzessin Morgana zu erhalten. Er erzählte ihr, daß er wahrscheinlich schon morgen die Oase verlassen werde, um mit seiner Geliebten unter die Menschen zurückzukehren, und sprach dabei seinen Schmerz aus, die Mutter heute zum letzten Male zu sehen. Doch diese tröstete ihn, und bat zugleich, ihrer nicht zu vergessen und ihrem Andenken eine Todtenfeier zu halten, wie sie dem Rechtgläubigen zukomme, damit ihre Seele zu den Freuden des Paradieses eingehen könne und sie nicht mehr jede Nacht der Geisterkarawane zu folgen brauche.

Saladin versprach dies unter häufiger Vergießung von Thränen und als der Morgen kam, segnete ihn die Mutter, und trennte sich beruhigt von ihm. Sie schwang sich auf ihr Pferd und schwebte zum letzten Mal mit der Karawane dahin. Lange blickte ihr Saladin nach und bat in einem brünstigen Gebete den Propheten, ihrer Seele gnädig zu sein.

Kaum röthete die aufsteigende Sonne die Gipfel der Bäume und spielte auf den vergoldeten Dächern der zierlichen Lusthäuser, so vernahm der Jüngling im Innern der Oase ein verwirrtes Geräusch von menschlichen Stimmen und dazwischen das Wiehern muthiger Pferde, sowie das laute Geschrei der Kameele, welches diese auszustoßen pflegen, wenn man sie bepackt. Erstaunt erhob er sich von der Rasenbank und wandte seinen Schritt gegen das Gebüsch. Er glaubte im ersten Augenblicke, es sei die Geisterkarawane, die noch einmal zurückkehre; allein seine Freude war um so größer, als er jetzt, auf einen freien Platz hinaustretend, der sich in der Mitte der Oase befand, eine andere Karawane, die aus lebendigen Menschen, Kameelen und Pferden bestand, erblickte. Noch größer aber stieg sein Entzücken, als mit ihm zu gleicher

Zeit von der andern Seite des Platzes her, die Prinzessin Morgana erschien, umgeben und gefolgt von einer Menge dienender Frauen und Sklaven, zwischen welchen sie schöner hervorstrahlte, als der leuchtende Mond unter den Sternen.

Sie trat dem Jüngling entgegen, reichte ihm die Hand und wandte sich mit folgenden Worten an ihre Dienerschaft, sowie an die ganze Karawane: „seht hier euren Herrn!" worauf die Weiber freudig ihre Schleier wehen, und die Männer ein donnerndes Hussah! erschallen ließen.

„Geliebter," sprach darauf die Prinzessin zu Saladin, „meine Mutter freut sich über das Glück ihrer Tochter und die Kameele, die du hier mit Schätzen beladen siehst, hat sie zu meiner Ausstattung gesandt. Jedes von ihnen ist reich mit Gold und Silber beladen, und seine unermeßlichen Schätze würden allein für ein ganzes Menschenleben ausreichen.

Darauf winkte die Prinzessin mit der Hand, und schwarze Sklaven brachten zwei prächtige arabische Pferde herbei, welche Saladin und die Prinzessin bestiegen. Sie begaben sich an die Spitze der Karawane, die nun alsbald in die Wüste hinauszog. Als sie die schöne Oase mit ihren frischen grünen Bäumen und dem klaren Wasser hinter sich hatten, wandte die Prinzessin mit ihrem Gemahl ihre Pferde herum und Beide sagten mit leiser Stimme dem Orte Lebewohl, an welchem sie sich gefunden und so glücklich geworden waren. Ach, sie mußten ihm auf ewig Lebewohl sagen. Denn wie ihr Fuß einmal diesen grünen Rasen verlassen hatte, konnte er nie mehr dahin zurückkehren. Sie sahen mit Erstaunen und Ueberraschung, wie sich die Oase von ihnen entfernte, und über den Sand immer weiter und weiter dahin schwebte. Bald erblickten sie sie fern am Horizonte, ganz in derselben Gestalt, wie sie alle Reisenden an schönen Tagen sehen. Die Palmen zittern und schwanken hin und her, das Wasser hebt sich und fällt und die Enden der Fata Morgana verschwimmen

allmählig im Sande, so daß man nicht mit Bestimmtheit sagen kann: hier fängt sie an oder dort hört sie auf — ein Bild der Liebe im Menschenherzen. —

Unter dem Schalle der kleinen Pauken und dem Schmettern großer krummer Hörner zog nun die Karawane ihres Weges durch die Wüste dahin. — —

Kehren wir nun zu dem alten Ismael und der Karawane zurück, mit der Saladin in die Wüste hinausgezogen war.

Als auf die Nacht, in welcher Saladin sein Zelt verlassen hatte, und seiner Karawane sowie dem alten Diener entflohen war, der Morgen heraufdämmerte, erwachte Ismael aus einem festen und gesunden Schlaf. Er schaute verwundert um sich als er das Lager seines Herrn leer erblickte, dachte aber anfänglich nichts Arges dabei, sondern glaubte vielmehr, Saladin sei hinaus vor die Zelte gegangen, um den frischen schönen Morgen zu genießen. Doch als er nach Verlauf einer Stunde noch immer nicht zurück war, trat der Alte vor das Zelt und bemerkte, daß auch das Pferd seines Herrn fehle. Als sich die Karawane endlich zum Aufbruch rüstete und Saladin noch immer nicht erschien, wurde Ismael unruhig und lief in den Reihen umher, und forschte bei den Wachen, ob Niemand etwas von dem Jüngling gesehen habe.

Allein Niemand wollte etwas von Saladin wissen und somit konnte keiner den armen Ismael aus seiner tödtlichen Angst reißen. Ach, dachte dieser bei sich, wo mag er hin gerathen sein? wer weiß was ihn verblendet hat, hinaus in die Wüste zu ziehen, wo er gewiß seinen Tod finden wird! Der Gedanke, daß Saladin im Wahnsinn seiner Liebe die Karawane heimlich verlassen, um allein in der Wüste nach dem Original jenes unglückseligen Bildes umherzuschweifen, erfüllte den getreuen Diener mit bangem Schrecken, und als der Jüngling im Lauf dieses und des folgenden Tages nicht zurückkehrte, ward es Ismael zur Gewißheit, daß Saladin allein in der Einöde umherirre. Wie gerne wäre er ihm gefolgt,

doch wohin sollte er seine Schritte wenden. Wer hätte ihm können den Weg angeben, den der unglückliche junge Mann genommen? So mußte denn der treue Diener bei der Karawane bleiben, mit der er traurig und niedergeschlagen wieder nach Damaskus zurückkehrte, in welcher Stadt ihn ein neues Unglück betraf, indem die Sklaven, die ihm der Kalif mitgegeben, überdrüssig, einen zu bedienen, der, wie sie glaubten, ihres Gleichen war, an einem frühen Morgen mit sämmtlichen Pferden und allem Geld verschwanden, so daß dem armen Ismael nichts blieb, als der Anzug, den er auf dem Leibe trug, und einige wenige Goldstücke, die er in seinem Gürtel verwahrt hatte.

Was sollte er jetzt machen? Das Räthlichste schien ihm, mit der Karawane nach Bagdad zurückzukehren, denn er glaubte mit Bestimmtheit, daß sein junger Herr, im Falle er mit dem Leben davon komme, ebenfalls dahin zurückkehren werde, um seinen Diener aufzusuchen. Er miethete deßhalb ein altes Kameel, und kehrte nach einer mühevollen und traurigen Reise nach Bagdad zurück.

Wenn auch hier die Leute in den Bazars und auf den Straßen, die damals Uebles von dem alten Ismael und dem jungen Manne gesprochen, diese Geschichte nach deren Abreise bald vergessen hatten, so war denn doch die Karawane kaum zurückgekehrt, als hie und da einer fragte, was denn eigentlich aus jenem alten Spitzbuben geworden sei, und mit welchem Frohlocken vernahmen sie alsdann die Antwort, daß dem Alten unterwegs der junge Mann entlaufen, und Ersterer arm und nackt auf einem schäbigen Kameel allein zurückgekommen sei.

„Seht Ihr es wohl!“ rief laut lachend der Barbier an der großen Karavanserei, „seht Ihr es wohl, wie recht ich gehabt! Ja, so geht's! Der Prophet ist so gnädig und schlägt oft die Sünder durch ihre eigene Thaten. Hat doch der Alte geglaubt, den Kalifen zu prellen, und ist nun von dem jungen Schlingel selbst betrogen worden. Gott möge unsern Kalifen Harun al Rad-

schid beschützen! Aber er wird sich für die Zukunft schon in Acht nehmen."

Der arme Ismael, der von den üblen Nachreden, die sich über ihn verbreitet und sogar bis zum Ohr des Kalifen gedrungen waren, keine Ahnung hatte, sah sie nicht sobald wieder in Bagdads Mauern, als er sich Freitag Morgens in den innern Palasthof begab, um sich dem Kalifen, wenn dieser in die Moschee reiten wollte, zu Füßen zu werfen.

Er hatte hier noch nicht lange gewartet, als der Großvezier durch das Thor ritt, um sich zum Kalifen zu begeben. Kaum wurde dieser den Alten gewahr, als er die Augenbrauen zusammenzog und den Wachen des Schlosses befahl, ihn augenblicklich fest zu nehmen; ein Befehl, der zu Ismaels größtem Schrecken auch pünktlich befolgt wurde. Zwei Soldaten nahmen ihn in die Mitte und brachten ihn vorläufig in eines der Gefängnisse des Palastes, wo er bis zum folgenden Tag sitzen mußte.

Der arme Ismael, der in der letzten Zeit schon viel Unglück erfahren hatte, nahm auch diese Gefangennehmung als ein Schicksal hin, womit ihn der Prophet prüfen wolle. Ueberdies glaubte er nicht anders, als daß man ihn mit einer andern Person verwechselt habe, weil er sich keines Unrechts bewußt war. Nachdem er die Nacht unter sehr traurigen Betrachtungen in seinem Gefängniß zugebracht, wurde er am andern Morgen vor den Kalifen geführt, der sich mit seinem Großvezier allein in einem Saale befand, aber beide hatten ganz und gar nicht das freundliche Aussehen, wie das erste Mal, als Ismael vor das Antlitz des Beherrschers der Gläubigen getreten war.

Harun al Raschid runzelte bei seinem Eintritt die Stirn und der Großvezier befahl ihm, näher zu treten.

„Wer bist du?" begann der Letztere; eine Frage, welche Ismael freudig also beantwortete: „Ach, Herr, ich habe die Gnade, von dir gekannt zu sein, ich bin Ismael, der Diener Abu el Deri's."

Der Aermste glaubte nämlich immer noch, daß mit ihm eine Verwechslung vorgegangen sei, und man habe ihn für einen Anderen eingesteckt. Aber wie sehr erschrack er, als ihn der Vezier mit zornigem Tone anfuhr: „Wie, du wagst es noch, vor dem Angesicht deines Herrn und Kalifen auf deiner Lüge zu beharren. Abn el Deri war ein rechtgläubiger Muselmann, und hat nie Diebe und Betrüger zu seinen Dienern gehabt."

„Ach, Herr," entgegnete Ismael, „was sagst du da? Ich bin ein armer alter Mann, den das Unglück hart darniedergebeugt hat, aber so wahr mir der Prophet helfen soll, ich habe niemals auch nur den Werth eines Piasters gestohlen oder veruntreut, auch niemals die Unwahrheit gesprochen."

„Höre, Ismael," sagte der gutmüthige Kalif, „dein Läugnen kann zu Nichts führen, gestehe lieber dein Unrecht ein, damit ich dir ein gnädiger Herr sein kann."

„Aber was soll ich denn eigentlich gestehen?" jammerte der Alte, indem er sich vor dem Kalifen auf die Knie warf.

„Zuerst," begann der Großvezier wieder, „wer war der junge Mensch, den du für den Pflegesohn Abn el Deris ausgabst, und wo ist er geblieben?"

„Ach, Herr, der junge Saladin," entgegnete der alte Mann, „es war ja der Pflegesohn Abn el Deri's. Aber wo er geblieben ist, das weiß nur Gott und der Prophet."

„So," entgegnete der Vezier, „also beharrst du bei deinen Lügen; nun so muß ich an deiner Statt dir selber die Wahrheit sagen, damit du auch weißt, daß wir hinter deine Schliche gekommen sind, und nicht etwa glaubst, man habe dich widerrechtlich gefangen gesetzt. Der junge Spitzbube, den du als den Pflegesohn Abn el Deris bezeichnetest, und den mein großmüthiger Herr, der Kalif auf dein klug ausgesonnenes Mährchen reichlich beschenkte, ist eben so wenig der Pflegesohn Abn el Deris, als du dessen Diener. Auch ward er nicht als Kind im Sande der Wüste gefunden und

von dir auferzogen, sondern du fandest ihn in einer Barbierstube, woraus du ihn mitnahmst und abrichtetest, um deinen Herrn den Kalifen zu betrügen."

Ismael wußte bei dieser Anklage nicht, was er sagen sollte; so etwas hatte er nicht erwartet, und als er aus seinem ersten Schrecken wieder zu Worte kommen konnte, betheuerte er bei dem Barte des Propheten und bei Allem, was sonst noch heilig, daß sich der Großvezier irre, und daß Saladin wirklich der Pflegesohn Abn el Deri's sei. Allein was halfen ihm seine Betheuerungen und Schwüre, was half es ihm, daß er ausführlich seine Reise beschrieb bis zu dem Augenblicke, wo er seinen jungen Herrn verloren hatte. Der Großvezier glaubte ihm ebensowenig wie der Kalif, und als Ismael geendigt hatte, klatschte der Vezier in die Hände, und ließ den Barbier von der großen Caravanserei herbeiführen.

Dieser wiederholte seine Aussage, daß der junge Mensch, der unter dem Namen Saladin vom Kalifen so reichlich beschenkt worden war, einer seiner Gehülfen gewesen, der ihm vor ein paar Monaten davon gelaufen sei. Auch fügte er mit einem Seitenblick auf Ismael hinzu: „Beherrscher der Gläubigen! Kein Mensch ist im Stande zu behaupten, daß er sich nicht irren könne, allein es ist mir, als hätte ich gerade zu jener Zeit diesen Alten mit dem jungen Menschen oft im Gespräche gesehen, wahrscheinlich als sie sich darüber beriethen, wie es am besten anzufangen sei, die Großmuth deiner Hoheit zu mißbrauchen."

Der Kalif hörte diesen Verhandlungen mit finsterem Blicke zu, und als der Barbier geendigt hatte, sagte er zu dem alten Manne: „Höre, Ismael, es thut mir leid, dich auf dieser Untreue ertappt zu haben, und wenn meine Gnade dich auch gerne ungestraft entließe, so bin ich es doch der Gerechtigkeit schuldig, deinen Betrug zu ahnden. Da ich aber nicht Richter und Ankläger in einer Person sein will, so sollst du vor den Kadi meiner Stadt Bagdad

gebracht werden, welcher nach genauer Erwägung aller Umstände Recht über dich sprechen wird."

Danach wurde Ismael wieder in's Gefängniß zurückgebracht und am andern Tage vor den Kadi geführt, bei dem der Barbier seine Aussage von gestern wiederholte, worauf der Oberrichter der Stadt Bagdad dahin urtheilte, daß Ismael sich des Verbrechens schuldig gemacht, den Kalifen durch eine erdichtete Erzählung betrogen zu haben, und ihm als Strafe fünfhundert auf die Fußsohlen, sowie zehn Jahre Gefängniß zuerkannte. Als Vergünstigung gab ihm der Oberrichter noch eine Frist von drei Tagen, binnen welcher Zeit der junge Mann vielleicht zurückkehren könne, um seine Unschuld zu beweisen.

Die Gnade des Kalifen erließ ihm zwar die fünfhundert Hiebe auf die Fußsohlen, als aber die drei Tage verstrichen waren, ohne daß Saladin zurückgekommen, wurde Ismael an die Gefängnisse abgeliefert und mit Spitzbuben und Mördern dazu gebraucht, auf dem Tigris Schiffe zu ziehen und ähnliche schwere Arbeiten zu verrichten.

So weit war der Unglückliche nun gekommen, durch die Anhänglichkeit an seinen alten und seinen jungen Herrn, sowie durch den Leichtsinn des Letztern. Ach., Ismael freute sich nur, daß er nach dem Laufe der Dinge doch nur noch wenige Jahre dazu bestimmt sei, unschuldiger Weise diese harte Strafe zu erleiden. Jetzt erst freute er sich recht seines Alters, und sah dem Tod als einer Wohlthat entgegen, der ihn alsdann von allem Unglück befreien würde. Es schmerzte ihn tief, daß ihn der gütige Kalif in der That für einen Betrüger hielt, und er würde sich gern noch einer härteren Strafe unterworfen haben, wenn er nur den Kalifen Harun al Raschid, sowie dessen Vezier von seiner Unschuld hätte überzeugen können. Freilich blieb ihm noch eine schwache Hoffnung, sein Herr könne doch noch wiederkehren, ja vielleicht glücklich wiederkehren, um seine Unschuld auf's Glänzendste zu bezeugen. Doch

verfloß Tag um Tag, und Woche um Woche — und Ismael hatte immer vergebens gehofft, und in das Land hineingeschaut.

Da traf es sich eines Morgens, daß er mit mehreren andern seiner Mitgefangenen beschäftigt war, ein großes Schiff den Fluß hinaufzuziehen. Die Hitze des Tages war drückend und schwül, deshalb durften die armen Gefangenen hin und wieder von der Arbeit ablassen und sich in den Schatten der Bäume legen, die am Ufer standen. Hier lag denn Ismael und schaute betrübt hinaus in die Ferne, als er von Weitem eine große und reiche Karawane erblickte, die gen Bagdad zog. Beim Anblick der beladenen Kameele und der zahlreichen Sklaven dachte er lebhaft an seine früheren Zeiten, wie er mit seinem Herrn Abu el Deri froh und munter durch die Welt gezogen sei.

Indessen kam die Karawane näher und Ismael, sowie die andern Gefangenen gestanden sich, in langer Zeit keinen so prächtigen Zug gesehen zu haben. Die Kameele waren alle von ungewöhnlicher Schönheit und Stärke, und auf's Sorgfältigste und Reichste beladen. Die Menge der Sklaven war kaum zu zählen und alle ritten kräftige und schöne Pferde, und ihre Anzüge waren so reich, daß man sie alle für Herren hätte halten können, wenn nicht die Besitzer der Karawane selbst in der Mitte des Zuges durch den Glanz ihrer Gewänder und die Pracht ihrer Rosse alle Blicke auf sich gezogen hätten. Hier sah man auch eine große Menge Sklavinnen, die eine schöne Frau umgaben, und den Glanz der goldgestickten Gewänder und Schleier konnte das Auge kaum ertragen.

Ismael wandte sein Auge ab und ging seufzend wieder an seine harte Arbeit, indeß die Karawane stolz und prächtig in die Mauern Bagdads einzog.

Obgleich der arme Sklave schon viele Karawanen bei sich hatte vorbeikommen sehen, so hatte doch keine seine Einbildungskraft in so hohem Grade erregt, wie die von heute Morgen, und als er

nach mehrstündiger Arbeit mit seinen Mitgefangenen am Ufer des Tigris im Schatten ausruhen durfte, baute er sich die angenehmsten und schönsten Luftschlösser und dachte: „Ach, wenn dein junger Herr auch einst in solch prächtigem Aufzuge zurückkäme und dich erlöste, wenn er zurückkäme und vor den Kalifen Harun al Raschid hinträte, um ihn zu fragen, was denn aus seinem treuen Diener Ismael geworden sei, und wenn er an seiner Hand die wunderschöne Prinzessin führt, ein lebendiges Zeugniß, daß ich nicht gelogen, sondern die Wahrheit gesprochen habe.“ —

So lag er da und verzehrte sein hartes Brod, als plötzlich der Oberaufseher der Gefangenen, von zwei Sklaven begleitet, eiligst daher geritten kam, und dem alten Manne befahl, ihm zu folgen.

Ismael, der anfänglich fürchtete, der Oberrichter der Stadt Bagdad lasse ihm nachträglich die geschenkten fünfhundert Hiebe auf die Fußsohlen noch auszahlen, indem er sonst nicht wußte, was man von ihm, dem armen unbekannten Menschen wolle, begleitete er den Oberaufseher traurig in seine Wohnung und war nicht wenig erstaunt, als man ihm hier seine alten schlechten Kleider abnahm, und ihm dafür einen guten Kaftan und einen reinen Turban anzog. Auf seine Fragen sagte ihm der Aufseher der Gefangenen nur: er wisse nichts weiter, als daß er Befehl habe, ihn augenblicklich vor das Angesicht des Kalifen zu bringen. Ach, schon diese Botschaft erfüllte den alten Mann mit freudigem Schrecken; denn was konnte der großmüthige Kalif anders von ihm wollen, als ihn begnadigen. Vielleicht dachte er, ist deine Unschuld an den Tag gekommen oder am Ende gar dein junger Herr zurückgekehrt. Doch dieser letzte Gedanke war ihm zu groß und herrlich, als daß er es vermocht hätte, ihn ferner auszumalen.

So gelangten sie zum Palaste des Kalifen und Ismael wurde in eine Vorhalle geführt, wo ihm der Großvezier Abdallah in eigener Person entgegen kam, ihm die Hand reichte und mit be-

wegter Stimme sagte: „Ismael, wir haben in unserer Verblendung dir unrecht gethan; aber der Prophet, der deine Unschuld an den Tag kommen ließ, wird dir dafür eine glänzende Belohnung geben. Folge mir nun zum Kalifen.

Der alte treue Diener zitterte vor Freude und Entzücken und folgte dem Großvezier in das anstoßende Gemach. Hier blieb er mit gesenktem Aug' an der Thür stehen und vermochte es im ersten Augenblick nicht, dem Kalifen in's Gesicht zu schauen. Doch als ihn dieser freundlich bei Namen rief, blickte er empor und wer beschreibt sein Erstaunen und seine unendliche Freude, als er seinen jungen todtgeglaubten Herrn erblickte, der ihm jetzt entgegen kam und ihm weinend um den Hals fiel.

Fast wäre der alte Mann dem Uebermaße der Freude erlegen, als ihm Saladin mit kurzen Worten seine Geschichte erzählte; und als er ihn darauf bei der Hand nahm und vor seine Gemahlin, die Prinzessin Morgana führte, ward Ismael von all' dem Gehörten, sowie von der Schönheit der Prinzessin so überrascht, daß es ihm dunkel vor den Augen ward, und er sich auf den Divan niederlassen mußte, um nicht umzufallen.

Jetzt war Freude überall, der junge Saladin baute sich einen prächtigen Palast am Ufer des Tigris und lebte hier mit seiner schönen Gemahlin und seinem treuen Diener, wegen seiner Freigebigkeit und seinem Reichthum von allen Menschen geliebt, und wegen seinem edlen Herzen und seinen guten Eigenschaften von dem Kalifen hoch geehrt.

Da aber durch den Austritt Ismaels bei den Gefangenen eine Stelle frei wurde, beförderte der Kalif den spitzbübischen Barbier dahin, nachdem er vorher die fünfhundert Hiebe wohlgezählt auf die Fußsohle erhalten hatte, die dem getreuen Diener bestimmt gewesen waren.

Das Gesicht im Mond.

Wer ging nicht schon in stillen Nächten nach Hause und fühlte den Blick aufwärts gezogen von der sanft glänzenden Kugel, die zwischen den Thälern und Bergen riesenhafter Wolken ruhig dahin schifft; wer schaute nicht wohl lange Zeit anhaltend empor zu jenem Körper, den wir Mond nennen, und fühlte, wie seine weißen Strahlen sich so langsam in's Herz schleichen und selbst in traurigen Stunden das wilde Wogen und Drängen in der bewegten Brust zu besänftigen im Stande ist! Wenn man so, halb träumend halb wachend, hinaufsieht, so erblickt man in der hellen Scheibe kleine Flecken, aus welchen sich mit einiger Phantasie ein Gesicht zusammensetzen läßt. Man sieht deutlich zwei dunkle Stellen für die Augen, eine Nase, die aber etwas nach der linken Seite gezogen ist, und einen Mund, welcher sich nach rechts neigt und dem fabelhaften Kopfe dort oben ein verzerrtes, schmerzliches Ansehen gibt. Wenn wir über jenes Mondgesicht unsere gelehrten Bücher befragen, so sagen diese uns freilich, das dort oben solle kein Gesicht vorstellen, sondern es sei der Mond ein Körper wie unsere Erde, ja er habe sogar noch gewaltigere Felsen und Schluchten,

als diese, und namentlich letztere seien zum Theil so tief, daß sie das Licht der Sonne nicht erhellen könne, und sie deßhalb, etwa wie ein Brunnen bei uns, stets dunkel blieben. Allein wer klug ist, glaubt diesen Büchern nicht. Daß das dort oben in dem Monde nichts Natürliches, keine Schluchten sind, davon kann sich ja Jeder durch sein eigenes Anschauen überzeugen; das wissen aber auch jene Herren, und ebenso die Ursache, wie jenes Gesicht da hinauf kam; nur haben sie, unter uns gesagt, sich einmal vorgenommen, Alles auf natürliche Weise zu erklären, weßhalb sie die Wahrheit, die in der That unnatürlich klingt, verbergen, um uns etwas weis zu machen. Wie aber jenes Gesicht wirklich in den Mond kam, das will ich hier erzählen, doch bitte ich mir vorher aus, das strengste Stillschweigen darüber zu beobachten, da mein Großvater mir die Geschichte unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt hat, ganz wie er sie unter gleichen Bedingungen von einer Tante gehört hatte, welche sie aus einer Kaffeegesellschaft mit nach Hause brachte, und zwar aus einer Kaffeegesellschaft, wo nur Geheimnisse verhandelt wurden.

An einem schönen Abend gingen zwei Leute zusammen aus einem Wirthshause, von denen der eine seines Zeichens ein Schneider und der andere ein Handschuhmacher war. Für Leser, die sich gern über Zeit und Verhältnisse genau unterrichten, füge ich bei, daß es vermuthlich ein Winterabend war, denn die Beiden hatten stark eingeheizt. Es war zwar schon spät in der Nacht, allein der Mond, der hoch am Himmel stand, beleuchtete die Straßen so ziemlich. Da er den Schatten der einen Häuserreihe auf den weißen Schnee warf, so sah dieser durch die zackigen Dächer einer Reihe colossaler Spitzzähne nicht unähnlich. Die beiden Zechbrüder waren die letzten im Wirthshause gewesen, denn als sie es verlassen, wurde von innen der Riegel vorgeschoben und die Lichter in der Gaststube ausgelöscht, bis auf eines, das sich alsbald in den zweiten, von da in den dritten, vierten Stock bewegte und nachdem es noch eine kurze Zeit in einem

Dachstübchen gebrannt, und dort wahrscheinlich dem Schenkbuben zur Ruhe geleuchtet, erlosch.

Jetzt waren die Beiden allein auf der Straße und zogen ihres Weges, gewiß in der festen Absicht, sobald es sich thun ließ, ihre Häuser zu finden. Beide waren aber wahrscheinlich nicht recht mit sich einig, nach welcher Seite sie sich zu wenden hatten, denn sie drehten sich einige Male im Kreise herum, wobei der Schneider, als der leichtere, den größeren Bogen beschrieb, alsdann schossen sie, wie ein paar angebrannte Schwärmer, von einer Seite der Straße zur andern, bis sie endlich, nicht hundert Schritte von der Kneipe, die sie eben verlassen, an einem Häuservorsprung hängen blieben, um den herum sie, trotz aller Anstrengungen, nicht segeln konnten. Da sich in diesem Häuservorsprung eine passende Thür fand, breit genug, um ihre zarten Schultern daran lehnen zu können, so thaten sie dergleichen. Der Schneider heftete seine Augen wohl eine gute Viertelstunde lang vor sich auf die Erde und machte oft einen vergeblichen Versuch, an den Himmel hinauf zu sehen, aber es waren ihm die Augenlider zu schwer. Endlich nach vielen Bemühungen gelang es ihm, den Blick an das gegenüberliegende Haus zu heften, dort fand er einen Anhaltspunkt, um sein Auge Stockwerk für Stockwerk hinaufklettern zu lassen, bis zu dem Schornstein, wo er mit einem lauten Ausruf der Verwunderung den Mond erblickte, der aus dem schwarzen Kamin emporzusteigen schien.

Der Handschuhmacher, weniger berauscht und weniger sentimental, als der Schneider, machte mit seinem Blick eine umgekehrte Bewegung, denn nachdem er eine Zeitlang in den Mond gestarrt, begann er laut zu gähnen, mit einem hohen Tone abwärts, und seine Blicke folgten den Tönen, so daß sie im Augenblick, wo er den Mund schloß, auf seine dürren Beine fielen, die er weit von sich abgestreckt hatte.

So stand das edle Paar eine Zeitlang da, ohne ein Wort zu sprechen, und weil sich durch die kühle Nachtluft ihre Ideen noch

mehr verwirrten, so glaubten am Ende Beide, sie seien nicht mehr auf der Straße, sondern zu Hause, und ließen sich auf dem Schnee nieder, um sich so bequem als möglich zum Schlafen anzuschicken. Der Schneider, der sich auf das linke Ohr legte, begann erst leise, dann immer lauter zu seufzen und sprach vor sich hin: „Ach, was bin ich doch für ein erbärmlicher, schlechter Kerl, saufe da Nacht für Nacht, bis ich nicht mehr auf meinen Beinen stehen kann, und wenn ich dann am Morgen immer Katzenjammer habe und nichts verdiene, so bestehle ich meine Kunden, um von dem entwendeten Tuche wieder Geld zum Zechen zu haben. Ich jammervoller, erbärmlicher Kerl, und an allem dem ist der Handschuhmacher Schuld, der hat mich verführt." Der Handschuhmacher, der sich auf das rechte Ohr gelegt hatte, hörte sich gerade nicht schmeichelhaft von dem Schneider nennen, allein da er glaubte, es träume ihm blos, so lachte er laut auf und freute sich darüber. „Ha, Ha!" rief er laut, „jetzt liegt der armselige Schneider wieder auf seinem Strohsack und schimpft über mich, der Lump, und greint, daß ich ihn verführt hätte; aber ich will ihn noch besser herunter bringen. Gestern hab' ich wieder ein scharmantes Stück Tuch bei ihm gesehen. Das wollen wir morgen Abend schon durch die Gurgel jagen. Hahaha! der dumme Schneider!" Jetzt gerieth der Schneider, der diese Worte wohl hörte und seinerseits glaubte, er träume, wie sich der Handschuhmacher über ihn lustig mache, in eine heftige Wuth, und fing an, auf einen dicken Stein zu schlagen, der neben ihm lag, indem er beständig ausrief: „Du schlechter Kerl, du Handschuhmacher, du schlechter! Hast mich um meinen Kredit und meinen ehrlichen Namen betrogen, hast auf meinen Namen Geld geborgt und willst mich obendrein noch auslachen, du niederträchtiger Kerl!"

Der auf diese Art Angeredete wurde durch die Wuth des Schneiders nur noch lustiger und lachte in Einem fort. „Hahaha!" schrie er, „so träume ich von dir, Bruder Schneider? Na, will's schon glauben, daß du zuweilen Lust hättest, wieder ein ehrlicher Kerl zu

werden, aber das soll dir nicht gelingen, du sauberer Zeisig. So habe ich dich in meiner Hand und so will ich dich auch festhalten." Mit diesen letzten Worten griff er nach der andern Seite, faßte den Haarschopf des Schneiders, den er in seiner höllischen Freude tüchtig zusammen schüttelte. Als dieser den rauhen Griff seines Kumpans fühlte, glaubte er plötzlich, der Teufel habe ihn für sein ruchloses Leben gefaßt und wolle ihn stracks mit in die Hölle nehmen. Er wehrte sich gegen diese vermeintliche Niederfahrt mit aller Kraft der Verzweiflung, faßte seinem Freund Handschuhmacher in's Gesicht und Beide balgten sich auf eine ergötzliche Art auf der Straße im Schnee herum, so daß bald der Eine bald der Andere oben zu liegen kam. Dabei war es merkwürdig, daß, so oft bei diesen Umwälzungen das Gesicht des Handschuhmachers in Berührung mit dem Schnee kam, derselbe zu zischen anfing, als würde er vor einen heißen Ofen geworfen. Was aber auch das rothe, glühende Aussehen dieses Gesichts, sowie die Hitze, die es abstrahlte, betraf, glich es vollkommen einem gut geheizten Ofen, der hie und da Sprünge und Risse hat, zu welchen das Feuer mit verdoppelter Wuth herauszubrechen scheint. Es war dem Handschuhmacher schon oft passirt, daß er, in der Dämmerung nach Hause gehend, von einer Schaar muthwilliger Buben verfolgt wurde, welche ihm die Spitznamen Saufaus, Feuermann nachriefen.

Wie lange sich die edle Zechgenossenschaft auf der Straße herumbalgte, ist nicht wohl zu bestimmen; plötzlich aber fühlten sie sich von etwas berührt, das ihnen jedesmal einen zuckenden, brennenden Schmerz verursachte. Der Handschuhmacher, als der nüchternste, riß zuerst seine Augen auf, die er in der Hitze des Gefechts geschlossen, und sah mit großer Verwunderung ein altes Weib vor sich stehen, das so erschrecklich häßlich war, wie er in seinem Leben nichts Aehnliches erblickt. Die Alte war nicht nach Art der gewöhnlichen Hexen bucklig und klein, hatte kein langes, wackelndes Kinn, und ebenso wenig Triefaugen, die bei aller Häßlichkeit doch

etwas Gutmüthiges haben, sondern das Weib, welches die beiden Zechbrüder durch Anrühren mit einem sehr spitzen Stock auf eine so schmerzhafte Art erweckt hatte, war groß und von einer unbeschreiblichen Magerkeit. Man hätte glauben können, die paar alten Lumpen, welche sie bedeckten, seien um einen Besenstiel herumgewickelt, denn genau diese Form hatte der Körper der alten Hexe. Das bleiche, runzliche Gesicht, das auf dieser Figur stand, war mit rothen Haaren bedeckt, die aber so kreuz und quer unter einer weißen Haube hervorsahen, als habe sie der Wind zufällig dort hinaufgeweht. Sie trug außer dem erwähnten Stock eine kleine Laterne in der Hand, deren Licht auf die beiden Kämpfenden fiel. Der Schneider, als er merkte, daß die Schlägerei endlich aufgehört hatte, mochte noch immer glauben, er habe sich mit einem bösen Geist gebalgt, denn er öffnete jetzt schwerfällig die Augen, wahrscheinlich um zu sehen, in welchem Theil der Hölle er sich denn eigentlich befände. Da der Anblick des alten Weibes, die grinsend vor ihm stand, eben auch nicht geeignet war, ihn diesem Irrthume zu entreißen, so fing er auf's Neue an zu jammern über sein verlorenes Leben, wobei er, wie schon früher, den Handschuhmacher anklagte, daß er allein ihn zu dem Ueblen verführt. Dieser hatte endlich seine fünf Sinne wieder so weit zurecht gesetzt, um die Alte stammelnd zu fragen, wo sie herkomme, wer sie sei und was sie wolle. Auf diese Fragen riß die Hexe ihren zahnlosen Mund laut lachend so weit auf, daß es aussah, als sei ihr Gesicht von einem Ohr bis zum andern gespalten, und sagte mit heiserer Stimme: „Ho ho, mein Söhnchen, du frägst mich, wo ich herkomme? Ich bin eine arme alte Frau, die hier gerade vorbei kam, hahahaha! und euch hier im Schnee liegen sah. Da that es mir leid, daß so schmuckes junges Blut in der Kälte umkommen soll, und da hab' ich euch denn geweckt, um euch nach Haus zu bringen, hahaha! nach Haus, wo ihr hingehört, haha! Na! steht nur auf, ihr Söhnlein, steht nur auf."

War es der stechende Blick der Alten, oder die Berührung mit ihrem Stock, genug, die Beiden erhoben sich nach einigen vergeblichen Versuchen und wußten wahrscheinlich in Folge ihres körperlichen Zustandes nicht, was sie aus dieser Anrede zu machen hätten.

„Ja, ja," fuhr die Alte lachend fort, „ihr seid so ein paar hübsche schmucke Burschen, so lustig und munter, und habt immer so schöne dumme Streiche gemacht, daß ich mich schon lange für euch interessirt habe. Du," sagte sie zum Handschuhmacher, „hast ein schönes rothes Gesicht, das so leuchtet und glüht, daß du bequem das Holz für den Winter ersparen kannst, und da, der Schneider, der hat schon so viel Lappen in die Hölle fallen lassen, daß sich die Teufel unten ordentlich auf den Augenblick freuen, wo sie seine Bekanntschaft machen werden. Na, kommt nur mit, solche Leute hab' ich gern. Doch da ich sehe, daß ihr ganz eingefroren seid, so wollen wir erst ein Schlückchen zusammen nehmen, das uns recht warm machen und gut thun soll."

Bei diesen Worten zog die Alte eine kleine Flasche unter ihren Lumpen hervor und hielt sie gegen den Mond, um den Beiden zu zeigen, daß der Inhalt derselben recht glitzerte und klar sei, wie der schönste Franzbranntwein. So feindlich die Beiden noch einige Augenblicke vorher gegen einander gesinnt waren, so kam ihnen doch jetzt das alte Weib so unheimlich vor, daß sie näher zusammen rückten, um Einer am Andern Schutz zu suchen. Die Alte hatte dem Schneider die Flasche in die Hand gedrückt und bat ihn mit den besten Worten, doch ein Schlückchen daraus zu nehmen, und der arme Geselle, der in seiner Angst nicht wußte, was er machen sollte, setzte die Flasche an den Mund und that einen guten Zug. Als das der Handschuhmacher sah, begann er die Lippen abzulecken und spürte plötzlich auf das viele Bier und den Branntwein, den er heut Abend getrunken, einen solchen Nachdurst, daß er dem Schneider die Flasche aus der Hand riß und sie hastig leerte, worüber die Alte in ein lautes Gelächter ausbrach und ihre

beiden Söhnlein ermahnte, jetzt räsch mit nach Hause zu gehen. Sie hinkte an ihrem Stocke voraus und die beiden folgten ihr, wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben. War es ihnen schon früher sonderbar zu Muth gewesen und hatte sich Einer über den Andern gewundert, daß er nicht gerade gehen konnte, sondern bei jedem Schritt die Füße mehr zur Seite setzte, als nöthig gewesen wäre, so fingen sie jetzt erst recht an, sich mit mißtrauischen Blicken zu betrachten. Es wollte dem Handschuhmacher sonderbar bedünken, daß der Schneider, anstatt wie ein ordentlicher, wenn auch etwas betrunkener Mensch auf seinen beiden Füßen zu gehen, sich mit einem Mal auf die Hände niederließ und auf allen Vieren zugleich über den Schnee hinsprang — eine merkwürdige Entdeckung, die aber auch der Schneider seinerseits an seinem Kameraden machte; denn auch dieser hatte sich auf die Hände niedergelassen und machte die sonderbarsten Luftsprünge und Grimassen, und das nur, wie er sich einbildete, aus Freude über das tolle Benehmen des Schneiders. Dieser konnte sich nun gleichfalls nicht enthalten, über die Capriolen des Andern zu lachen, doch fand er bald zu seiner großen Verwunderung und Bestürzung, daß dieses Lachen ganz sonderbar klang. Zuerst glaubte er, er sei von dem kalten Nachtlager heiser geworden und räusperte sich und hustete, so daß der Handschuhmacher, aufmerksam geworden, plötzlich stehen blieb, um seinen Freund zu fragen, was ihm denn eigentlich fehle. Die Frage verstand denn auch der Schneider wohl, hätte aber darauf schwören wollen, daß das, was ihm sein Freund gesagt, wie das Miauen einer Katze klänge. Indessen hatten sie in diesem Augenblick zu vieler Ueberlegung keine Zeit mehr, denn sie befanden sich jetzt mit der Alten in einem ihnen ganz unbekannten Stadttheile vor einem kleinen Häuschen, das die Hexe aufschloß und in das sie ihr folgten. Darauf schloß die Alte hinter ihnen wieder sorgfältig die Thür ab, führte sie in ein kleines Zimmer, dessen ganze Einrichtung blos in einem Strohsacke bestand, der auf der Erde lag, und entfernte sich

alsdann. Von der durchschwärmten Nacht ermüdet, fühlten sich die Beiden in dem warmen Gemach ganz behaglich, kugelten sich auf dem Strohsacke zusammen, und nachdem sich noch Einer über den Andern gewundert, daß Jeder wie eine Katze schnurre und knurre, entschliefen sie.

Doch wer beschreibt den Schrecken der beiden Gesellen, als sie am Morgen erwachten. Anfänglich glaubte jeder, er habe durch einen sonderbaren Zufall sein Lager neben einer Katze aufgeschlagen und jeder machte den Versuch, das zudringliche Thier fortzujagen; aber als ihnen allmählig die Erlebnisse der vergangenen Nacht klar wurden, als sie sich gegenseitig der Stunde erinnerten, wo sie aus dem Wirthshause gegangen waren, als sie an den Streit, den sie zusammen gehabt, und an das alte Weib dachten, das ihnen etwas zu trinken gegeben, so wurde es ihnen plötzlich klar, daß sie einer Zauberin in die Hände gefallen seien, die sie vermittelst jenes Trunkes in ein paar Katzen verwandelt habe. Man kann sich leicht denken, wie schrecklich eine solche Entdeckung war; Beide fielen sich laut weinend in die Vorderpfoten, und Beide versicherten sich unter dem kläglichsten Miauen, daß nach einer durchschwärmten Nacht dies der schrecklichste und ächteste Katzenjammer sei, den sie je gehabt.

So über ihr Schicksal klagend, bemerkten sie nicht, daß die alte Hexe die Thür geöffnet hatte und neben ihnen stand; erst als sie heiser lachend zu ihnen sprach: „ei, ei, guten Morgen, meine lieben Kinder, wie geht's euch? habt ihr gut geschlafen?" fuhren sie aus der Umarmung auf, um aus der Verzweiflung in den heftigsten Zorn überzugehen. Besonders der Handschuhmacher, dessen Natur zorniger und rachsüchtiger war, als die des Schneiders, wußte sich nicht zu fassen. Er hob sich auf seine Hinterpfoten und sprang mit lautem Miauen der alten nach dem Gesicht. Doch diese hatte sich auf eine solche Begrüßung gefaßt gemacht und schlug dem Kater Handschuhmacher mit ihrem Stocke dergestalt auf die

Nase, daß er sich einige Male überschlug und zu den Füßen des ehemaligen Schneiders hinrollte, der, gutmüthiger Natur, nichts thun konnte, als sein Schicksal in den grellsten Klagetönen, die man je von einem Kater gehört hat, zu bejammern. Die Alte schien indessen über den Angriff, den sie so eben erlitten hatte, nicht entrüstet zu sein, vielmehr erhob sie lächelnd den Zeigefinger und drohte leichthin dem Handschuhmacher, wie man es mit einem unartigen Kinde thut. „Ei, ei," sagte sie, „wie undankbar, wie undankbar! Wärt ihr nicht in der Nacht erfroren, wenn ich euch nicht geweckt und mit einem guten Schlückchen bewirthet hätte, das euch erwärmt und so schön bekleidet hatte. — Ihr habt ja Beide statt eurer früheren abgetragenen Kleider einen Pelz so dicht und glatt, wie man ihn nur wünschen kann. Denkt doch ein wenig nach, was wäret ihr ohne mich! Euer Sündenleben hätte mit der heutigen Nacht ein Ende gehabt, ihr wäret erfroren und läget jetzt starr und steif da — und eure Seelen! — — daß die mit der Last von Sünden, die sie zu tragen haben, nicht aufwärts geflogen wären, sondern abwärts zur Hölle, könnt ihr euch wohl denken. Ich habe euch also gerettet, und es wird euch doch lieber sein, noch vor der Hand einige Zeit in Gottes frischer Luft und in so artigem Pelze zu leben, als todt und kalt zu sein und in die Erde gesteckt zu werden. Ihr wißt selbst am besten, welch' ruchloses, lasterhaftes Leben ihr geführt, da war keine Gnade für euch."

Die beiden Verwandelten hörten der Alten knurrend und murrend zu, und als sie ihnen so eindringlich von dem Erfrieren und der Hölle vorsprach, überlief Beide ein kleines Frösteln, besonders den Schneider, den der Handschuhmacher eigentlich verführt hatte und der von Natur so ein gar böser Mensch nicht war.

„Seht, meine Söhnchen," fuhr die Hexe fort, „ich habe mich schon oft solcher verlorener Kindlein angenommen und habe sie in dem Augenblick gerettet, wenn ich wußte, daß der Teufel seine Krallen

nach ihnen ausstreckte. Einige Mal haben sie sich auch gebessert, um später, nachdem sie bei mir Buße gethan, wieder ein glückliches und wohlgefälliges Leben zu führen. Aber ihr Beide, ja ihr Beide habt leider euer ganzes Leben lang nichts gethan, als gesündigt, weßhalb es euch schwer fallen möchte, dereinst Vergebung zu erlangen. Du," sie wandte sich zum Schneider, „als der Verführte, kannst eher auf Gnade hoffen, hingegen wenn sich dort der Handschuhmacher auch in der That bessert, so bleibt sein Gesicht von seinem früheren Leben doch so gezeichnet, daß, wenn er einstens an die Himmelsthür kommt, der Pförtner ihn nicht einlassen wird, weil er glauben muß, er sei brennend der Hölle entsprungen. Da ich um euch besorgt bin, so habe ich noch in der vergangenen Nacht in meinen wunderbaren Spiegel geschaut und mit Leidwesen gesehen, wie schwer es euch halten wird, für eure begangenen Fehler und Sünden Vergebung zu finden. Darum laßt es euch in meinem Dienste nicht sauer werden. Seid fleißig und gehorsam und wer weiß dann, ob die Zeit, die ihr hier bei mir verlebt, euch nicht später anstatt einer großen Buße angerechnet wird."

Nach dieser Rede und Eröffnung der Hexe in Betreff ihres künftigen Schicksals kann man sich leicht denken, daß die Beiden sehr niedergeschlagen und traurig waren, und doch gestand sich Jeder im Geheimen, daß es immer noch besser sei, wenn auch nur als Katze zu leben, als todt, und auf ewig zur Hölle verwiesen zu sein. Unter Thränen umarmten sie sich nochmals und gelobten einander das Schwierigste zu thun, um aus diesem kläglichen Zustande bald erlöst zu werden und auf Vergebung ihrer Sünden rechnen zu können. — Jetzt wies ihnen die Alte ihre Geschäfte an, welche hauptsächlich darin bestanden, daß sie nach Art aller Katzen Mäuse zu fangen hatten, allein es durften nur weiße sein, die sie ganz unversehrt der Alten bringen mußten. Diese zog dann den Mäusen die Felle ab, worauf sie der Handschuhmacher zube-

reiten mußte, um in Gemeinschaft mit dem Schneider Handschuhe und alle nur möglichen Sachen daraus zu verfertigen. Anfänglich war es den Beiden hart, daß sie bei dieser angestrengten und mühsamen Arbeit nichts als Wasser zu trinken bekamen, und Beide wollten vor Eckel vergehen, daß ihnen die Alte nichts zu essen gab, als die abgezogenen Körper der Mäuse; denn wenn auch die beiden Gesellen der äußeren Gestalt nach ganz in Katzen verwandelt waren, so wußten sie doch noch so viel von ihrem früheren Leben, daß sie sich wohl erinnerten, wie ihnen eine andere Speise besser behagt. So lebten sie lange Zeit bei der Alten und gewöhnten sich nach und nach an das Schreckliche ihrer Lage. Zuerst hatte es ihnen manche Thräne gekostet, daß, wenn sie am Abend ausgehen durften, und zufällig in die Nähe ihrer alten Bekannten kamen, diese gar zu schlimm von ihnen sprachen. Ja, — hieß es alsdann, der Schneider und der Handschuhmacher, Gott vergebe ihnen! das waren ein Paar liederliche Gesellen. Der Teufel hat sie geholt und sie sind spurlos verschwunden. Auf solche Reden hatte der Eine oder der Andere der Beiden es wohl versucht, sich zu erkennen zu geben, aber umsonst. Sie konnten sich in der Sprache der Menschen nicht mehr verständlich machen und mußten zu ihrem größten Leidwesen sehen, daß ihre noch so zierlich gestellten Reden in den Ohren ihrer alten Bekannten doch nur wie häßliche Katzenmusik klang. Denn diese griffen bei solchen Lamentationen nicht selten nach einem Stock oder Stein, um ihre ehemaligen Zechgenossen auf eine unangenehme Art zu verjagen. Kamen alsdann die beiden Kater hinkend oder gar blutend zur Alten zurück, so wurden sie noch obendrein von dieser ausgelacht, und erhielten den Bescheid, all' das Unangenehme für ihre Sünden hinzunehmen.

So vergingen den Beiden sieben volle Jahre, die sie als Katzen verlebten und während dieser Zeit hatte sich viel in ihren Gesinnungen und Neigungen verändert. Sie sahen jetzt wohl ein, welch' ein lasterhaftes Leben sie früher geführt und erkannten

auch zu ihrer großen Betrübniß, daß sie wohl nimmer im Stande seien, es wieder gut zu machen. Als diese sieben Jahre bis auf die letzte Stunde abgelaufen waren, es war gerade wieder ein Morgen, wo draußen Schnee lag, wie der erste, an welchem sie sich als Katzen auf dem Strohsack gefunden hatten, erwachten sie ebenso wie damals wieder, um an ihr Tagewerk zu gehen. Da öffnete sich die Thür und die Alte trat herein. Das war nun weiter nichts ungewöhnliches, nur verwunderten sich die Beiden, daß sie statt einer Schaale mit Wasser, ein kleines Fläschchen unter dem Arm trug, das mit einer Flüssigkeit angefüllt war, ähnlich der, die sie vor sieben Jahren in der unglücklichen Nacht geschluckt hatten.

„Guten Morgen, meine Kinder," sagte die Alte, „ich hoffe, ihr habt gut geschlafen und seid fröhlich erwacht. Werdet aber noch fröhlicher und munterer werden, wenn ich euch sage, daß heute eure Zeit um ist, und ich euch aus meinen Diensten entlassen will. Jetzt hört mich an und merkt genau auf meine Worte. Ihr habt sieben Jahre bei mir verbracht in Kummer, Mühseligkeiten und Elend, und mein Spiegel sagte mir in vergangener Nacht, daß diese sieben Jahre hinreichend wären, um euer vergangenes böses Leben abzubüßen. Doch sagte mir der Spiegel ebenfalls, daß ihr von heute an nur noch sieben Tage zu leben habt, wenn es euch während dieser sieben Tage nicht gelingt, einen Trunk aus jener Quelle zu thun, aus der das Wasser des Lebens quillt. Um aber diese Quelle zu finden, müßt ihr von heute an fünf Tage in Einem fort gen Osten wandern; alsdann kommt ihr an einen Wald, in dessen Mitte ein frommer Mann wohnt, der jene Quelle hütet. Ihm erzählt euer vergangenes Leben, erzählt ihm von den sieben Jahren, die ihr als Buße bei mir zugebracht, und es hängt dann von seinem Ermessen ab, ob er euch würdig findet, einen Trunk aus jener Quelle zu thun."

Bei diesen letzten Worten nahm die Alte das Fläschchen in

die Hand und besprengte die Beiden mit der Flüssigkeit, die es enthielt. Da richteten sich die Katzen in die Höhe, streckten sich lang aus und waren in wenig Augenblicken wieder Menschen, wie sie vor sieben Jahren gewesen. Sie umarmten sich weinend vor Freude und dankten der Alten, daß sie sich ihrer angenommen und sie vor dem zeitlichen und ewigen Verderben gerettet. Diese, welche das Fläschchen noch immer in der Hand hielt, besprengte nun noch die Wände und sich selbst und wer beschreibt das Erstaunen der Beiden, als sie sahen, wie sich das ärmliche Gemach plötzlich mit einem rosenrothen Duft füllte, in welchem ihre bisherige Wirthin, in die schönste Fee verwandelt, langsam verschwand.

Die beiden Gesellen fielen auf ihre Kniee nieder und als sie sich etwas von ihrem Erstaunen erholt, erinnerte sich der Schneider, daß ihm einst seine Mutter erzählte, just so, wie die Erscheinung, die eben verschwunden, sehen die Schutzgeister der Menschen aus, die selbst die Schlechtesten hier auf der Erde unsichtbar umschwebten und zu ihrer Rettung herbei eilten, wo es möglich sei. Durch diesen Gedanken gestärkt, erhoben sich die Beiden, eilten zur Stadt hinaus und wanderten rastlos gen Osten fort.

Fünf Tage und fünf Nächte waren sie unaufhaltsam fortgegangen, selbst ohne sich Zeit zum Schlafen zu nehmen. Ihre einzige Speise bestand aus drei wenigen Schlehen, die der Schnee noch an den Sträuchen gelassen, und aus Wasser, das sie mit der hohlen Hand aus den Bächen schöpften. Nach diesen Mühseligkeiten waren sie nicht wenig erfreut, am Abend des fünften Tages einen Wald vor sich zu sehen, welchen sie für den erkannten, wo der fromme Mann zu finden sei, der die Quelle mit dem Lebenswasser hütete. Sie traten hinein und als sie unter den Bäumen fortwandelten, wunderten sie sich sehr, daß hier Alles im frischesten Grün des Frühlings prangte, während außerhalb des Waldes der Winter mit Schnee und Eis herrschte. Endlich kamen sie an eine Felsenhöhle, in welcher das entzückte Ohr der Beiden eine Quelle murmeln hörte. Vor dem

Felsen aber saß ein Mann von so strengem und gebietendem Aussehen, daß die Gesellen nicht wagten, näher zu treten, sondern ehrerbietig in einiger Entfernung stehen blieben. Der Wächter des köstlichen Wassers, denn das war der Mann, schien sich ebenso wenig um die Beiden zu bekümmern, sondern las, ohne aufzusehen, in einem großen Buche. Ihm zur Seite ruhte ein fabelhaftes Thier, das fast wie ein Löwe aussah, aber auf jeder Seite des Körpers große Flügel hatte. Der Anblick dieses Geschöpfes war es, der den armen Gesellen fast ebenso große Angst einflößte, wie der des alten Mannes.

Nachdem sie einige Zeit so gestanden, überredete der Handschuhmacher seinen Freund Schneider, er solle den Anfang machen und den frommen Zauberer begrüßen, „denn“ sagte er, „ich bin ein armer, unbehilflicher Mensch, du aber hast dein ganzes früheres Leben mit vornehmen Leuten verkehrt, und wirst wohl wissen, wie du dich selbst einem Zauberer gegenüber zu benehmen hast.“ Der Schneider, durch das Compliment geschmeichelt, strich sich das Haar empor, welches ihm der Angstschweiß auf der Stirne festgeklebt hatte, und trat dem Zauberer näher. Da er hiebei absichtlich mehr Geräusch machte, als nöthig war, so blickte der Zauberer auf und fragte mit strengem, aber doch freundlichem Blick: „Was wollt ihr?“

Die Beiden, die nichts anders erwartet hatten, als daß der Zauberer in schrecklichen Zorn gerathen würde, weil sie ihn in seiner Beschäftigung gestört, fühlten sich durch diese Anrede ermuthigt und trugen ihr Anliegen vor. Zuerst begann der Schneider seinen früheren Lebenslauf zu erzählen, und da er das mit einer seltenen Offenherzigkeit und Pünktlichkeit that, so kam ein ganzes Register von merkwürdigen Betrügereien und Schlechtigkeiten zum Vorschein. Da hatte er die Hälfte des Tuches, das seinen Kunden gehörte, für sich behalten, und von dem übrig gebliebenen Stück natürlich die Kleider so eng gemacht, daß sie schon in den ersten

vier Wochen platzten; ein ander Mal hatte er seines Tuch gegen grobes verwechselt, hatte ungebührlich viel für Futter, Knöpfe und sonstiges Zugehör angerechnet, hatte bei den Neujahrsrechnungen immer einige Posten mehr aufgeführt und sich obendrein bei dem Zusammenzählen stets verrechnet, aber nie zu seinem Nachtheil, kurz er konnte mit Erzählen der vielen Streiche, die er begangen, kaum fertig werden.

Das Sündenregister des Handschuhmachers war noch bei weitem größer, als das seines würdigen Collegen; wenn er auch bei seinem Geschäft weniger hatte betrügen können und die Leute nur dadurch schnellte, daß er schlechtes Leder zu seinen Handschuhen nahm und die Knöpfe nicht gehörig annähte, so hatte er sich nebenbei auf's Gröblichste vergangen, indem er gar zu oft lange Finger gemacht, ein Umstand, den nicht Jedermann vertragen kann.

Der fromme Zauberer hörte mit Erstaunen und wachsendem Zorn diesen Bekenntnissen zu, und man konnte deutlich an seinem Stirnrunzeln gewahren, daß er über die Schlechtigkeit der Menschen sehr erzürnt sei. Freilich legte sich sein Grimm etwas, als ihm der Schneider von der siebenjährigen Buße erzählte, die sie gethan; aber dennoch schüttelte er am Ende zum großen Entsetzen der Beiden den Kopf und sagte: „Euch kann nicht verziehen werden. Ich finde euch in der That nicht würdig genug, um vom Wasser des Lebens zu genießen." Bei dieser Entscheidung fielen die Beiden auf ihre Knie nieder und jammerten laut, ohne das Herz des Zauberers zu erweichen. Dieser dachte einige Augenblicke nach, hielt ihnen nochmals die Sünden ihres vergangenen Lebens vor, so weit sie ihm im Gedächtniß geblieben waren, und sagte alsdann: „Nein, ich versichere euch, eure Vergehen sind zu großartig, als daß sie vergeben werden könnten, und ich werde euch ebenso wenig zu dem Quell des Lebens lassen, als das Wasser, dem Laufe der Natur zuwider, über die Brücke fließen wird. „Du," wandte

er sich zum Handschuhmacher, „könntest mit deinem rothen glühenden Gesicht, das du deinem früheren Sündenleben zu danken hast, ohnehin nicht zu der wunderbaren Quelle treten; denn sie würde wahrscheinlich bei dieser heftigen Glut augenblicklich versiegen."

Nach diesem schrecklichen Bescheid, welcher alle Hoffnungen des unglücklichen Paares vernichtete, fielen die Beiden der Länge nach auf den Boden und begannen bitterlich zu weinen. Da sie in diesem Augenblick, um Trost zu suchen, ihre Köpfe gegen einander wandten, so flossen ihre reichlich strömenden Thränen statt die Wangen herab auf dem gewöhnlichen Wege, quer über die Nasen und bildeten von da einen ziemlichen Wasserfall auf die Erde. Als der Zauberer, der eine Weile nachgedacht hatte, diese heftige Reue der Beiden gewahrte, wurden die strengen Züge seines Gesichts freundlicher, und man sah deutlich, daß er sich an der Zerknirschung der armen Sünder erfreute; denn er erhob sich, trat zu ihnen hin und ermunterte sie mit freundlichen Worten aufzustehen, indem er zu ihnen sprach: „Freuet euch, alle Noth hat nun ein Ende. Ich sehe, daß ihr euer vergangenes Leben bitter bereut, und deßhalb könnt ihr den Quell des Lebens genießen, um so mehr, da mir der Himmel ein Zeichen gegeben hat, und meine Bedingung erfüllt, indem das Wasser eurer Thränen über die Brücke eures Gesichts, die Nase, geflossen ist. Doch eine Schwierigkeit wäre noch zu überwinden, nämlich dein rothes Gesicht, o Handschuhmacher, abzukühlen und zu bleichen. Ich kenne die Flammen, die sich auf demselben abspiegeln, und weiß, daß sie schwerer zu löschen sind, als irgend ein anderes Feuer, das da brennt im Himmel und auf Erden, es ist kein Wasser, kein irdisches Eis dazu kalt genug. Nur ein Versuch wäre noch zu machen: es ist bekannt, je höhere Berge man besteigt, je strenger wird die Kälte, und diesem Grundsatz zu folge besteht die Scheibe des Mondes, der dort hinter den Tannen hervorkommt, aus einem so entsetzlich kalten Stoff, daß das Eis

der Erde wie siedendes Wasser dagegen ist. Dort also wäre nur der Versuch zu machen, dein brennendes Gesicht abzukühlen."

Die Beiden hörten diese lange Rede des Zauberers mit großem Wohlgefallen an, trockneten ihre Thränen und würden sich noch mehr gefreut haben, wenn der Abkühlungsprozeß mit weniger Schwierigkeiten zu erlangen gewesen wäre. Doch da der Zauberer sich nun einmal ihrer angenommen hatte, so half er den beiden reuigen Sündern auch über diese Klippe hinweg.

Er rief das fabelhafte Thier herbei, das an seiner Seite lag, und befahl dem Handschuhmacher, den Rücken desselben zu besteigen. Hierauf sprach er einige sehr verhängnißvolle Zauberworte, der Greif breitete seine Schwingen aus und flog mit seinem Reiter unglaublich schnell dem Monde zu. Der Schneider hatte seine Hände gefaltet und sah seinem Freunde nach. Jetzt hatte dieser den Mond erreicht und drückte sein Gesicht an die helle leuchtende Scheibe. Da zischte es gewaltig auf, und dem Schneider fuhr ein Stich durch's Herz, denn es war gerade wie das Zischen eines Bügeleisens, wenn er wohl früher den Versuch gemacht hatte, ein zu arg beschnittenes Stück Tuch etwas in die Länge und Breite zu bügeln.

Jetzt rauschte der Greif wieder herab und der Schneider konnte sein Entzücken nicht mäßigen, als er seinen Freund wohl behalten und mit ganz gebleichtem Gesicht wieder herunter kommen sah. Sie fielen sich auf's Neue in die Arme und nachdem sie sich gegenseitig genugsam betrachtet, schickten sie einen dankbaren Blick zum Monde hinauf, dessen kaltes Eis die Flammen von dem Gesichte des Handschuhmachers hinweggenommen.

Doch wie ward ihnen, als sie die leuchtende Scheibe betrachteten, die vor wenig Augenblicken noch so klar und ohne Flecken gewesen war, und als sie sahen, daß sich das glühende Gesicht des Handschuhmachers so darin abgedrückt hatte, daß man deutlich Nase, Augen und Mund erkennen konnte.

Der Zauberer ermangelte nicht, ihnen diesen Anblick nochmals als Beispiel aufzustellen, wie fast unvertilgbar das Feuer sei, welches die Sünde in ein Menschengesicht zeichnet. Dann führte er sie in die Höhle, reichte ihnen das Wasser des Lebens und entließ sie mit mancher guten Lehre.

Schließlich versicherte mir mein Großvater, als er diese Sage erzählt, daß die Gesellen nie wieder in ihre alten Fehler verfallen wären und daß bis auf den heutigen Tag aus ihren Nachkommen noch all' die ehrlichen Schneider und Handschuhmacher herstammten, die kein Tuch in die Hölle fallen ließen, keine zu großen Neujahrsrechnungen machten, und die an ihren Handschuhen von gutem Leder die Knöpfe recht fest nähten. Auch führte er mich darauf ins Freie, und zeigte mir das Gesicht im Monde, wie es seit jener Begebenheit bis auf den heutigen Tag noch zu sehen ist.

Der Zauberkrug.

Auf einem hohen, hohen Berge lag einmal ein schönes, stattliches Schloß mit starken und festen Thürmen, mit weitläufigen Mauern und tiefen Gräben umgeben, über welche schwere Zugbrücken hingen, und mit einem gewaltigen Burgthore, wo oberhalb desselben auf einem großen Steine das Wappen des tapferen Grafen eingehauen war, dem Berg und Schloß gehörte. Wie die Burg hieß, ist nicht genau anzugeben, thut aber auch nichts zur Sache; denn Mauern und Thürme derselben sind zerbrochen worden, so daß kein Stein mehr auf dem andern liegt; nur das Geschlecht, das darin gehaust — es war das der Schreckenberge — ist uns wichtig und merkenswerth, da es bei der Zerstörung der Burg nicht mit zu Grunde ging, sondern ein junges Zweiglein dieses berühmten Stammes ganz zufällig gerettet wurde. Die Schreckenberger hatten schon seit undenklichen Zeiten ihrem Namen alle Ehre gemacht, denn wenn ein Zug von Kaufleuten oder sonstigen Gewerbtreibenden sich diesem Berge nähern mußte, so thaten sie es nur mit Schrecken, und hatten nicht Unrecht daran; denn ein Falke wird nicht leichter eine Taube gewahr, als die dort oben von ihrem hohen Wartthurme

die Züge der Krämer, selbst wenn sie der größeren Sicherheit halber des Nachts marschirten, um in der Dunkelheit den gefürchteten Schreckenbergern zu entgehen. Es war ordentlich, als stünden die dort oben mit den bösen Geistern in Verbindung; denn noch nie war es bewaffneten Heerhaufen geglückt, die Krämer, die sich in ihren Schutz begaben, ungefährdet vorbeizubringen; auch hatten sich schon oftmals die benachbarten Städte zusammengethan und sich Monden lang abgemüht, die Burg des Schreckenbergers von allen Seiten zu berennen, aber immer vergebens. Die guten Bürger sahen bei solchen Versuchen immer früher oder später ein, daß es doch besser sei, dem Schreckenberger hie und da einen Ballen Seidenzeug für seine erlauchte Gemahlin oder einen Wagen mit Häuten für die Knappen gutwillig zu überlassen, als sich den Ballen seiner Wurfmaschinen auszusetzen und so ihre eigenen Häute zu Markte zu tragen.

Der letzte des hochansehnlichen und weltberühmten Geschlechts der Schreckenberge war Fratz von Schreckenberg und wohl der schlimmste und räuberischste, der je gelebt; allein trotzdem war er beliebter als seine Vorfahren. Er ließ zwar nie einen Zug Kaufleute, ohne dieselben zu bestehlen, vorüber, ließ ihnen aber dafür auch etwas übrig und begnügte sich gewöhnlich mit der Hälfte der Waaren. Die Kaufleute selbst oder ihre Reisigen, die er bewältigte, schleppte er nie mit in seine Burg, und so lange Fratz dort oben hauste, stand das Burgverließ beständig leer. Auch streifte er nicht wie seine Vorfahren, im Lande herum, sondern saß wie eine Spinne in ihrem Netz auf seinem Berge und nahm nur, was in sein Bereich kam. An dieser Handlungsweise war neben seiner natürlichen Gutmüthigkeit noch eine böse Prophezeihung Schuld, die man einem seiner Vorfahren gethan und welche Fratz von Schreckenberg als Denjenigen bezeichnete, unter welchem die Burg zerstört werden sollte, so daß kein Stein auf dem andern bleibe. Was aber den Herrn von Schreckenberg in späteren Jahren wieder auf diese Pro-

phezeihung aufmerksam machte und ihn nicht selten sehr betrübt stimmte, war der Tod seiner sehr geliebten und guten Gemahlin. Fratz hatte sich erst, als er schon ein Mann geworden war, in den Stand der heiligen Ehe begeben, sollte aber das Glück, im Besitz eines so braven und guten Weibes zu sein, nicht lange genießen: denn nachdem ihm seine Gemahlin ein Söhnlein geboren, welches er Kuno taufen ließ, lebte sie nur noch ein Jahr und ging darauf in den Himmel, wo sie eigentlich ihrer Frömmigkeit wegen hingehörte.

Was aber den edlen Ritter beim Tode seiner Frau so sehr an die alte Prophezeihung erinnerte, war ein Traum, den die Dame zu dreien Malen kurz vor ihrem Tode gehabt hatte. Ihr träumte nämlich, sie sehe oben vom Himmel zu, wie die Burg in hellen lichten Flammen stehe; sie hörte das Getöse der Mauerbrecher, das Schreien der Stürmenden, sie sah ihren Gemahl tapfer kämpfen und dann mit dem Schwert in der Hand fallen; doch hatte sie gleich darauf den Trost, ihn im Himmel mit sich vereint zu sehen. Nicht so erging es ihr mit ihrem Kind, dem armen Kuno; sie erblickte deutlich das Gemach, wo der Kleine sich bei dem Getöse und Lärmen in einen großen Stuhl versteckt hatte; sie sah, wie seine Wärterinnen vor Schrecken entliefen und ihn allein ließen. Sie zitterte heftig, als das Feuer und der Lärmen näher kam und fast kein Ausweg für das Kind blieb. Da sah sie plötzlich, wie der Kleine achtsam aufblickte und in eine Ecke des Gemachs lief, wo ein großer kupferner Krug stand, den sie früher nie gesehen. Das Kind faßte den Henkel desselben, und es war, als wenn der Krug plötzlich davon liefe und den Knaben hinter sich drein zöge. So sah sie ihn entschweben, die brennenden Treppen hinab, über die zertrümmerte Zugbrücke und die zerbrochenen Mauern in's Freie, wo der Knabe mit dem Krug plötzlich verschwand. Wie gesagt, dreimal träumte der armen Frau dieselbe Geschichte, genau einmal so wie das andere Mal. Sie erzählte diesen Traum ausführlich

ihrem Gemahl, der gerade nicht sehr davon erbaut war. Doch faßte er sich und dachte als ein kluger Mann: Niemand kann seinem Geschicke entgehen, also auch ich nicht, wir wollen daher erwarten, was da kommt. Auf das Bitten der kranken Gräfin hatte man alle Winkel des Schlosses nach einem Kruge durchsucht, der mit dem, welchen sie im Traume gesehen, einige Aehnlichkeit habe, und hatte auch wirklich unter altem Gerümpel einen solchen gefunden. Es war ein uraltes kupfernes Gefäß, das man oft hatte liegen sehen und an das früher kein Mensch gedacht. Jetzt wurde es natürlich hervorgeholt, von Staub und Schmutz gereinigt, und da fand man denn, daß auf dem Bauche dieses Krugs sich allerlei schöne Schildereien befanden: Wappenschilder, Turniere, Schlachten und dergleichen. Der Krug wurde nun auf Befehl der Gräfin förmlich zum Spielkameraden des kleinen Kuno gemacht, der sich auch über diese neue Bekanntschaft nicht wenig freute. Es war ordentlich, als wisse das Kind, wie wichtig ihm nach dem Traume der Mutter dies Geräthe einstens werden solle; denn als man es ihm einmal gegeben, ließ es ihn nicht wieder von sich, und konnte sich Stunden lang damit unterhalten, indem es mit seinem kleinen Finger den wunderbaren Zeichnungen folgte, die sich auf dem Kruge befanden.

Es war, als ob das schwache Leben der armen Gräfin bis dahin gezögert hätte, sich von ihrem Körper zu entfernen, und als glaube sie wirklich, daß der Krug ihrem Kinde einst zu seinem Schutzgeist werden würde; genug, sie wurde seit dem Auffinden desselben von Tag zu Tage ruhiger, und schloß kurz darauf die Augen, um diese verderbte Welt zu verlassen und sich zu den bessern Freuden des Himmels zu erheben. Der Graf war natürlich über den Tod seiner Gemahlin sehr betrübt und schien sogar alle Lust verloren zu haben, seine früheren Raubzüge wieder zu beginnen. Der Knappe auf dem höchsten Thurme der Burg erspähte vergebens ganze Züge reisender Kaufleute, sein Herr, der an die böse Prophe-

zeihung dachte, hatte keine Lust, die Rache des Himmels durch böse Thaten aufzufordern, sich seiner früher zu erinnern, als es ihr selbst gut däuchte; er that vielmehr Alles, um sich auf der Erde in dem Himmel in einen guten Geruch zu setzen, machte Stiftungen, beschenkte arme Pilger auf's Reichlichste und lebte still und eingezogen für sich. Es war ihm jetzt ein größeres Vergnügen, bei dem kleinen Kuno zu sitzen, und aus jenem kupfernen Kruge von dem besten Wein seines Kellers zu trinken, als draußen in Feld und Busch herumzureiten und zu rauben. Er konnte jetzt Stunden lang von seinen früheren Fahrten erzählen oder so lange mit dem Kinde spielen, bis der Wein eine betäubende Kraft auf ihn übte und er ruhig entschlief. Dies letztere widerfuhr ihm häufig, und wenn er dann aus jenem Gefäß getrunken, so hatte er weit angenehmere Träume, als sonst. Wohl erging es ihm dann wie seiner verstorbenen Gemahlin, und er träumte vom Untergang seines Schlosses, aber er sah dann beständig aus dem Schutt und den Trümmern eine von jenen Blumen wachsen, die man Königskerze nennt und die sich gerade und stolz über alle Gräser und Blumen erhob, die um sie wuchsen.

Jetzt war der kleine Kuno zehn Jahre alt geworden, und da der alte Herr Graf vom Schreckenberg keine Städter mehr beunruhigte, auch unter den benachbarten Rittern keine Feinde hatte, so fing er doch allmählig an, sich des Traumes seiner Gemahlin, sowie der Prophezeihung als etwas Unwahrscheinliches zu erinnern. Leider durfte er sich diesem beruhigenden Glauben nicht lange überlassen; denn plötzlich fielen benachbarte rohe Völker in das Land, und es entstand ein allgemeiner blutiger Krieg. Jetzt wußte Fratz Schreckenberg wohl, was die Stunde geschlagen hatte; er berief seine Mannen und Reisigen und wählte einige der Besten unter ihnen, mit deren Hülfe er seine Schätze vergrub. Nachdem er die Männer auf's Reichlichste beschenkt, machte er sie durch einen feierlichen Eid verbindlich, daß sie, im Falle er nicht mit dem Leben davon käme, für sei-

nen Sohn sorgen sollten. Darauf wurde die Burg, so viel es sich thun ließ, befestigt, und der Graf erwartete ruhig sein ferneres Schicksal, das sich auch rasch und traurig erfüllte.

Alles geschah, wie es die verstorbene Gräfin im Traume gesehen. Die Burg wurde gestürmt, der Graf Fratz von Schreckenberg fiel, nachdem er wie ein Löwe gekämpft, und mit ihm die besten seiner Mannen, ja, sogar alle die, welche ihm früher den Eid in Betreff seines Sohnes geleistet hatten; denn sie zogen es vor, den ersten Eid, den sie ihrem Herrn geschworen, den der Treue, zu halten, wonach sie mit ihm standen, fielen und starben. Die Mauern des Schlosses wurden gebrochen, so daß kein Stein auf dem andern blieb, und da die Wärterinnen des armen Kuno den Grundsatz befolgten: jeder ist sich selbst der Nächste, so ließen sie das arme Kind im Stich und keine lebende Seele wußte, was aus ihm geworden war.

Wie auf diese Art all' das Schlimme geschah, was die Gräfin vorausgesehen, so erfüllte sich zum Besten des armen Kuno auch das Gute ihres Traumes und der Knabe wurde auf eine wunderbare und unerklärliche Weise gerettet. Als der Lärm um das Schloß losbrach, hatte er anfänglich dem Schallen der Hörner und dem Ruf der Stürmenden ohne Furcht zugehört. Aber diese kindische Freude dauerte nur so lange, bis die Fenster des Gemachs, in welchem er sich befand, von den Flammen des brennenden Schlosses geröthet wurden und bis das Geschrei der Kämpfenden, vermischt mit dem Geheul der Verwundeten, in den Gängen des Schlosses und auf den Treppen hörbar wurde, denn jetzt hatte ihn eine namenlose Angst erfaßt, er versuchte die Thür zu öffnen, welche seine treulosen Wärterinnen hinter sich in's Schloß geworfen. Als dies aber seinen schwachen Kräften nicht gelang, so eilte er zu seinem alten Spielkameraden, dem kupfernen Kruge, der in der Ecke stand, und faßte den Henkel desselben, wobei er kläglich nach seinem Vater schrie.

Die Ideenverbindung des Krugs mit seinem Vater war sehr natürlich, denn er hatte den alten Herrn in der letzten Zeit fast nur mit diesem Geräth in der Hand neben sich sitzen sehen; aber Fratz von Schreckenberg hörte nicht mehr den Ruf seines Kindes, es war just in demselben Augenblicke, wo ihn die Hellebarde eines Feindes über den Kopf traf, so daß er lautlos dahin stürzte. Das Kind, nachdem es einige Mal vergeblich nach dem Vater und seinen Wärterinnen geschrien, fühlte sich plötzlich auf eine Art fortgezogen, als sei der Krug ein lebendiges Wesen geworden, das ihn mit fort nähme. Die Thür sprang auf und Kuno ging hindurch, die brennende Treppe hinab, ohne von den Flammen versehrt zu werden, und durch die stürzenden Mauern, ohne daß ihn ein Stein getroffen hätte; alsdann ging er im eiligen Laufe vorwärts durch die Höfe, dem großen Thore zu, und Kuno hatte bald das Freie erreicht; plötzlich vernahm er neben sich aus einem brennenden Seitengebäude das Geschrei eines Knaben, der in den guten, glücklichen Tagen häufig mit ihm gespielt hatte: dieser hieß Wolf und war der Sohn des Pförtners.

Kuno hatte nicht sobald die Stimme seines alten Spielkameraden gehört, als er ihm antwortete: „hier, hier!“ und ihm zurief: „eile dich, lieber Wolf, und komme her, sonst müssen wir Beide verbrennen!“ Dieser säumte nicht, aus seinem Versteck, einem großen, steinernen Wassertrog, hervorzuspringen und kam eilig herbeigelaufen. Er hatte kaum das Gewand Kuno's erfaßt, als die unsichtbare Macht, welche diesen die brennenden Treppen im Fluge herabgetragen, wieder anfing zu wirken und mit den beiden Knaben in der größten Schnelligkeit davon eilte. Sie kamen den Berg hinab und wußten nicht wie; sie liefen eine lange Strecke über das Feld, ohne zu ermüden, und wenn sie sich zuweilen im Laufe umwandten, um nach der Gegend zu sehen, wo sie hergekommen, so erblickten sie das väterliche Schloß Kuno's in vollen Flammen, — ein Anblick, über den sie Beide in Thränen aus-

brachen, ohne aber in ihrem raschen Laufe deßwegen einzuhalten. Darauf erstiegen sie andere Berge und die brennende Heimath hinter ihnen fing schon an undeutlich zu werden; bald sahen sie nichts mehr davon, als einen rothen Widerschein am Himmel, denn der Abend war bereits hereingebrochen.

Jetzt fühlten die beiden Knaben auch plötzlich, daß sie äußerst ermüdet seien, und sahen sich deßhalb nach einem Orte um, wo sie die Nacht verbringen könnten. Aber da war weit und breit nichts zu sehen, als Haide und Wald, und Berg und Thal; kein Haus, ja nicht einmal eine ärmliche Scheune, wo sie hätten hinein kriechen können, um die Nacht nicht unter freiem Himmel bleiben zu müssen. Sie setzten sich in's grüne Moos unter einen Baum, und nachdem sie sich gegenseitig recht kläglich angesehen und etwas dabei geseufzt hatten, brachen sie auf einmal in Thränen aus und fühlten jetzt zum ersten Mal, was sie Alles verloren. „Ach," jammerte Kuno, „wo mag mein Papa jetzt sein? sie haben ihn gewiß todt geschlagen und er lebt nicht mehr." — „Ja," fuhr Wolf fort, „und der meinige, und meine Mutter, und das kleine Schwesterlein!" — „Alle, alle," fiel Kuno seinem Gefährten in die Rede, „ja, alle sind todt, mausetodt!"

Bei diesem letzten Worte brachen sie auf's Neue in heftigere Thränen aus und schluchzten eine Weile so fort. Da sich aber Niemand in der Nähe befand, der sie bedauert und gebeten hätte, nicht mehr zu weinen, so hörten sie bald auf, und Wolf, der zwei Jahre älter war als Kuno, versuchte es zuerst, seinem Gefährten andere Gedanken einzuflößen. „Ja, lieber Kuno," sagte er, „wir sind einmal so unglücklich und haben Alles verloren. Was ist da nun zu machen? Da kein Haus in der Nähe ist, das uns aufnehmen könnte, so müssen wir unter freiem Himmel schlafen und werden wahrscheinlich davon nicht sterben. Erinnerst du dich noch, wie dein Vater uns einmal erzählte, daß er als kleiner Bube mitreiten mußte auf die Jagd, und daß sie sich dann alle verirrten,

und er so gut wie der älteste Knappe im Moos geschlafen hat, und es hat ihm nichts gethan. Daher wollen wir den Versuch machen, uns fest zusammen legen und sehen, ob wir nicht auch unter freiem Himmel schlafen können."

Kuno fühlte sich durch die Worte seines Unglücksgefährten in der That etwas gestärkt, und da er ebenso gut, wie Wolf, ein herzhafter Bursche war, so sagte er Ja und sie suchten sich eine passende Stelle zum Schlafen aus. Den kupfernen Krug, dem die Beiden, ohne es zu wissen, ihre Rettung verdankten, hatte Kuno bis jetzt mit der einen Hand fest gehalten, denn dies Gefäß, sein einziges Erbstück, brachte ihm eine so lebhafte Erinnerung an sein verbranntes väterliches Haus, an Vater und Mutter, daß er sich durch die Nähe desselben ordentlich getröstet fühlte.

Nachdem die beiden Knaben sich eine Zeit lang an dem Orte, wo sie sich befanden, umgesehen, entdeckten sie eine hohle Eiche, die inwendig mit dem schönsten Moos bedeckt war. Wolf ließ seinen Gefährten zuerst hineinkriechen, damit dieser und der Krug den sichersten und besten Platz hätten, er selbst aber legte sich vorne an den Eingang, um im Fall einer Gefahr seinen kleinen Freund beschützen zu können.

Beide entschliefen auch bald, und da sie sehr ermüdet waren, erwachten sie nicht eher, bis die Sonne über den fernen Bergen heraufstieg und einen ihrer rothen, zitternden Strahlen in den Baum sandte. Sie sprangen auf, krochen aus ihrer Lagerstatt hervor und hielten einen Rath, was nun zu thun sei. Kuno meinte, ob es nicht am räthlichsten wäre, den Weg nach der verbrannten Burg zurück zu suchen, um nachzusehen, ob nicht vielleicht noch einer von des Vaters Freunden am Leben sei, der ihnen alsdann helfen könne; doch Wolf verwarf diesen Vorschlag, indem er seinem kleinen Freunde erklärte, daß die Feinde dort überall herumschwärmen würden, um nach Beute zu suchen, und daß diese sie unfehlbar umbringen würden, sobald sie sich blicken ließen. Das

Letztere leuchtete denn dem armen Kuno auch ein, und Beide beschlossen, auf gut Glück in's Land hinaus zu wandern, um zu sehen, auf welche Art sie sich durchhelfen könnten. Sie pflückten einige Beeren, die herum standen, zum Frühstück, und gingen dann zu einem kleinen Bache, der sich auch nicht weit von dem Baume befand. Hier schöpften sie mit dem Krug einen Trunk klaren Wassers und nachdem sie Beide daraus getrunken hatten, verwunderten sie sich nicht wenig, als sie fühlten, daß sie trotz dem Wenigen, was sie gegessen, ganz gesättigt waren.

Nun brachen sie mit frischen Kräften auf, und nachdem sie sich umgesehen und nachgedacht, nach welcher Gegend zu ungefähr ihre Heimath liegen würde, wandten sie derselben den Rücken und gingen auf der entgegengesetzten Richtung buchstäblich ihrer Nase nach, ohne ein bestimmtes Ziel. Das Einzige, was sie allenfalls leitete, war der bessere oder schlechtere Boden, über den sie gingen. Bald machten sie einen großen Umweg, um nicht mitten durch einen Sumpf waten zu müssen; bald gingen sie lange am Rande eines Waldes dahin, welcher von breiten Wassergräben umzogen war, und so nahmen den ganzen Tag die Mühseligkeiten kein Ende. Schon sank die Sonne und noch immer hatten sie keine Aussicht, die Nacht besser zuzubringen als die vorige. Auch hatte die Gegend rings umher nicht das Ansehen, als sei sie von menschlichen Wesen bewohnt; denn man erblickte keine Fruchtfelder oder Obstbäume, sondern nichts als traurige Haide, durch welche sich hie und da kümmerlich ein halb ausgetrocknetes Bächlein wand; was man dann und wann von Waldungen erblickte, waren schwarze, düstere Tannen, die ihre Zweige traurig zum Boden hängen ließen und laut seufzten und klagten, wenn der frische Wind über sie hinstrich. Es wurde jetzt dunkler und immer dunkler und die beiden Knaben setzten sich ganz ermüdet an eines jener Bächlein hin, und da sie auf ihrem heutigen Marsche keine Beeren gefunden hatten, um ihren Hunger zu stillen, so schöpften sie mit ihrem Kruge aus der

Quelle etwas Wasser. Doch wie erstaunten sie, als sie einen Schluck gethan und dieselbe Entdeckung machten, worüber sie am Morgen aber nicht viel nachgedacht, nämlich die, daß sie von dem wenigen Wasser, was sie getrunken, so gesättigt waren, als hätten sie die beste Speise genossen. Sie schliefen nun getröstet wieder ein, wachten am andern Morgen gestärkt und erquickt auf und setzten ihren Marsch fort. Es war nun der dritte Tag, daß sie ihre Heimath verlassen hatten, und leider wußten sie noch nicht, was sie für die Zukunft beginnen sollten. Sie gingen über die Haiden dahin, durch die Tannenwälder, hinter denen wieder neue Haiden kamen und so fort, bis Nachmittags; eben als die Sonne wieder anfing abwärts zu steigen, erblickten sie vor sich in der Ferne ein Gebirge, das mit anderem frischem Grün und nicht mit Tannen bewachsen war und wo sie endlich hofften, Menschen zu finden, die ihnen helfen würden. Sie stärkten sich wieder mit einem Trunk frischen Wassers und wanderten so rüstig voran, daß sie mit sinkender Nacht die Berge erreicht hatten, die vor ihnen lagen. Ihre Hoffnung, dort endlich Menschen und Häuser zu finden, die ihnen eine andere Lagerstatt als die bisherige gewähren würden, ließ sie nicht am Fuß des Gebirges unter freiem Himmel ihr Nachtlager aufschlagen, sondern sie begannen rüstig aufwärts zu steigen, um sich droben nach einer Stadt oder einem Hause umsehen zu können. Hinter ihnen stieg der Vollmond auf und beleuchtete ihren Weg auf's Beste, — ein Umstand, der den beiden Knaben heute Abend besonders gut zu Statten kam; denn je höher sie stiegen, je schlechter wurde ihr Weg. Bald standen ihnen große Felsenzacken drohend entgegen, zwischen denen sie erst nach langem Suchen einen Weg fanden; dann waren wieder die Aeste der Bäume und Gesträuche so dicht in einander verwachsen, daß sie nicht hindurch konnten, sondern darüber hinwegklettern mußten. Nach tausend solchen Schwierigkeiten erreichten sie endlich die Höhe des Gebirges und warfen sich ermüdet unter einer Eiche nieder, um eine Weile auszuruhen. Vor ihnen

senkte sich der Wald wieder hinab und es schien ihnen, als umschließe der Gebirgszug, auf dem sie sich befanden, in einem großen Bogen ein stilles Thal; und so war es auch. Nachdem sie eine Zeit lang ausgeruht, kletterte Wolf auf die Eiche, unter welcher sie sich befanden, und spähte nach besten Kräften umher. Allein so sehr er sich bemühte, ein Haus oder dergleichen zu entdecken, so sah er doch nichts, als die Spitzen der Bäume; wohl erblickte er hie und da aus dem Grün des Waldes etwas hervorblitzen; als er aber schärfer hinsah, gewahrte er, daß es ein großer runder See sei, auf den die Strahlen des Mondes fielen. Kuno, der sich mit dem trostlosen Bescheid nicht begnügen wollte, stieg ebenfalls auf den Baum, nahm aber seinen Krug mit, denn er hatte ihn zu lieb, um ihn nur einen Augenblick von sich zu lassen. Als er auf der Spitze des Baumes angelangt war, ließen die beiden Knaben gemeinschaftlich ihre Blicke umhergehen, und obgleich Wolf wiederholt versicherte, es sei nichts zu sehen, so rief doch Kuno plötzlich aus: er erblicke da unten ein kleines Häuschen, und zeigte mit dem Finger darauf hin. So sehr sich auch Wolf die Augen wischte und so lange hinschaute, bis ihm die Bäume rund herum zu tanzen schienen, so gewahrte er doch nichts, bis er ganz zufällig seine Hand auf den kupfernen Krug legte und dann ebenfalls das Häuschen erblickte, von dem Kuno gesprochen. Er konnte sich nicht genug darüber verwundern, daß er eine Sache, die doch jetzt so deutlich vor ihm lag, früher nicht bemerkt. Nachdem er jetzt die Vorsicht gebraucht hatte und seine Mütze nach der Gegend zu, wo das Häuschen lag vom Baume herabgeworfen, stiegen Beide vergnügt herab und machten sich eiligst auf den Weg dahin. Sie gingen leichter in das Thal hinab, als sie vorhin den Berg aufwärts gestiegen waren, doch mußten sie noch ein paar gute Stunden laufen, ehe sie das kleine Haus erreicht, das ihnen von dem Baume droben so nahe zu liegen schien.

Jetzt traten sie aus dem Wald auf einen freien, mit Rasen

bedeckten Platz, in dessen Mitte ein kleines Gärtchen lag und in demselben das Häuschen. Das Gärtchen war mit einem Zaun eingefaßt, der aus lauter schneeweißen und rosenrothen Korallen bestand, deren Spitzen sich in silbernen Schlangenköpfen endigten. Um diesen wunderbaren Zaun gingen sie mehrere Male herum und suchten lange vergeblich nach einem Pförtchen, das ihnen den Einlaß gewährte. Sie waren schon im Begriff, hinüber zu klettern, als Kuno, der den kupfernen Krug in seinem Arme trug, mit demselben beim Vorbeigehen die Korallen berührte, und nun sprang plötzlich ein Thürchen auf und ließ sie eintreten. Hinter ihnen schlug es wieder zu, und obgleich sie jetzt die Stelle wußten, wo es sich befand, so waren doch die Korallen so wunderbar in einander gefügt, daß sie vergeblich die Oeffnung, zu der sie hereingetreten waren, zu entdecken suchten. Hatten sie sich hierüber schon genug verwundert, so brachte sie der Anblick des Gärtchens selbst, das sie in dem klaren Mondschein so ziemlich übersehen konnten, vor Erstaunen fast außer sich. Die Wege, welche sich zwischen den Blumenbeeten hinschlängelten, glänzten, als beständen sie aus Silber, das man zu Staub zerstoßen. Ach, und doch war dieser Glanz noch Alles nichts gegen die Blumen selbst, die auf den Beeten wuchsen. Es war nicht anders, als schüttle man Diamanten, Rubinen, Smaragden, Perlen, Gold und Silber immerfort durch einander, so glänzte und flimmerte es vor den Augen der erstaunten Knaben. Vor lauter Glanz und Pracht war es ihnen nicht möglich, eins dieser wunderbaren Gewächse näher zu besehen. Auch ermahnte Wolf seinen Gefährten, sich nicht zu lange in dem fremden Garten aufzuhalten, sondern auf das Häuschen zuzugehen, damit der Eigenthümer desselben nicht böse würde, wenn sie so lange in seinem Besitzthum herumgafften, ohne ihn erst um Erlaubniß zu fragen.

So demüthig und still wie möglich näherten sie sich deßhalb dem kleinen Hause, das vor ihnen lag. Es war nicht minder schön

und prächtig als der Garten. Seine vier Mauern bestanden aus glattem weißem Marmor und die Fenster, die sich in demselben befanden, schienen ungeheure Brillanten zu sein, die in Gold gefaßt und eingesetzt waren. Das Dach bestand aus rothen Korallen, deren Zacken alle in die Höhe wuchsen, und da sich hier, wie an dem Zaune, auf jeder dieser Spitzen ein silberner Schlangenkopf befand, so sah es aus, als ringelten sich dort oben Tausende von rothen Schlangen zusammen. Jetzt standen die beiden Knaben vor der goldenen Thür und Wolf klopfte bescheiden an, um sich dem Eigenthümer bemerkbar zu machen. Er klopfte einmal, zweimal, ja dreimal, aber es kam Niemand, der ihm die Thür geöffnet hätte. Da sie nun glaubten, da drinnen sei Alles im festen Schlafe, so pochten sie stärker, und als auch dies nichts half, erhoben die beiden Knaben ihre Stimme und baten so flehend wie möglich, man möchte ihnen doch aufmachen, sie seien ein paar arme Kinder, die sich verirrt hätten und nicht wüßten, wo sie die Nacht zubringen sollten. Alles vergebens. Niemand erschien und es wurde auch innen nicht das kleinste Geräusch vernehmbar. Kuno, der sehr ermüdet war, setzte sich vor der Thür auf die Erde und als er den kupfernen Krug neben sich stellte, berührte dieser von ungefähr die Thür, welche nun plötzlich aufsprang.

Wolf, der hierüber sehr erstaunt war, trat einen Schritt zurück und wagte nicht hinein zu treten. Endlich aber faßten Beide Muth, und nachdem sie noch einmal nach dem Eigenthümer gerufen, der sich aber weder sehen noch hören ließ, traten sie in das Häuschen und kamen in ein kleines Zimmer, wo Alles mit der gleichen Pracht ausgestattet war. Was sie am meisten verwunderte und zugleich erfreute, war der Anblick zweier Betten, die hier standen. Schüchtern und ängstlich traten sie zu einem derselben, um nachzusehen, ob nicht vielleicht Jemand darin liege. Aber wenn sie die seidenen Decken und Kissen auch noch so genau untersuchten und sogar unter die Betten sahen, sie fanden Niemand, worauf sie sich nach einer

kurzen Berathschlagung in ihrer großen Ermüdung überreden ließen, selbst in diesen beiden Betten Platz zu nehmen. Sie zogen sich also aus, krochen unter die seidenen Decken, sprachen ihr Abendgebet und fielen bald in einen festen Schlaf.

Wie es oft den Kindern zu gehen pflegt, daß sie an fremden Orten, auch wenn ihr Lager noch so weich und ihr Zimmer noch so schön ist, früher erwachen als daheim, so geschah es auch den beiden Knaben. Es war aber heute Morgen wohl noch eine Nebenursache, die ihnen den Schlaf früher aus ihren Augen trieb. Sobald nämlich die ersten Strahlen des Tages über die Berge brachen, so begannen die Fenster zu blitzen und zu leuchten und schoßen so tausendfache rothe, gelbe, weiße, grüne Strahlen, daß ein Todter davon hätte erwachen müssen. Kuno rieb sich zuerst die Augen und blickte mit dem lauten Ausruf der Verwunderung um sich. Ihm hatte geträumt, sie seien wieder wie früher unter einer Eiche eingeschlafen und erwachten jetzt daselbst, durch die Feuchtigkeit des Mooses und die scharfe Morgenluft durchschauert und durchkältet. Desto angenehmer aber war es dem Knaben, als er jetzt beim Erwachen fühlte, daß er in einem Bette lag, so fein und weich, wie er es, kaum zu Hause gehabt. Wolf, der in seinem Leben nie so geschlafen hatte, dehnte und wandte sich behaglich unter der seidenen Decke, und konnte sich kaum dazu entschließen, das Bett zu verlassen. Die Neugierde, welche in den Knaben wieder rege wurde, als sie um sich blickten und alle diese merkwürdigen, prächtigen Gegenstände sahen, ließ sie nicht länger ruhen. Sie sprangen auf, schlüpften in ihre Kleider und begannen das Gemach, in welchem sie geruht, auf das Genaueste anzusehen. Ach, da war Alles von einer so seltsamen und sonderbaren Pracht. Gestern Abend im Dunkeln hatten sie nicht Alles ansehen können und waren jetzt desto mehr überrascht, als sie alle Geräthe genau betrachteten.

Die Gestelle der Betten, in welchen sie geschlafen, kamen ihnen besonders merkwürdig vor. Sie waren ebenfalls von Gold und

die Füße bestanden aus schönen geringelten Schlangen, die mit ihren Köpfen das Gestell trugen. Nachdem die Beiden sich in dem Gemach satt gesehen, traten sie in das Gärtchen hinaus, und wenn sie schon gestern Abend über die Pracht erstaunt waren, mit der hier die Blumen blühten, so war heute Morgen beim hellen Sonnenlichte ihre Verwunderung noch viel größer. Ach, das Alles was sie hier sahen, war so schön, daß Beide zugleich ausriefen, hier möchten sie ihr Leben verbringen. Die umliegende Thalwand war mit dem saftigsten und schönsten Grün bewachsen, an welchem Tausende von Thautropfen hingen, die in der Sonne wie Brillanten funkelten. Ein kleiner Bach, der von der Höhe des Berges mit lautem Plätschern herabstürzte, sammelte sich unten im Thale in ein weißes Marmorbecken und floß aus diesem ganz ruhig bei dem schönen Gärtchen vorbei.

Nachdem sich die Knaben mit einem Trunk Wasser erquickt, beschlossen sie, in dem Thale umher zu schweifen, ob sie nicht vielleicht eine Spur von dem Eigenthümer des Häuschens fänden. Sie wollten ihn aufsuchen und ihn bitten, er möge sie da lassen, wofür sie dann versprechen wollten, nach ihren Kräften das Gärtchen in Ordnung zu halten und ihm überhaupt nützlich zu sein, wo sie könnten. Mit diesem Vorsatz nahm Kuno den Krug an den Arm und Beide verließen den Garten. Sie folgten dem Laufe jenes Baches, welcher eine Zeitlang durch frische grüne Wiesen lief und sich dann dem Walde zuwandte, den die beiden Knaben jetzt vor sich sahen und aus dem der größte Theil des Thales zu bestehen schien. Auf die gut durchschlafene Nacht waren die Beiden so vergnügt, daß sie ihre Stimmen erhoben und laut sangen und schrien. Nebenbei hatten sie den Zweck, ihren Hausherrn, der sich vielleicht in dem Walde befand, auf sie aufmerksam zu machen. Es wollte ihnen bei diesem Singen anfänglich sonderbar bedünken, daß in den dichtbelaubten Zweigen der hohen Bäume, unter denen sie wandelten, keine Vögel zu hören waren, die ihnen mit muntern

Weisen antworteten. Sie horchten bald hierhin, bald dahin, aber da war Alles todt und still, und nur das Echo antwortete ihrem Rufe. Sie gingen weiter und weiter, und endlich schien ihnen der Wald etwas lichter zu werden. Auch glaubte Wolf, in der Ferne den Spiegel des See's durchblicken zu sehen, den sie gestern Abend von dem Berge oben entdeckt. Sie eilten nach jener Richtung hin und sahen bald, daß sie sich nicht getäuscht, denn wie sie aus dem Walde heraustraten, befanden sie sich am Rande eines großen See's, dessen Wasser eine schwarze Farbe hatte und recht unheimlich aussah. Da bewegten sich keine Wellen, und obgleich es hoch im Sommer war, so sah der Teich aus, als ob er gefroren wäre. Ja, wenn der Wind von den benachbarten Bäumen ein Blatt herunterjagte, so schwamm es nicht lustig auf dem Wasser dahin, sondern, als fürchte es sich vor demselben, hüpfte es auf dem Spiegel des See's bis an die andere Seite und blieb dort erst, auf dem Lande, liegen.

Die beiden Knaben setzten sich am Ufer des See's auf einen bemoosten Stein und wußten nicht, was sie davon zu halten hatten. Wolf, der zu Hause bei den Gelagen der Knappen viele glaubwürdige und wahrhafte Erzählungen von bezauberten Ländern, von Wassernixen und Elfen mit angehört hatte, kam zuerst auf den Gedanken, daß sie sich am Ende in einem solchen Zauberthale befänden, eine Vermuthung, die den Beiden gar nicht angenehm war. Sie fingen sich an zu fürchten, und so freundlich und schön ihnen früher ihre ganze Umgebung erschienen war, so betrachteten sie jetzt dieselbe mit Mißtrauen und furchtsamen Blicken. Die Stille, die sie rings umgab, das schwarze Wasser, an dem sie saßen, ja sogar das schöne Häuschen, in dem sie geschlafen, das Alles erschien ihnen jetzt fürchterlich, denn Wolf erinnerte sich einer Geschichte, in welcher der Oger oder Menschenfresser solche Sachen hinzauberte, und damit arme Kinder anlockte, um sie nachher als Mahlzeit zu verspeisen.

Unter solchen Gedanken saßen die beiden Knaben traurig da und schauten vor sich in das Wasser, das, obgleich es ganz schwarz erschien, doch ziemlich durchsichtig war. Sie beugten sich über den Stein und schauten lange aufmerksam hinab, und Kuno, der seinen Krug fest im Arme hielt, war der Erste, der auf dem Grund des See's etwas zu entdecken glaubte. Es kam ihm vor, als sähe er dort Mauern, Dächer, ja, nach und nach ein ganzes stattliches Schloß, weit schöner und größer, als das seines Vaters gewesen war. Auch Wolf sah hin und glaubte das Nämliche zu erblicken. Da Beide scharfe, gesunde Augen hatten und ihre Neugierde durch ihre erste Vermuthung sehr gestachelt war, so nahmen sie alle ihre Aufmerksamkeit zusammen und fanden, daß sie sich nicht getäuscht hatten. Auf dem Grund des See's lag wirklich ein großes, schönes Schloß mit hohen Thürmen und Mauern, und sie sahen es jetzt in unbestimmten Umrissen, etwa wie man einen Gegenstand durch dichten Nebel erblickt. Diese Entdeckung war aber nicht dazu geeignet, ihre Furcht zu zerstreuen, vielmehr wurde es ihnen jetzt erst recht klar, daß sie sich in einem verzauberten Thale befanden, daß dort unten der böse Zauberer wohne und daß das Häuschen, in dem sie geschlafen, der Ort sei, wo sie der Zauberer ergreifen und verspeisen würde.

Wenn auch diese Gedanken nicht geeignet waren, sie dorthin zurück zu bringen, so erging es ihnen doch, wie oft den Menschen, die, anstatt eine Sache, welche ihnen schrecklich vorkommt, zu fliehen, mit einer schaudernden Neugierde sich derselben immer wieder nähern müssen. Die Beiden standen auf und wanderten längs dem Bache zurück, bis sie das Häuschen wieder vor sich liegen sahen, in welchem sie gestern geschlafen. So unruhig sie hier auch umher spähten, so sehr sie auch fürchteten, hinter irgend einem Busche eine Schreckensgestalt auftauchen zu sehen, so fand sich doch von allem dem nichts. Das Häuschen stand so ruhig da wie vorhin und auch im Innern desselben hatte sich nichts verändert. Sie

traten hinein und suchten noch einmal alle Winkel durch, um vielleicht ein anderes Gemach zu finden. Auf die Vermuthung, daß sich in dem Häuschen mehr als ein Gemach befinden müsse, waren sie durch die Größe desselben von außen gekommen, welche mit dem kleinen Zimmer nicht im Verhältniß stand. Allein so sehr sie sich auch abmühten, in der schönen glatten Wand die Fugen einer Thür zu finden, so war ihnen das doch unmöglich und sie entdeckten nichts. Nachdem sie sich nun in dem Gärtchen noch etwas zu thun gemacht hatten, kleine Steine von den Beeten abgelesen und einige von den schönen Blumen, die der Wind von ihren Stöcken losgerissen wieder festgebunden hatten, war es Abend geworden, und die beiden Knaben begaben sich wie gestern zur Ruhe, aber weit bekümmerteren Herzens, indem sie fürchteten, in der Nacht würde der Zauberer erscheinen, um ihrem Leben ein Ende zu machen; allein es geschah nichts, was diese Besorgniß hätte rechtfertigen können. Sie schliefen die lange liebe Nacht hindurch ruhig in den seidenen Betten und wurden erst am andern Morgen von den funkelnden Sonnenstrahlen erweckt, welche durch die hell glänzenden Fenster hereinflimmerten.

Munter standen die Knaben wieder auf und ihre Furcht, daß sie einem bösen Zauberer in die Hände gefallen seien, schien sich etwas zu verlieren. In Ermangelung anderer Nahrungsmittel sprachen sie ihrem Kruge fleißig zu, welcher sie auch nicht im Stiche ließ, sondern sie auf das Wunderbarste erquickte und sättigte. Dann nahmen sie sich bei der Hand, um wieder im Thale umher zu schweifen. Diesmal wandten sie ihre Schritte nicht nach dem schwarzen See, sondern versuchten an der Thalwand empor zu steigen, um sich droben auf der Höhe umzusehen. Anfänglich fanden sie hier einen Weg, der empor zu führen schien; doch als sie ihm einige hundert Schritte gefolgt, wandte er sich wieder abwärts; ebenso ging es mit einem zweiten und dritten Weg, den sie fanden, und wenn die beiden Knaben nun endlich versuchten, ohne Pfad und

mitten zwischen den Bäumen empor zu klettern, so kamen sie doch nicht hinauf, sondern bald konnten sie über zusammen gestürzte riesenhafte Bäume nicht weg, bald versperrte ihnen eine ungeheure Felsenwand den Weg. So mühten sie sich mehrere Stunden vergebens ab und kehrten endlich wieder um, nachdem sie beschlossen, da es ihnen nicht gelungen sei, sich droben umzusehen, so wollten sie einen Weg um den See herum suchen, um sich auch die andere Seite desselben genau zu betrachten.

So viel sie von dem Ufer aus, an welchem sie gesessen, sehen konnten, zog sich der See noch weit in das Thal hinein, allein jetzt versperrte ihnen dichtes Gebüsch, zwischen welchem sie nur hie und da das Wasser durchschimmern sahen, die fernere Aussicht. Sie wandten sich zur linken Seite des See's, um den Versuch zu machen, an seinem Ufer dahin zu gehen; doch gelang ihnen auch dies Vorhaben nicht, indem dieser Weg mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden war. Hier trat der See bis an die glatte Thalwand und ließ nicht einmal einen handbreiten Weg, dort hingen breite Felsmassen über das Wasser hinüber und die Beiden sahen bald ein, daß sie auf dieser Seite ihre Entdeckungen einstellen mußten. Da es bereits wieder zu dunkeln anfing, so nahmen sie sich vor, morgen die Ufer des Sees auf der andern Seite zu untersuchen, und kehrten darauf zu ihrem Häuschen zurück, um die dritte Nacht in demselben zu schlafen.

Der Abend war so schön und die beiden Knaben, durch ihre mißlungenen Entdeckungsreisen aufgeregt, konnten sich bei ihrer Nachhausekunft unmöglich gleich zu Bette begeben. Die Sonne sank hinter die Berge und bald stieg an der andern Seite der Mond empor, und lauschte und spähte zwischen den dunklen Tannen hinab in's Thal, als wollte er sehen, wo die glänzende Sonne geblieben sei, seine ungetreue Geliebte, die er rastlos verfolgt. Das arme blasse Gesicht des Mondes war von der ruhelosen Jagd ganz roth angelaufen und diese Röthe verschwand erst, als er sich über

den Bergen empor gehoben hatte und einsah, daß er die Sonne nicht erreichen könne und all' seine Mühe vergeblich sei.

Die beiden Knaben legten sich hinter das Häuschen auf den Rasen und dachten an ihre Heimath und an ihre lieben Eltern und Freunde, die sie für immer verloren hatten. Sie erzählten einander von ihren letzten Tagen, die sie in der Burg verlebt, mit all' den kleinen Einzelnheiten, die einer so gut wie der andere wußte, und unterhielten sich doch dabei. Sie beschrieben einander das Getümmel der Stürmenden und Kuno machte seinem Kameraden den großen Schrecken anschaulich, als er den ersten Schein des Feuers an den Fenstern gesehen habe. So lagen sie da und sprachen und sahen abwechselnd auf das Thal, das, durch die starken, dicht belaubten Bäume gegen die Strahlen des Monds geschützt, dunkel vor ihnen lag, oder in den Mond selbst, der an dem dunkeln Nachthimmel ruhig empor stieg. Plötzlich war es ihnen, als vernähmen sie von dem Ufer des See's her ein leises Klingen und Tönen, so ungefähr, als wenn man mit dem Finger auf dem Rande des Glases hin und her schleift, oder als wenn feine silberne Glöckchen ertönen. Da sie früher keinen Laut in dem Thal gehört hatten, so lauschten sie dieser seltsamen Musik mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Sie schien näher und näher zu kommen und die Töne wurden immer lauter und deutlicher. Aber so sehr die Beiden sich auch anstrengten, etwas zu sehen, das diese Musik veranlassen könnte, so bemerkten sie doch anfänglich nichts. Jetzt aber auf einmal winkte Kuno seinem Gefährten, stille zu sein und wies vor sich in's Thal, wo sich unter den Bäumen, die vor dem See standen, etwas seltsam Glänzendes zeigte. Es war, als lägen dort in dem Grase zwei feurig glänzende Faden, die sich langsam näher bewegten. Wolf erblickte jetzt dasselbe und erschrak nicht wenig; denn da er ein schärferes Auge als sein Freund hatte, so erkannte er bald ein paar kleine Schlangen, die aber außergewöhnlich glänzten und strahlten. Wie sie sich so in dem Grase dahin bewegten, so erklang die Musik,

die sie vorhin gehört, und es war, als ob sie von dem Anstreifen der Schlangenkörper an das Gras herkäme. Jetzt kamen die beiden sonderbaren Wesen ganz aus dem Walde hervor und die Knaben konnten sie deutlicher betrachten. Es waren wirklich ein paar Schlangen, die aber gar nicht so schrecklich anzusehen waren, wie gewöhnlich dergleichen Thiere. Sie bewegten sich so zierlich und anmuthig auf dem Rasen dahin, hoben jetzt ihre Köpfe leicht in die Höhe, als ob sie um sich schauen wollten, und senkten sie dann wieder nieder, um unter das Gras zu schlüpfen, wobei es schien, als gefalle ihnen die Musik, die sie hervorbrächten, denn wenn auch kein besonderer Takt in derselben herrschte, so stimmte sie doch mit den Wendungen und Drehungen der Schlangen genau überein.

So sehr sich die Knaben zuerst gefürchtet hatten, so ergötzten sie doch bald die beiden glänzenden Thiere und sie sahen mit Vergnügen zu, wie sie sich in dem dunklen Grase daher bewegten. Jetzt waren sie nicht weit mehr von dem Garten entfernt, der das kleine Haus umgab, und wandten sich gegen dasselbe hin. Sie berührten das Korallengeländer, gingen durch das Pförtchen, das sich in demselben öffnete, und verschwanden dann in dem Hause. Das hatten allerdings die Knaben nicht erwartet und sie sahen sich betroffen an, indem es ihnen gar nicht recht war, daß die kalten Schlangen das schöne kleine Haus in Besitz nahmen. Wolf kam indessen zuerst auf den Gedanken, daß die Thiere vielleicht mehr Recht an dem Hause hätten, als sie, und erinnerte sich einer Erzählung, wo Schwäne in der Mitte eines Teiches ein Häuschen gehabt, das mit Betten und allem möglichen Hausrath auf's Beste eingerichtet gewesen sei und wo sie die Nächte zugebracht hätten.

Diesem Gedanken nachhängend, wurde in den Knaben eine so gewaltige Neugierde rege, daß sie, trotz der Angst vor einem bösen Zauber, der sie bedrohen könne, von ihrem Platze aufstanden und in möglichster Stille auf den Zehen nach dem Häuschen hinschlichen, um zu sehen, was die beiden Schlangen dort wohl thun

möchten. Das Korallenthor öffnete sich vor ihnen erst, als Kuno nach manchem vergeblichen Versuch zufällig mit dem kupfernen Kruge daran stieß. Sie schlichen durch das Gärtchen und stellten sich an eins der Fenster, um in das Häuschen zu sehen. Da erblickten sie denn die beiden Schlangen, wie sie mit ihren Köpfen an einer der Marmorwände hinaufreichten und sich dort plötzlich eine Thür öffnete, die in ein anderes, noch viel prächtigeres Gemach, als das erste, führte. Dort bestanden die Wände aus purem Gold, und wenn auch keine Fenster da waren, die von außen Licht hereingelassen hätten, so hing dafür von der Decke herab ein faustdicker Rubin, der das kleine Gemach mit einem dunkelrothen, sehr hellen Lichtschimmer erfüllte, wodurch sie denn auch unterscheiden konnten, daß das Zimmer mit allerhand schönen Geräthschaften angefüllt war. Da waren kleine Tische, Sessel, Waschnäpfe und Becher, und Alles das war aus Metall getrieben und mit vielen sinnreichen Figuren verziert. Wolf kam von ungefähr auf den Gedanken, daß der Krug, den Kuno an dem Arme trüge, ganz genau zu den andern Sachen in dem Zimmer passen würde; denn da stand auf einem Tisch ein ähnliches Gefäß, nur nicht so groß und schön wie dieser Krug.

Die Schlangen ringelten sich an einem der Tische empor und schlüpften dort in eines der Waschbecken, das mit einer rosenrothen Flüssigkeit angefüllt war, worin sie sich eine Zeitlang badeten. Dann verließen sie das Becken wieder und glitten zur Erde hinab. Dort richteten sie sich an einander empor, die Schlangenhaut fiel von ihren Körpern herunter und sie verwandelten sich plötzlich in ein paar junge wunderschöne Mädchen von etwa zehn bis zwölf Jahren, die sich laut weinend in die Arme fielen.

Mit dem größten Erstaunen sahen die beiden Knaben dieser Verwandlung zu. Daß hier ein Zauber im Spiel sei, fühlten sie wohl; doch waren sie über denselben mehr erfreut als erschreckt. Die beiden Mädchen sahen so freundlich und schön aus, daß sie

gar keine Angst vor ihnen hatten; sie hätten sich ihnen vielmehr gern genähert, um zu erfahren, warum sie noch vor wenig Augenblicken in Schlangen verwandelt gewesen wären. Kuno war besonders dafür, in das Zimmer hinein zu gehen und sich den beiden Mädchen zu entdecken, doch Wolf hielt ihn zurück, indem er ihm bemerkte, daß sich das durchaus nicht schicken würde; vielmehr sei es ihre Pflicht, sich ruhig von da zu entfernen und den beiden Prinzessinnen — denn daß sie das waren, sah man an den kleinen Kronen, die sie auf dem Kopf trugen — das Häuschen, an dem die auf jeden Fall mehr Recht hätten als sie, ganz zu überlassen. Kuno konnte sich doch im ersten Augenblick nicht entschließen, das Fenster zu verlassen, sondern sah aufmerksam den beiden Prinzessinnen zu, die jetzt das kleine Gemach verließen und in das größere traten, wo die beiden Betten standen. Dort setzten sie sich auf einen Stuhl, hielten sich mit ihren Armen umschlungen und sprachen mit einander auf das eifrigste, wobei manche Thräne aus ihrem Auge floß, ohne daß man draußen etwas von ihren Reden verstehen konnte.

Nachdem sie eine Zeitlang so gesessen, fielen sie sich nochmals in die Arme, küßten einander und jedes schlüpfte in eins der Betten, in welchen die Knaben die Nacht vorher geschlafen hatten. Da in diesem Augenblicke der Mond, der bisher mit seinen weißen Strahlen das erste Zimmer erleuchtet hatte, hinter einem der Berge niedersank, so wurde es in dem Häuschen ganz dunkel und die Knaben sahen nichts mehr. Erstaunt über die Vorfälle des heutigen Abends, verließen sie, um die kleinen hübschen Herrinnen des Häuschens nicht zu stören, den Garten und legten sich am Rande des Waldes in's Moos hin mit dem festen Vorsatz, vor dem Anbruch des Tages zu erwachen und dann zu sehen, was aus den kleinen Schlangen oder vielmehr aus den beiden Prinzessinnen ferner werden würde. Doch war ihr Schlaf so fest, weil sie heute viel herumgelaufen waren, oder fand es der Schutzengel, der über die verwaisten Kinder wacht,

nicht für rathsam, daß sie ihren Vorsatz ausführten, und ließ sie deßwegen länger schlafen, als sie sich vorgenommen, genug, als sie erwachten, stand die Sonne schon hoch am Himmel, und als sie nun rasch nach dem Häuschen eilten, war dasselbe so leer, wie sie es am ersten Tage gefunden.

Sie untersuchten Alles auf das Genaueste in den Betten, unter den Stühlen, ja selbst in den Schubladen des Tisches, aber sie fanden eben so wenig eine Spur von den beiden Prinzessinnen, als sie auch bei dem sorgfältigsten Nachsuchen die Thür fanden, die in das andere Gemach führte.

Sie gingen verdrießlich umher und es war jetzt Beiden leid, gestern Abend nicht wenigstens bescheiden an das Fenster geklopft und gethan zu haben, als seien sie ein paar arme verirrte Wanderer, die zum ersten Mal in diese Gegend kämen. Da sie übrigens der Hoffnung lebten, die beiden schönen Schlangen würden an einem andern Abend wieder kommen, so nahmen sie sich fest vor, es alsdann so zu machen, und begannen, da die Sache für heute nicht zu ändern war, ihre Wanderung durch das Thal auf's Neue. Sie gingen zum See hinab und versuchten diesmal auf der linken Seite an seinem Ufer hinzugehen. Es gelang ihnen hier besser, als gestern auf der andern Seite. Sie wandelten auf einem bequemen Pfade und kamen bald an die Stelle, die sie von dem Anfang des See's aus gesehen hatten und wo sich, wie es schien, das Wasser zwischen den Bäumen verlor. Es war auch in der That so. Die beiden Ufer des See's traten hier, mit dichtem Buschwerk bewachsen, näher zusammen und bildeten eine Ecke, welche die Knaben nicht umgehen konnten, denn der Weg hörte hier plötzlich auf und führte vor eine schroffe Felsenwand, wo sie natürlich nicht weiter konnten.

Nachdem sie sich nach allen Seiten umgeblickt und den vergeblichen Versuch gemacht, die Felswand zu erklimmen, entdeckte Wolf auf einmal neben sich eine kleine Treppe, die zu dem See hinab

führte und vor welcher ein Nachen auf dem schwarzen Wasser schaukelte. So gern sich die beiden Knaben in das Schiffchen gesetzt hätten, um ihre Entdeckungsreise, da es zu Land nicht mehr ging, auf dem Wasser fortzusetzen, so hielt sie doch Anfangs die Furcht vor dem schwarzen See von ihrem Wagstück ab. Besonders Kuno rieth davon ab, dem weniger der See selbst, als das Schloß auf dessen Grunde, das sie so deutlich gesehen, unheimlich war.

„Denke dir nur, lieber Wolf," sagte er, „wenn wir auf dem schwarzen Wasser führen, und es öffnete sich plötzlich da unten in dem Schlosse eine Thür, und ein Reiter käme herauf, um uns zu fragen, wer wir seien und was wir wollen? Oder wenn der Nachen plötzlich unterginge und wir da unten in den Schloßhof fielen und dort auf ewig bei den Leuten bleiben müßten, die wahrscheinlich verzaubert sind?"

Wolf pflichtete anfänglich diesen Gründen bei, doch da ihm Alles daran gelegen war, das andere Ende des See's zu erreichen, um zu sehen, ob sich nicht dort vielleicht Menschen befanden, so gelang es ihm bald, seinen Freund zu überreden und ihm Muth einzuflößen, um die Fahrt auf dem Wasser zu unternehmen. Nach einigem Hin- und Herreden stiegen sie endlich die Treppen hinab und setzten sich in den Kahn; doch bemühten sie sich lange vergebens, die Kette zu lösen, die mit einem starken Schloß an der Treppe festhing. Endlich streifte Kuno, der am Ende des Nachens saß, bei einem neuen Versuch, das Schloß zu öffnen, mit dem Krug, den er an seinem Arme trug, die Kette, welche darauf augenblicklich zerriß und dem Nachen seinen freien Lauf ließ. Wolf hatte öfters zu Hause gesehen, daß die Knappen, wenn sie ohne Ruder an dem Ufer des großen Schloßteiches umher fuhren, um die ausgestellten Fischnetze wieder einzuziehen, mit den Händen die Sträucher und Zweige der Bäume erfaßten und sich so vorwärts halfen. Er wollte es, als die Kette zersprungen war, ebenso machen, wäre aber bei dem Versuche fast in's Wasser gefallen, denn der

Kahn war nicht so bald gelöst, als er sich plötzlich vom Ufer abwandte und zum Erstaunen und Schrecken der beiden Knaben ohne Ruder und Segel mitten in den See hinein fuhr. Vergebens war ihr Versuch, den Nachen, wie man es einem unartigen Pferde thut, durch Zurufen zum Stehen zu bringen, ein Mittel, das sie in ihrer Herzensangst wirklich versuchten. Besonders Wolf, als er fühlte, daß er ungufhaltsam fortgerissen wurde, bat den Nachen zuerst mit den höflichsten Schmeichelreden und dann sogar mit Schimpfworten, er möchte gefälligst Halt machen und umkehren: — Alles vergebens, unaufhaltsam schoß er dahin. Schon waren sie bei der Stelle vorbei, wo die Ufer des See's etwas näher zusammen traten, und jetzt kamen sie auf die andere Seite jener Felsecke, die sie vorhin aufgehalten, und sahen vor sich den ganzen See, der dort noch einmal so groß und breit war, wie der Theil hinter ihnen.

Obgleich sich der Kahn auf dem Wasser schnell dahin bewegte, so durchschnitt seine Spitze nicht die Wellen, sondern es war, als wenn das Fahrzeug über dem Wasser, wie auf einer Eisdecke, dahin glitt. Auch hörte man an den Seiten nicht das Plätschern der heranschlagenden Wellen und nicht das vergnügliche Murmeln des Wassers. Alles war ruhig und still. Anfänglich fürchteten die Knaben, der See möchte sich, wenn sie mitten darauf wären, nach allen Seiten in's Unendliche ausdehnen und sie wie auf einem wilden einsamen Meere allein lassen. Doch war dem nicht so. Die Ufer blieben unverrückt stehen und die Knaben entdeckten nur, daß der Kahn nach einer Insel steure, die am Ende des schwarzen See's zu liegen schien. Diese Insel konnte nicht sehr groß sein, doch schien das Gebüsch, das rings auf ihr wuchs, undurchdringlich zu sein. Da stand Baum an Baum, mit dem dichtesten Laub eine grüne Mauer bildend, und dazwischen wuchsen niedrige Gesträuche, das Ganze noch mehr zusammen flechtend. Bald sahen die Knaben, daß sich auch dort an der Insel eine kleine Treppe befinde, die hinab auf

den See führe, und dorthin wandte sich der Kahn. Bald hatte er das Ufer erreicht und fuhr zwischen dem dichten Schilf, das vor der Treppe wucherte, mit Gewalt bis an dieselbe, wo er seinen Lauf hemmte, sich wandte und seiner Länge nach gegen die unterste Stufe gedrückt, ruhig liegen blieb.

Wolf hatte sich zuerst von seinem Staunen und Schrecken erholt, sprang an den Strand und half auch seinem Kameraden heraus, dem das Abenteuer, als es so ohne Gefahr und Schrecknis ablief, ebenfalls nicht unangenehm schien und dem die Wasserfahrt sogar vielen Spaß gemacht hatte. Sie berathschlagten, was weiter zu thun sei, und Kuno meinte, das Beste wäre wohl, dem Nachen ein gutes Wort zu geben, damit er sich umwende und sie wieder an das andere Ufer des See's brächte, denn hier auf dieser Insel möchte doch nicht viel Besonderes und Merkwürdiges zu sehen sein. Wolf dagegen war der Meinung, weil sie doch nun einmal da seien, sollten sie auch in das Innere derselben dringen, denn ihm scheine es nicht glaubwürdig, daß sie der Nachen so ohne Ursache wider ihren Willen hieher geführt. Er überredete auch seinen Freund und Beide wandelten längs dem Ufer hin, um durch das dichte Gebüsch einen Eingang zu finden. Doch gelang ihnen dies nicht. Sie umgingen die Insel mehrere Mal, untersuchten auf's Genaueste die Baumwand, ob sie nicht ein kleines Loch fänden, durch welches sie hindurch schlüpfen könnten; aber vergebens. Es mußte hier ein Zauber walten, denn es war, als preßten sich die Zweige enger zusammen, wenn einer der Beiden versuchte, hindurch zu kriechen.

Unter diesen vergeblichen Anstrengungen wurde es Mittag. Die Sonne stand hoch am Himmel und die Knaben setzten sich auf den Strand der Insel, um sich von dem vielen Umherlaufen zu erholen. Auch stellte sich Durst und Hunger bei ihnen ein, und da kein Bach in der Nähe war, aus dem sie hätten schöpfen können, so machte Wolf den Vorschlag, einmal das Wasser des See's zu versuchen. Er schöpfte einen Krug voll daraus, that einen guten

Schluck und da er fand, daß das Wasser sehr gut schmeckte, reichte er ihn Kuno hin, der sich aber nicht entschließen konnte, ihn an die Lippen zu setzen. Er dachte an das Schloß auf dem Grunde des See's und daß vielleicht dort verzauberte Menschen lägen, und versicherte bei diesen Betrachtungen, er wolle lieber Hunger und Durst leiden, als von dem schwarzen Wasser trinken. Er nahm den Krug und schüttete das Wasser hinter sich in das Gebüsch. Doch wer beschreibt das Erstaunen der Beiden, als sie sahen, daß, sobald das Wasser die Zweige berührt hatte, dieselben aus einander wichen und einen freien Durchgang gestatteten. Die Knaben sprangen auf und nachdem sie sich einige Zeit mit überraschten Blicken angeschaut, trat Wolf in das Gebüsch und Kuno folgte ihm.

Einige Schritte gingen sie unter den Bäumen umher, die hier ganz ohne Ordnung zu stehen schienen. Doch bald entdeckten sie einen Weg zu ihren Füßen, an dem rechts und links kleine Gruppen von Bäumen und Sträuchern standen, denen man wohl ansah, daß eine kunstreiche Hand sie so geordnet hatte. Sie folgten diesem Weg, der in das Innere der Insel führte, hatten in kurzer Zeit das dichte Gebüsch hinter sich und standen auf einem freien Rasenplatz, bei dessen Anblick sie mit einem lauten Ausruf des Erstaunens wie angefesselt stehen blieben. Dort erblickten sie nämlich eine große Tafel, an welcher wohl zwanzig bis dreißig Männer saßen, die, obgleich es aussah, als seien sie eben in lustigem Zechen und Plaudern begriffen, doch alle starr und ohne Bewegung waren. Zuerst glaubten die Beiden, ihr plötzliches Eintreten habe die stattliche Gesellschaft für einen Augenblick überrascht und in der Stellung erhalten, in der sie sich gerade befanden. Kuno wandte sich, um zu entfliehen, doch Wolf hielt ihn zurück und schaute mit weit aufgerissenen Augen athemlos diesem sonderbaren Gelage zu. Nichts regte sich, und die Figuren saßen so starr und steif da, als seien sie aus Stein gehauen. Wolf, dessen Muth wiederkehrte, machte

zuerst ein leises Geräusch, dann hustete und räusperte er lauter, und als dies Alles ohne Erfolg blieb, schrie er laut: Halloh! Halloh! und Kuno stimmte endlich, als er sah, daß sich Niemand regte, kräftig in dies Geschrei ein.

Als die Knaben so zu ihrem eigenen Troste sahen, daß ihre Bemühungen, die starre Gesellschaft zu erwecken, vergeblich seien, traten sie ganz aus dem Gebüsche hervor und näherten sich behutsam der Tafel, um sich die seltsame Erscheinung näher zu betrachten. Es war, als sei eine Gesellschaft ehrenfester Ritter mitten in einem Festmahl von einem bösen Fluche überrascht und zu Stein erstarrt worden. Oben an dem Tische, auf welchem große Humpen, Becher und Kannen mit dicken Bäuchen standen, saß ein alter stattlicher Mann im prächtigsten Waffenschmuck mit einer Krone auf dem Kopfe, und hinter demselben standen zwei Pagen, von denen er dem Einen einen Befehl zu ertheilen schien, während der Andere ihm die Trinkschaale darreichte. In dem Gesichte des alten Mannes lag etwas so Ernstes und Gutmüthiges zugleich, daß es jedem Zutrauen einflößen mußte, und die beiden Knaben bedauerten sehr, daß dieser ebenso wie die übrigen aus Stein zu bestehen schien und keinen freundlichen Blick und keine Antwort für sie hatte. Die Ritter, welche rechts und links neben ihm an der Tafel saßen, schienen in eifrigen Gesprächen vertieft zu sein. Einige hatten mit der einen Hand den Humpen erfaßt und stützten sich mit der andern auf den Tisch oder ihre Schwerter, wobei sie einander aufmerksam in's Gesicht schauten, und diese Gesichter, obgleich sie hart und steif waren, hatten doch einen so lebhaften Ausdruck behalten, daß man genau sehen konnte, welcher gesprochen und welcher zugehört hatte.

Dort saßen ein paar, die sich mit den Armen umschlungen hielten und in die Höhe schauten. Der Ausdruck ihres Gesichts zeugte von einer ungemeinen Heiterkeit, und wenn man dazu ihren halb geöffneten, lächelnden Mund sah, so hätte man glauben können, ein lustiges Trinklied schwebe auf ihren Lippen. Die beiden Knaben

gingen staunend um den Tisch und als sie hinter den alten Mann mit der Krone traten, sahen sie, daß rechts und links von diesem an der Tafel ein paar zierlich geschnitzte Stühle standen, die aber leer waren. Kuno, der nicht so beherzt war wie Wolf, fürchtete sich doch ein wenig und nahm sich wohl in Acht, zu nahe zu der Gesellschaft hinzutreten, und hielt sich mehr an das Gebüsch, welches den Rasenplatz umgab. Doch plötzlich fuhr er auch hier mit einem lauten Schrei zurück, denn er erblickte auf einmal zu seinen Füßen einen großen Hund gelagert, während ein paar Pferde, die unter den Bäumen standen und von einem Knappen am Zügel gehalten wurden, auf ihn herabsahen. Wolf eilte überrascht herbei, doch ergab sich bald, daß diese Pferde, von denen weiter im Gebüsch noch mehrere, sowie auch viele Knappen und Hunde zu sehen waren, ebenso starr und regungslos waren, wie ihre Herren.

Die Knaben wandelten jetzt ganz um den Tisch herum und sahen am Ende desselben noch ein paar Figuren sitzen, die ihre besondere Aufmerksamkeit fesselten. Es waren schon ältliche Männer und einer derselben blickte forschend den See hinab und seine spähenden Züge hatten einen leisen Anflug von Schreck und Entsetzen. Er hielt eine Hand an sein Ohr, als horche er genau auf etwas, und hatte mit der andern Hand die Schultern seines Nebenmannes gefaßt, um dessen Aufmerksamkeit rege zu machen. Dieser aber ließ sich nicht stören, sondern saß in seinen Stuhl zurückgelehnt und setzte eben einen großen Becher an den Mund, den er mit vielem Wohlbehagen zu leeren schien.

Wolf und Kuno betrachteten diese Beiden lange und erschöpften sich in Muthmaßungen, wornach der Eine der alten Herren wohl geblickt haben möge. Kuno sah ihm über die Schulter und versuchte seinen Augen dieselbe Richtung zu geben, um dort etwas Besonderes zu erblicken. Aber er sah nichts als den schwarzen Spiegel des See's. Wolf betrachtete sich indessen den andern Herrn genauer und bedauerte unendlich, daß er wahrscheinlich mitten im

Trinken gestört worden sei; auch unterließ er nicht, seine lächerlichen Bemerkungen über den alten Herrn zu machen und stellte die Vermuthung auf: dieser möge wohl von der ganzen Tischgesellschaft den meisten Durst gehabt haben.

Die Furcht, welche die beiden Knaben anfänglich gehabt hatten, verschwand gänzlich, und da sie nicht ausklügeln konnten, ob diese Figuren von einem kunstreichen Meister aus Stein gehauen seien, oder durch Zauber so verwandelt, so nahmen sie die Sache, wie sie war, und belustigten sich eine Zeitlang mit Betrachten der Waffen, der Trinkgeräthe, der Kleider und endlich der Pferde und Hunde. Wolf wurde ganz muthwillig und kletterte auf eins der Streitrosse, und als Kuno sah, daß er sich da oben recht stattlich ausnahm, stieg er selbst auf ein anderes und Beide jauchzten vor Freude. Nachdem sie eine Zeitlang versucht, die Pferde durch Zurufen oder Treten mit ihren Fersen in Bewegung zu setzen — wobei sie aber den tödtlichsten Schreck gehabt hätten, wenn dies wirklich geschehen wäre — stiegen sie wieder herab und machten sich andere Beschäftigungen. Sie setzten sich auf die beiden leeren Stühle oben am Tische, verließen sie aber bald wieder, denn das Gesicht des alten Mannes mit der Krone sah ihnen gar zu ehrfurchtgebietend aus. Dann schlenderten sie um den Tisch herum und Wolf stellte sich vor den Trinker hin und machte endlich lachend den Vorschlag, dem alten Herrn etwas Wasser in seinen Becher zu schütten, damit er seinen Durst löschen könne. Kuno fand auch diesen Einfall gar nicht übel und sprang mit seinem kupfernen Krug zum See hinab, wo er ihn mit Wasser füllte. Dann nahm ihn Wolf in Empfang, hob sich auf seinen Zehen empor und goß den Becher so voll, als es bei der schiefen Haltung, in welcher ihn der Ritter hielt, möglich war, aber daß das Wasser die Lippen desselben benetzte. Sich über ihre lustige That freuend, stellten sich die Beiden dahin und lachten laut auf. Doch plötzlich hielt Wolf mit seinem Lachen inne und starrte das

Gesicht des Ritters an; auch Kuno sah ihn und klammerte sich mit einem lauten Ausruf des Entsetzens an Wolf fest.

Wer vermag den Schrecken der Beiden zu schildern, als sie sahen, wie sich in dem steinernen, kalten Gesicht die Lippen langsam öffneten, und das Wasser, welches Wolf in den Becher gegossen, schlürfend austranken, wie sich die früher so todten Augen langsam belebten, Glanz und Farbe bekamen und mit einem seltsamen Ausdruck vor sich hinstarrten. Als das Wasser langsam durch den Hals floß, begann die Brust der steinernen Figur zu athmen und in allen Gliedern des Körpers zeigte sich Leben. Der alte Ritter that einige tiefe Athemzüge hinter einander, stieß ein paar Seufzer aus und ließ seine Hand mit dem Becher langsam auf den Tisch nieder, dann wandte er den Hals und sah mit einem Blicke des Staunens und Schreckens seinen Nebenmann an, dessen kalte steinerne Hand, die auf seiner Schulter lag, er jetzt mit Verwunderung befühlte.

Die beiden Knaben, denen der Schreck in die Glieder gefahren, waren auf ihre Kniee niedergesunken und blickten mit bleichen Gesichtern und gefalteten Händen zu dem Ritter auf, und obgleich sie kein Wort hervorbringen konnten, sah man doch an der Bewegung ihrer Lippen, daß sie Vergebung erflehten für ihre vorwitzige That. Der Neubelebte, nachdem er mit demselben Erstaunen, mit dem er seinen Nebenmann angesehen, die ganze Tischgesellschaft erblickt, bemerkte jetzt die beiden knieenden Kinder und sprang mit einem Ausruf der Ueberraschung von seinem Stuhle auf. Wolf, der jetzt einsah, daß sie am Ende doch keine so üble That verrichtet, indem aus dem früheren Steinblock ein gehörig lebendiger Mensch geworden, faßte sich zuerst wieder und erzählte dem Ritter in kurzen Worten, wer sie wären und was sie angefangen hätten, bis zu dem Augenblick, wo sie ihn zufällig wieder in's Leben gerufen. Dieser sah die beiden Kinder ganz verwundert an und hörte ihrer Erzählung mit demselben Erstaunen zu, mit dem sie ihn betrachteten.

Als die Rede auf den Krug kam, trat er aufmerksam näher,

und als ihn Kuno in die Höhe reichte und vorzeigte, stieß der Ritter einen lauten Schrei des Entzückens aus, drückte bald die Knaben, bald den Krug an seine Brust und rief laut, wobei ihm die Thränen in den grauen Bart rollten: „Nun hat alle, alle Noth ein Ende!"

So ungern sich Kuno auch von seinem Krug trennte, so ließ er ihn doch dem Ritter, der ihn an seinen Arm hing, und da der Abend bereits hereinbrach, die Knaben aufforderte, ihm zu folgen. Sie gingen alle drei auf den Strand der Insel, stiegen die Treppen hinab und setzten sich in den Kahn, der sich alsbald umwandte und ohne Hülfe von Rudern und Segeln eilig nach der Richtung hinschwamm, wo die beiden Knaben heute Morgen hergekommen. Bald erreichten sie das andere Ufer, stiegen aus und führten den Ritter an die Stelle des See's, wo man das Schloß deutlich auf dem Grunde desselben sehen konnte. Da setzten sie sich hin, und der alte Ritter sah lange in die Tiefe und winkte freudig mit der Hand hinab. „Ja," rief er laut, „bald werdet ihr Armen dort unten erlöst sein, und bald wird das Schloß wieder hervortauchen aus dem schwarzen Wasser und wie ehedem stolz und stattlich in das Thal schauen." Wolf und Kuno, die aufmerksam den Reden des Ritters zuhörten, waren sehr neugierig, zu erfahren, was es mit dem Schloß dort unten für eine Bewandtniß habe, und Wolf hatte den Muth, den Ritter darum zu fragen.

Dieser schaute noch eine Weile nachdenkend in den See, als wollte er dort unten etwas erspähen, dann wandte er sich zu den Knaben und erzählte ihnen die Geschichte des Schlosses folgendermaßen.

„Das Thal, in welchem wir uns befinden, gehörte vor noch nicht langer Zeit dem Könige Dagobert, den ihr auf der Insel oben an dem Tische mit der Krone auf dem Haupte sitzen saht. Er lebte froh und glücklich auf seinem Schlosse, das aber damals nicht wie jetzt auf dem Grunde des See's lag, sondern traulich zwischen den

umliegenden Bergen versteckt, tief im Thale, inmitten von schönen Gärten und fruchtbaren Wiesen. Der König war heiter und zufrieden, denn er hatte Alles, was das Leben angenehm machen kann. Leider war ihm seine Gemahlin gestorben, doch hatte sie ihm zwei Töchter geboren, denen das Glück zu Theil wurde, daß an ihren Wiegen zwei jener mächtigen Wesen standen, die man Feen nennt. Diese vertraten denn Mutterstelle bei den kleinen Prinzessinnen und beschützten und pflegten sie so gut, daß sie in Fülle der Gesundheit und ausgezeichneter Schönheit kräftig heranwuchsen. Statt Gold, Silber und Edelsteinen, das sie ihnen hätten zum Pathengeschenk machen können, segnete die eine den Brunnen des Schloßhofes und ließ sein Wasser heilsam sein, sowohl für alle Krankheiten, als auch für jenes Uebel, dem kein Mensch entfliehen kann, das Alter, indem auch der älteste Greis nach einem Trunk aus jener Quelle, wenn auch nicht die Frische und das Aussehen der Jugend wieder erhielt, doch noch lange Jahre in guter Gesundheit und fröhlich fortleben konnte. Die andere gab einen kupfernen Krug — es ist derselbe, den ich durch Eure Hülfe wieder erlangt habe — um mit ihm allein jenes heilsame Wasser zu schöpfen. Als die beiden Prinzessinnen ziemlich herangewachsen waren, mußten die Feen auf Befehl ihrer Königin das Thal verlassen, zu welcher Zeit sie dem Könige nicht verhehlten, daß durch den Schutz, den sie seinen Kindern haben angedeihen lassen, ein böser, aber mächtiger Geist, der ihre Werke stets zu verderben suche, aufmerksam geworden und auch hier nicht säumen würde, wenn es ihm möglich wäre, Unheil zu stiften. Da ihm alle Dinge, die dem finstern Schoos der Erde entstiegen, unterthan seien, so habe er auch Gewalt über alles Wasser, was dem Boden entquelle, und also auch über die Fluthen des heilsamen Brunnens. Um nun dieser Gewalt entgegen zu wirken, die, wo es ihr möglich sei, nur das Böse vollbringe, solle der König den unscheinbaren kupfernen Krug hoch in Ehren halten und es nie zugeben, daß mit einem andern Gefäß als mit diesem aus dem Brunnen im Hofe geschöpft würde; denn so nur

könne der mächtige unterirdische Geist im Zaume gehalten und ihm die Kraft benommen werden, damit er nicht dem Wasser einen bösen Zauber beimische, oder die Fluthen so gewaltig ausströmen lasse, daß sie Allen, die in dem Thale lebten, den Untergang brächten.

„Der König versprach, diese Vorschrift sorgfältig zu beobachten und die Feen schieden, nachdem sie noch einmal allen Segen auf die beiden Prinzessinnen herabgewünscht. Darauf ließ der König den alten, unscheinbaren Brunnen auf die kostbarste Art mit geschliffenem Marmor umgeben und es wurde von dem schönsten Rosenholze ein Dach darüber gebaut, das nur eine einzige kleine Thür hatte, zu welcher der König ein überaus künstliches Schloß machen ließ, dessen Schlüssel er beständig im Gürtel verwahrte und nie von sich gab. Da er nicht geizig war und gerne Jedermann den Genuß des heilsamen Wassers unentgeldlich gönnte, so durfte Alt und Jung, Reich und Arm zu gewissen Stunden in den Schloßhof kommen, wo sich alsdann König Dagobert selbst an dem Brunnen einfand, mit eigener Hand das Schloß fortnahm und sorgfältig darauf Acht hatte, daß aus dem Brunnen mit keinem andern Gefäß als mit dem kupfernen Krug geschöpft wurde. Das Wasser hatte in kurzer Zeit schon so viele gute Dienste gethan, daß es leicht erklärlich war, wie darob der Neid jenes bösen unterirdischen Geistes rege werden konnte, weßhalb dieser schon in mancherlei Gestalt versucht hatte, den Krug zu rauben oder das Schloß zu zertrümmern, womit König Dagobert den Brunnen verwahrte. Schon einige Mal fand der König zwei Krüge von der gleichen Gestalt, so daß es ihm schwer geworden wäre, den rechten zu erkennen und er vielleicht den falschen für den ächten genommen hätte, wenn die Feen den beiden Prinzessinnen nicht ein so richtiges Gefühl eingeflößt hätten, daß sie das Falsche und Unrichtige augenblicklich erkennen konnten. Auch waren schon zum Oefteren Gesandte fremder Könige oder deren Prinzen selbst gekommen, um von dem Wasser zu kosten, und schon mehr als einer hatte den König Dagobert ersucht, ihn mit seinen eigenen

Gefäßen das Wasser schöpfen zu lassen. Doch dieser bedachte zu gut den Spruch der Feen und war zu wohl überzeugt, daß jener böse unterirdische Geist alle ihm nur zu Gebot stehenden Künste aufbieten würde, um das Geschenk der Feen zum Nachtheil zu wenden."

Bei diesen Worten hielt der Ritter einen Augenblick inne, sah seufzend in den schwarzen See und fuhr fort: „ach, so ernstlich der König auch darauf bedacht war, dies gefährliche Geschenk mit möglichster Sorgfalt zu beaufsichtigen, so wurde er doch überlistet. Es begab sich eines Tages, daß König Dagobert befahl, auf jenem Platze, wo ihr mich fandet, die Mittagstafel aufzuschlagen, auf jener Insel, die damals aber nur ein schöner grün bewachsener Hügel war, der sanft aus dem Thale aufstieg. Es war ein herrlicher Tag, und nachdem der König mit den beiden Prinzessinnen und uns, seinem Gefolge, einen Ritt über die benachbarten Berge gemacht, erreichten wir jenen Hügel, wo die Tafel bereit stand. Die Knappen zogen sich mit den Pferden und Hunden in's Gebüsch und wir lagerten uns unter fröhlichen Scherzen um den Tisch, die Freuden des Bechers, sowie der vollen Schüsseln zu genießen. Oben an dem Tische saß der König und zu seinen beiden Seiten die Prinzessinnen, während hinter seinem Stuhle mehrere Leibpagen bereit waren, seine Befehle zu erfüllen. Der kupferne Krug, den er sogar auf seinen Spazierritten mitnahm und der alsdann zur Seite an seinem Sattelknopf hing, stand vor ihm auf dem Tische. So tafelten wir und die Luft war so rein und gewürzig, der Tag so schön, daß aus eines Jeden Brust Sorgen und schwere Gedanken verschwanden, und Alles heiter und guter Dinge war. Da bemerkte ich auf einmal, daß ein zerlumpter Bettler, der mehrmals um den Fuß des Hügels herumgegangen war, jetzt die Anhöhen hinanstieg und sich dem König Dagobert näherte. Bei der Tafel angekommen, ließ er sich auf die Kniee nieder und flehte den König in den demüthigsten und rührendsten Ausdrücken um einen Trunk des heilsamen Wassers an. Der König, der nicht gern von der

Tafel aufgestanden wäre, fordete ihn auf, in einer Stunde in's Schloß zu kommen, wogegen der Bettler betheuerte, das Wasser könne ihm nur in diesem Augenblicke helfen, da er gerade von fürchterlichen Schmerzen geplagt sei. Als die Prinzessinnen sahen, daß der König in diesem Augenblicke nur ungern seinen Becher verließ, wandten sie sich an ihn und baten, er möchte ihnen den Krug und den Schlüssel anvertrauen und sie allein mit dem Bettler hinab in's Schloß gehen lassen, um diesem mit einem Trunk Wasser zu helfen. Die beiden jungen Damen waren des Sitzens überdrüssig und lagen daher ihrem Vater so lange mit Bitten an, bis er ihnen Krug und Schlüssel gab. Er empfahl ihnen auf's Neue die größte Vorsicht und ließ sie den Hügel hinab in's Schloß springen. Der Bettler folgte ihnen. Uns Allen, die wir um den König herum saßen, kam bei diesem Vorfall nicht ein argwöhnischer Gedanke. Das Schloß lag ganz nahe und wir konnten den Prinzessinnen mit unsern Blicken folgen. Diese kamen an den Brunnen, schloßen das Dach auf, schöpften mit dem kupfernen Kruge das Wasser und schienen dann den Bettler zu fragen, ob er kein Gefäß mitgebracht habe, in welches sie das heilsame Wasser schütten könnten. Dieser verneinte es, und da ich, an nichts Böses denkend, im gleichen Augenblick meinen Becher an die Lippen setzte, so konnte ich nicht sehen, ob die beiden Prinzessinnen dem Bettler den kupfernen Krug in die Hand gegeben, oder ob er ihnen denselben entrissen hat. Genug, er schwang den Krug triumphirend gegen uns, und als er darnach in die Erde versank, sahen wir wohl, daß uns jener mächtige Geist überlistet. Ich wollte von meinem Sitz auffahren, doch ich vermochte es nicht, ja, ich konnte nicht einmal meinen Becher vom Munde bringen, sondern hatte vielmehr ein Gefühl, als sei derselbe an meine Lippen festgewachsen. Ich wunderte mich, daß keiner der andern Ritter aufspringe und den beiden Prinzessinnen zu Hülfe eile, die sich vergebens bemühten, das Brunnendach vor der heraufstürmenden Fluth zu verschließen. Doch

alle, die an der Tafel saßen, schienen im gleichen Augenblick wie ich erstarrt zu sein. Kein Laut entfuhr ihrem Munde und sogar das Gebell der Rüden, die sich munter im Grase gewälzt, endete mit einem schmerzlichen Schrei und dann war Alles um uns still. Vor meinen Augen schwamm es wie dichter Nebel, aber trotzdem ich Brunnen und Schloßhof nur undeutlich erblickte, konnte ich doch sehen, daß immer neue und gewaltigere Wasserströme dem Brunnen entstürzten. Die Prinzessinnen riefen um Hülfe, aber Niemand sprang zu ihrer Rettung herbei. Schon hatte das Wasser den ganzen Schloßhof überströmt und stieg an den Mauern und Thalwänden langsam empor. Bald war von den beiden unglücklichen Prinzessinnen nichts mehr zu sehen; jetzt stand das Wasser schon in der Hälfte des großen Thurmes, hatte nun das Dach erreicht, dessen Spitze im nächsten Augenblick nur noch hervorsah. Auch diese verschwand und wie sich das Wasser über ihr zusammenschloß, zeigte ein kleiner zitternder Ring, der sich immer größer und größer ausbreitete, nur noch wenige Augenblicke an, daß die schwarze Wasserfläche ein stattliches Schloß bedeckt hatte.

Und wir waren während der Zeit erstarrt, nicht nur vor Schrecken, sondern durch Zaubergewalt, nicht blos für den Augenblick saßen wir da und konnten kein Glied regen, nein, es war, als wandelte sich unser Blut langsam zu Stein, als erkaltete alles Leben in uns. Jeder blieb in derselben Stellung, ja, mit denselben Mienen sitzen, die er in dem Augenblicke gehabt hatte, wo der verruchte Zauberer mit dem Kruge gegen uns gewinkt. Auch verdunkelten sich unsere Augen und es ward Nacht vor unsern Blicken. Und so saßen wir Tag um Tag, Nacht um Nacht, Wochen und Monate, und es sind jetzt beinahe drei Jahre so hingeschwunden."

So erzählte der Ritter und die beiden Knaben hatten ängstlich zugelauscht. Die Nacht war jetzt ganz heraufgestiegen und sie führten den Ritter nach dem Häuschen hin und erzählten ihm von den beiden Schlangen, die sich in der letzten Nacht in zwei schöne

Mädchen verwandelt hatten. Wolf sprach von den Kronen, die sie auf ihrem Haupte getragen, und der Ritter erkannte alsbald zu seiner großen Freude, daß es die beiden Prinzessinnen seien und daß sie noch immer unter dem Schutze der guten Feen stünden; denn diese hatten wahrscheinlich das schöne Häuschen hier hingezaubert und halfen ihnen jedesmal nach dem dritten Tage den See verlassen, um die Nacht in ihrer natürlichen Gestalt hier zuzubringen.

Die beiden Knaben legten sich auf die seidenen Betten, der alte Ritter auf den Boden und so schliefen alle drei, bis der goldene Morgen herauf kam. Da erwachten sie fröhlich und der Ritter begann eifrig nachzudenken, wie er die Entzauberung des Schlosses wohl bewerkstelligen könne. So leicht ihm dies gestern erschienen war, so fand er doch bei näherem Betrachten, daß die Sache doch ihre Schwierigkeiten habe; denn er hatte freilich den Zauber, der die Macht jenes bösen Geistes wieder bändigen mußte, aber wie er das vermittelst des Krugs anzufangen habe, das wollte ihm nicht recht klar werden. Wußte er doch keinen Spruch, kein Zauberwort, daß er die schwarzen Wasser hätte bändigen und zwingen können. Der gute Ritter war wahrlich in keiner geringen Verlegenheit; er ging mit den beiden Knaben am Ufer des See's auf und ab und war schon im Begriff, nach der Insel zu schiffen, um dort den Versuch zu machen, jeden von der Tafelrunde zu erwecken, auf die gleiche Art, wie die Knaben ihn erweckt hatten. Da kam ihm plötzlich ein anderer Gedanke. „Ei," dachte der ehrenfeste Ritter, „es wäre auf jeden Fall besser, wenn du deinen Herrn erst dann erwecken würdest, nachdem Schloß und Thal entzaubert und wieder lieblich vor seinen Blicken daliegt, und wenn dir auch der Zauberspruch hiezu nicht bekannt ist, so ist es deine Pflicht, für deinen Herrn und König ein Wagniß zu bestehen, mag es nun enden, wie es will." Unter diesen Gedanken setzte sich der Ritter mit den beiden Knaben in den Nachen, der alsbald in den See hinausfuhr.

Als sie in die Mitte des schwarzen Wassers gekommen waren, stand der Ritter plötzlich auf und sagte: „meine lieben Kinder, bleibt ruhig sitzen und laßt mich einen Versuch machen, ob es mir nicht gelingt, den Zauber mit einem Male von dem Thale zu nehmen, indem ich es versuche, mit Hülfe des Kruges dort unten das Brunnendach zu schließen, damit die Fluth ferner nicht mehr ausströmen kann.“

Die Knaben wußten nicht, was diese Rede des Ritters zu bedeuten habe, stießen aber einen lauten Schrei des Schreckens aus, als sie sahen, wie der Ritter in den schwarzen See hinabsprang und augenblicklich verschwand. Kuno schlug jammernd die Hände zusammen, mehr über seinen Krug als über den Ritter, und Wolf konnte sich des Gedankens nicht erwehren, als sei dieser ein anderer böser Geist, der ihnen den Krug nun auch entführt habe. Doch während sie noch so saßen und Kuno laut weinte, hörten sie auf einmal tief unter sich auf dem Grunde des See's ein lautes Geräusch, als würde eine Thür heftig zugeschlagen, und wenig Augenblicke nachher bemerkten die erstaunten Knaben, daß mit dem See eine gewaltige Veränderung vor sich gehe. Er fing an, unruhig zu werden und dann aufzubrausen, auch bemerkten sie an den Ufern rings herum, daß das Wasser zusehends abnehme. Dabei überzog sich der Himmel plötzlich mit schwarzen Wolken, die sich an einigen Stellen bis auf den See herabließen und das Wasser aufzutrinken schienen. Mit jedem Augenblick wurden die Wolken von dem schwarzen Wasser dunkler und als sie so vollgetrunken waren, zogen sie schwerfällig über die Berge, um andern durstigen Wolken Platz zu machen. Das Wasser in dem See sank indessen schneller und schneller. Jetzt dauchte dicht neben dem schaukelnden Nachen die Spitze eines Thurmes auf und bald sahen sie das ganze Dach desselben aus dem Wasser hervorragen. Auf der Spitze und unter dem hervorspringenden Dach bemerkten die Beiden zu ihrem Erstaunen Krähen, Schwalben und anderes Gevögel

welches die Köpfe unter die Flügel gesteckt hatte und zu schlafen schien. Doch nicht sobald war das Wasser unter ihnen herabgesunken, als alle erwachten. Die Habichte und Krähen flogen hoch in die Luft, um sich umzusehn, was es denn eigentlich gebe, und die Schwalben schoßen hungrig über dem Wasser dahin, da sie lange nichts gegessen, um sich Mücken und andere Insekten zu ihrem Frühstück zu holen. Bald darauf kamen rechts und links neben den Knaben andere Gemäuer hervor, kleinere Thürme mit Schießscharten, hinter denen Knappen an ihre Spieße gelehnt standen und ebenfalls zu schlafen schienen. Doch hatte auch diese nicht sobald, statt des schwarzen Wassers, die frische Luft umspült, als sie sich dehnten und reckten, laut gähnten und verwundert um sich schauten.

Nun tauchte das Dach des Schlosses selbst auf und wenn die Knaben schon das Erwachen der Vögel und der Knappen auf den Thürmen in Erstaunen gesetzt hatte, so stieg ihre Verwunderung jetzt auf's Höchste, als sie sahen, wie sich Menschen und Thiere in jedem Stockwerk belebten, sobald das Wasser gesunken war. Dort streckten ein paar Stallbuben die Köpfe zu dem Söllerfenster heraus und andere fuhren fort, deu Hafer auszumessen. Tiefer unten öffneten Mägde die großen Flügelfenster und ließen frische Luft hinein in die Gemächer des Königs; in der Küche aber war das Gewimmel am mannigfaltigsten und größten; denn als vor drei Jahren die Verzauberung vor sich gegangen war, hatte der Küchenmeister gerade das Dessert für des Königs Tafel zugerichtet und war in diesem wichtigen Geschäft gestört worden. Hier liefen die Küchenjungen umher und stellten Schüsseln voll Pasteten, voll Zuckerwerk, seltenen Früchten und andern köstlichen Sachen zurecht, und die Tafeldecker in ihren goldbordirten Röcken nahmen die Schüsseln eilig auf, um sie den Hügel hinan zu tragen.

Die Knaben sanken tiefer, und tiefer; jetzt stand das ganze Schloß so hoch und stattlich, wie es der Ritter beschrieben, vor

ihnen, und sie befanden sich hinter demselben in einem schön angelegten Garten und sahen plötzlich, daß der Kahn auf einem kleinen Teiche schwamm, an dessen Ufern er sich anlegte, worauf Beide hinaus in den schönen Garten sprangen. Eilig liefen sie um das Schloß herum; um den alten Ritter aufzusuchen, und als sie in den Schloßhof kamen, sahen sie ihn an dem Brunnen des heilsamen Wassers stehen, auf dessen Rande der kupferne Krug stand. Die beiden Prinzessinnen aber, die sie in dem kleinen Häuschen gesehen hatten, lagen in seinen Armen und alle drei weinten vor Freude, Rührung und Entzücken. Die Knaben waren zu schüchtern, um näher zu treten, und hielten sich in bescheidener Entfernung, doch waren auch sie von all' dem Wunderbaren, was sie gesehen, so ergriffen und gerührt, daß ihnen ebenfalls die Thränen die Wangen hinabliefen. Plötzlich begann es droben auf dem Hügel, der noch vor wenig Augenblicken als Insel aus dem schwarzen See hervorsah, lebendig zu werden. Jagdhörner schallten, Pferde wieherten und die Hunde bellten. Jetzt bogen sich die Sträucher aus einander oder wurden niedergetreten von den Hufen der daher stürmenden Rosse. Alles war dort oben wieder zum Leben erwacht und an der Spitze seiner Tafelrunde stürmte König Dagobert daher, schon von Weitem seinen Kindern mit lautem Gruße zurufend. Im Schloßhof sprang Alles von den Pferden und der Freude und des Entzückens war kein Ende. Darauf erzählte der alte Ritter von den beiden Knaben, daß sie es wären, welche den bösen Fluch von dem Thale genommen, und stellte sie dem Könige vor. Dieser erkundigte sich nach ihren früheren Schicksalen und da ihm das berühmte Geschlecht der Schreckenberger wohl bekannt war, so nahm er deßwegen, sowie auch aus Dankbarkeit den letzten Sproß desselben mit der größten Freundlichkeit und Gnade auf, und ebenso auch Wolf, der durch sein reiferes Alter und seinen Muth nicht wenig zu der glücklichen Entwicklung der Geschichte beigetragen.

Im Schloß des Königs begann das alte fröhliche Leben wieder

und wurde fortan durch keinen bösen Feind mehr gestört. Als Kuno und Wolf einige Jahre in allen ritterlichen Uebungen unterrichtet waren, unternahmen sie Streifzüge in das Land, um Riesen zu bekämpfen und der Unschuld beizustehen, wobei sie auch eines Tages das Schloß der Schreckenberger besuchten und dort in einem elenden Häuschen durch Gottes Fügung noch einen jener alten Mannen trafen, der mit dem alten Fratz von Schreckenberg gestanden, gefallen, aber nicht gestorben war. Da er um die vergrabenen unermeßlichen Schätze gewußt, so hatte er sie sorgfältig verwahrt und händigte sie jetzt dem Erben ein, worauf ihn dieser mit an den Hof des Königs Dagobert nahm. Im Lauf der Zeit wußten sich die beiden edlen Ritter, Kuno und Wolf — denn auch letzterer hatte den Ritterschlag empfangen — die Liebe der beiden Prinzessinnen zu erwerben, so daß der alte König Dagobert nicht umhin konnte, in eine doppelte Vermählung zu willigen.

Von dem kupfernen Krug erzählte der alte Manne des Fratz von Schreckenberg, daß ihn sein Herr einst von einem Streifzuge mitgebracht. Doch sei er seines schlechten Ansehens halber in die Rumpelkammer geworfen und vergessen worden. König Dagobert aber erkannte in dem Traum, den die gute selige Gräfin von Schreckenberg gehabt hatte, das Walten der schützenden Feen, die Alles zum Guten gelenkt hatten.

Weihnachtsmärchen.

Wenn im Winter der Schnee die Aeste der Bäume niederbeugt und der rauhe Nordwind durch die Straßen saust, wenn die Tage kürzer und die Abende länger und immer länger werden, so fragen die Kinder einander: wie viele Sonntage gibt's noch bis Weihnachten? Und da heißt es dann noch vier, später noch drei, endlich zwei und dann gar noch einen, worauf eine andere Rechnung beginnt und die Kinder davon sprechen: wie oft sie noch zu Bett gehen und wieder aufstehen müssen, bis der heilige Christabend da sei. So denken aber alle Kinder, reiche und arme, und wenn für letztere auch keine Tannenbäume geputzt werden und wenn ihnen leider der heilige Christ keine schönen Sachen bescheert, so jubeln sie doch bei dem Glanz der vielen Lichtchen, die überall hervorfunkeln, und erfreuen sich an der kleinen Gabe, sei sie auch noch so gering, die ihnen die armen Eltern bescheeren können. Aber ein solcher Abend ist traurig für das Kind, das keine Eltern und keine Verwandten mehr hat, und das, von der Gnade fremder Menschen lebend, am Weihnachtsabend zusehen muß, wie überall schöne Tannenbäume leuchten und überall bescheert wird, ohne daß es mehr

davon hat als den bloßen Anblick, und dieser wird ihm oft nicht einmal vergönnt.

Solch ein armes elternloses Kind war zur Zeit, in der unsere wundersame Geschichte spielt, in dem Hause eines reichen Handelsherrn, der selbst viele Kinder hatte und dazu eine böse Stiefmutter, mit der er sich nach dem Tode seiner ersten Frau verheirathete, und die dem Kaufmann noch ein Söhnlein schenkte, das sie auf alle Weise verzog und hätschelte. Wenn es auch der Vater nicht leiden mochte, daß die böse Stiefmutter, wie sie wohl gern gethan hätte, ihren Sohn den andern eigenen Kindern vorzog, und er mit Strenge darauf sah, daß alle gleich gut behandelt wurden, so konnte er es doch nicht dahin bringen, daß der arme elternlose Knabe, welcher Gustav hieß, von der Stiefmutter mit Liebe und Freundlichkeit betrachtet wurde. Wenn er ihr hierüber zuweilen Vorstellungen machte, so pflegte sie zu sagen: „Ah, was, der kleine Balg muß glücklich sein, wenn er Essen und Trinken bekommt und einen Platz zum Schlafen. Das wäre eine ganz neue und seltsame Mode, wenn Bettelkinder verlangen wollten, daß man sie mit Gott weiß welcher Aufmerksamkeit pflegen sollte.“ Ach, der arme Gustav verlangte dergleichen nicht und machte nie eine betrübte Miene darüber, wenn er schlechteres Essen und schlechtere Kleider bekam als die übrigen Kinder, nur schmerzte es ihn tief in seinem kleinen Herzen und er konnte nicht begreifen, warum die andern Kinder, die doch gerade so aussahen wie er und doch nicht mehr wußten und konnten als er, es so vielmal besser hatten. Besonders wenn der Weihnachtmorgen kam und die Kinder des Kaufmanns all die wunderbar schönen Sachen zeigten, die sie erhalten hatten, und wenn ihm dann der rechte Sohn der bösen Stiefmutter, der ihn überhaupt nicht leiden konnte, schadenfroh versicherte: für ihn wäre nichts angekommen, denn das Christkindchen dächte an die kleinen Bettelkinder gar nicht, so ward er sehr betrübt und nahm sich jedesmal fest vor, sobald

ihm das Christkindlein einmal in den Weg käme, wolle er es anhalten und fragen, warum es ihn denn beständig vergesse.

Jetzt kam wieder einmal ein Weihnachtabend und der arme Gustav erfuhr von den Mägden und Knechten in der Küche, daß in der Mitternacht ein silbernes Glöcklein erklinge und daß alsdann der heilige Christ auf einem kleinen Esel einher geritten komme, um den Kindern all die schönen Sachen zu bescheeren, die sie am andern Morgen auf Tischen und Stühlen ausgebreitet fänden. Aha, dachte er bei sich: heute Nacht wirst du genau Achtung geben, bis das Glöcklein erklingt, und alsdann wirst du dem Christindlein in den Weg treten und es demüthigst um etwas bitten. Gesagt, gethan; Gustav konnte auf seinem schlechten Lager unter dem Dache aus lauter Erwartung nicht einschlafen und wand sich hin und her, indem er alle Schläge der Uhr zählte. Endlich schlug es zwölfmal und gleich darauf glaubte er unten im Hause ein leises Rascheln, sowie das Klingeln eines Glöckleins zu vernehmen. Leise erhob er sich jetzt von seinem Lager und die Kälte der Nacht, sowie die Erwartung der Dinge, die er schauen würde, machten, daß er fröstelnd mit den Zähnen klapperte. Langsam stieg er die Treppen hinab und horchte überall in dem Hause, aber da war Alles todt und still wie in einer Kirche und auch nicht das leiseste Geräusch ließ sich vernehmen. Endlich sah er eine Thür, die nicht fest verschlossen war und durch welche ein feiner Lichtstrahl auf den Gang fiel. Er näherte sich behutsam und als er die Thür erreicht hatte und durch die Spalte hineinsah, ward er sehr traurig, als er sah, daß er zu spät komme, denn das Christkindlein war schon weggeritten, nachdem es auf allen Tischen die wunderbarsten Sachen aufgestellt hatte.

Anfänglich wollte Gustav, der Arme, wieder auf seine Bodenkammer schleichen, allein er konnte der Neugier nicht widerstehen und öffnete langsam die Thür, um die aufgestellten schönen Sachen näher zu besehen. O Gott, was war da nicht Alles. Verwirrt

und überrascht blieb das Kind stehen und ließ seine Blicke lang im Kreis umherschweifen, ehe es ihm möglich war, Alles ruhig anzusehen. Da stand auf dem mittlern Tische ein großer, großer Tannenbaum mit vielen Wachskerzen und einer Menge schöner Sachen. Oben an der Spitze des Baumes waren ein paar große Fahnen von Gold, das leise von dem Zugwind zu rauschen anfing, als der Knabe die Thür öffnete. Unter dem Baum auf dem Tische lagen alle möglichen Spielsachen in bunter Reihe. Hier stand ein großer Frachtwagen mit Kisten und Ballen beladen, und daneben sah man den Fuhrmann, der die Peitsche hochgeschwungen in der Hand hielt, und die Pferde und der Wagen, das war Alles so natürlich gemacht, daß man überzeugt war, sowie die Peitsche anfing zu knallen, würden die Pferde ziehen und lustig davon laufen. Ach und daneben stand gar ein hübscher anderer Wagen, in dem die vornehmen Leute zu fahren pflegen, er war blau angestrichen und hatte rothe Räder, und in demselben saß eine wunderschöne kleine Dame, diese trug ein weiß seidenes Kleid mit Spitzen besetzt; auf dem Kopf hatte sie einen Myrthenkranz mit einem lang herabwallenden Schleier, und sah mit ihrem runden hübschen Gesichtchen den armen Gustav so freundlich an, daß er kaum von ihr wegsehen konnte und sich immer wieder nach ihr zurückwandte. Neben dem Wagen standen ganze Regimenter Zinnsoldaten aufmarschirt, die hatten große Bärenmützen auf und das Gewehr im Arm, und sahen ernst und steif vor sich hin. Vorn waren die Tambours und hielten die Schlegel ihrer Trommeln bereit, um auf das Kommandowort tapfer zuschlagen zu können. Auf der andern Seite des Tisches waren kleine niedliche Häuser, ja eine ganze Stadt, mit Kirchen und Brücken, sogar ein großer Garten war dabei, mit schönen Bäumen und kleinen Fontainen, und in dem Garten standen schön geputzte Menschen, die spazieren gingen; auch waren Jäger da, das Gewehr auf der Schulter, die emsig auf ganze Rudel von

Hirschen und Rehen spähten, welche unter den Bäumen umher zu springen schienen.

Jetzt bemerkte Gustav dicht unter dem Tannenbaum eine Figur, vor der er sich anfänglich nicht wenig entsetzte. Sie war noch einmal so groß als die andern, die auf dem Tisch umher standen, und hatte einen unförmlich dicken, fast viereckigen Kopf; das Maul, das sich in diesem Kopfe befand, war selbst für diesen viel zu groß und unförmlich, und obendrein stand es noch weit offen und ließ eine Reihe weißer, scharfer Zähne sehen. Die Augen der Figur waren roth mit einem kleinen schwarzen Flecken und sahen recht grimmig in die Welt hinaus. Die Kleidung des Kerls bestand in einer rothen Hose, kleinen gelben Stiefeln und in einer Husarenjacke. An der Seite hatte er einen großen Säbel, sowie an den Stiefeln unförmliche Sporen. Gustav aber erstaunte noch mehr, als er jetzt bemerkte, daß ihm hinten am Kopf ein unendlich langer Zopf herabhing, der fast bis an die Füße reichte. Dieser grimmig aussehende Mann war aber Niemand anders, als der bekannte Herr Nußknacker, der den Kindern seine scharfen Zähne leiht und sich, so lange er gut gelaunt ist, dazu hergibt, die Nüsse aufzuknacken. Das arme Kind war noch nie in den Fall gekommen, diesen gestrengen Herrn zu benutzen, und da es ihn also nicht kannte, fürchtete es sich sehr vor seinem grimmigen Aeußern. Obgleich ihn Gustav nach näherem Betrachten bald wieder verließ und auf die andere Seite des Tisches zu der kleinen Dame in dem weißseidenen Kleid trat, die ihn so freundlich ansah, so schielte er doch zuweilen nach dem Nußknacker hinüber, und da kam es ihm dann vor, als drehe dieser die rothen Augen nach ihm hin und schnappe die Zähne auf einander. Aber in dem Zimmer war es so behaglich warm, so angenehm, und der Tannenbaum duftete so lieblich und sonderbar, daß dem Kinde anfingen die Augen zuzufallen. Wenn es jetzt auch daran dachte, wieder in seine Bodenkammer hinauf zu gehen und sich auf sein Bett zu legen, so sah

die kleine Dame wieder so lieb und freundlich aus dem Wagen heraus, daß es ihm unmöglich war, von ihr zu scheiden, weßhalb sich Gustav nach einigem Ueberlegen auf eine kleine Bank setzte, die vor dem Tische stand; obgleich er sich fest vornahm, hier nicht einzuschlafen, so nickte er doch bald mit dem Kopfe und seine Augen schloßen sich unwillkürlich.

Da war es ihm plötzlich, als rauschten die goldenen Fahnen stärker auf dem Tannenbaum und die Nadeln der Zweige bewegten sich flüsternd durch einander. Auch schien es ihm, als hebe der Nußknacker seinen Kopf langsam in die Höhe und fletsche zornig seine Zähne gegen den Baum. Selbst die steifen Zinnsoldaten schienen unruhig mit den Füßen zu zucken, als möchten sie gern marschiren, und der Knabe meinte deutlich zu sehen, daß sich die Peitsche des Fuhrmanns in der Luft bewege, als wolle sie laut anfangen zu knallen. Einen Augenblick darauf war Alles wieder ruhig, und halb zwischen Schlaf und Wachen wandte der Knabe seinen Kopf empor zu der schönen Dame im Wagen, und wenn auch sein Mund nichts sprach, so fragte der Schlag seines Herzens: warum der Nußknacker so zornig auf den Tannenbaum schaue und warum Soldaten und Fuhrmann so große Lust bezeugten, lebendig zu werden. Die schöne Dame in dem weißseidenen Kleid wandte ihren Kopf etwas auf die Seite und flüsterte so leise, daß es klang, als bewegten sich blos die Tannennadeln an dem Baum: „Ach, ach, in dem Moos unter dem Tannenbaum sitzt der böse Zauberer, der uns alle gefangen hält, so daß wir uns nicht bewegen und leben können, und wenn der todt wäre, ja, wenn der todt wäre, so könnten wir uns freuen wie du, und könnten Beide in die Welt hinaus ziehen, um ein vergnügteres Leben zu führen, als hier unter den Händen der bösen Kinder allmälig zerrissen und verdorben werden.“ Bei den letzten Worten schien die schöne kleine Dame ein paar Thränen zu weinen, und man konnte deutlich hören, daß der Nußknacker ingrimmig mit Säbel und Sporen klirrte.

Dem Knaben kam das, was er von dem Zauberer hörte, recht sonderbar vor, und er wollte schon anfangen, sich zu fürchten. Doch plötzlich dachte er sich unter dem Zauberer Jemanden, der die arme kleine Dame quälte, wie auch er von der bösen Stiefmutter im Hause gequält wurde. Und da fühlte er sein kleines Herz so zornig werden, daß er plötzlich erwachte, aufstand und an den Tannenbaum hinlief, um den Zauberer zu suchen, mit dem festen Vorsatz, ihm alsbald den Hals umzudrehen. Es war aber, als entfahre allen Herrschaften auf dem Tische ein leiser Ausruf der Freude und Verwunderung, und als er mit seinen kleinen Händen emsig das Moos unter dem Baume durchwühlte, glaubte er, die junge Dame im weißen Seidenkleid schaue nach ihm hin und nicke freundlich mit dem Kopfe. Lange fand er unter dem Baume nichts Verdächtiges. Endlich zog er aber aus dem Moose eine kleine, kaum zwei Zoll hohe Figur hervor, die keine Beine und keine Arme hatte wohl aber einen feuerrothen Kopf mit kleinen tückischen Augen und einem Maul, das von einem Ohr bis zum andern ging. „Aha," dachte Gustav, „das wird der böse Zauberer sein," und nahm ihn mit auf den Tischrand, denn er hatte doch viel zu viel Gerechtigkeitsgefühl, um den kleinen Kerl, mochte er auch ein noch so schlechter Zauberer sein, ungehört zu verdammen. Er stellte ihn vor sich hin, den Kopf nach oben, ihn allen Ernstes zu befragen, warum er die arme kleine Dame im Wagen, den tapfern Herrn Nußknacker, kurz alle hohen und niedern Herrschaften mit seinem bösen Zauber verfolge und ihnen nicht die Freiheit geben wolle. Doch kaum ließ er die Finger von dem Zauberer ab, so purzelte dieser um und stellte sich wie zum Trotz und Schabernack behende auf seinen rothen Kopf.

Gustav fand ein solches Benehmen höchst unanständig und er sah darin eine Tücke des kleinen Kerls, der ihn wegen seiner Frage auslachen wolle. Er richtete ihn wieder auf, doch so wie er glaubte, ihn recht fest hingestellt zu haben, stürzte er abermals um

und noch behender als früher, und es schien dem Knaben, als wackle er mit seinem kleinen Körper aus Bosheit und Trotz hin und her. Jetzt ärgerte sich der Knabe noch mehr über diese Unverschämtheit, nahm ihn zum dritten Mal empor, sprach nochmals zu ihm: „Höre, du böser Zauberer, jetzt gebe ich dir aber allen Ernstes den Rath, laß deine garstigen Grimassen bleiben und sage mir frei und offen: willst du die armen kleinen Leute hier entzaubern oder nicht?“ Aber auch zum dritten Mal sprang er auf seinen Kopf und schien den Knaben auszulachen, so daß ihm, wie früher, sein kleiner, unförmlicher Körper in der Luft vor Vergnügen wackelte.

Das war zu arg. Gustav faßte ihn am Kragen und war einen Augenblick unschlüssig, ob er ihm eigenhändig den Hals umdrehen sollte, oder ob es nicht besser wäre, ihn dem ehrenfesten Herrn Nußknacker zu übergeben. Endlich entschied er sich für das Letztere, indem es ihm doch wehe that, ein Wesen zu tödten, und selbst wenn dieses Wesen nur ein Zauberer war, der ihn obendrein noch gar verspottet hatte. Auch schien Nußknacker sein Maul noch weiter aufzureißen als früher und es war, als zitterten seine Zähne ordentlich vor Vergnügen, den Feind zu zermalmen, weßhalb der Knabe den kleinen Zauberer in die Hand nahm und ihn rasch dem Nußknacker in's Maul steckte. Das war ein merkwürdig schrecklicher Augenblick, der dem Knaben fast Thränen entlockt hätte, indem er sah, wie der tapfere Nußknacker die entsetzlichsten Anstrengungen machte, sein großes Maul zu schließen, was ihm durchaus nicht gelingen wollte. Er funkelte ingrimmig mit den Augen und Säbel und Sporen klirrten vor unnennbarer Wuth; aber vergebens, er konnte das Maul nicht schließen, um den Zauberer zu zermalmen. Plötzlich fiel dem Knaben ein, ob ihn der schwere Zopf nicht an dieser Bewegung hindere, und um dem Nußknacker zu helfen, daß er den Zauberer tödte, ging er hin und hob den Zopf etwas in die Höhe. Da schlug der Nußknacker die Zähne auf ein-

ander, daß es weithin im Zimmer schallte, und öffnete den Mund wieder und schlug sie abermals zusammen, und nachdem er sie auch zum letzten Mal auf einander geklappt hatte, schien er den Zauberer tödtlich getroffen zu haben und mahlte ihn ordentlich mit den Zähnen zusammen, daß es gerade so klang, als sei eine große Kaffeemühle in Bewegung.

Der Knabe stand da und schaute verwundert um sich, denn was er jetzt sah und hörte, so etwas war ihm in seinem Leben nicht vorgekommen. Nachdem der Nußknacker den Zauberer getödtet, jauchzte er vor Freuden laut auf, nahm seinen Säbel unter den Arm und that einen gewaltigen Luftsprung. Dann eilte er zu dem Wagen hin, in welchem die kleine Dame saß, legte die Hand an den Hut und sprach: „Schönste Prinzessin, ich erwarte deine Befehle!" Auch auf dem Tische begann plötzlich ein ganz merkwürdiges Leben. Der Fuhrmann knallte mit seiner Peitsche und die Pferde vor dem Wagen zogen plötzlich an, worauf ihnen aber der Fuhrmann zurief: „O ha hi!" und sie standen augenblicklich und schüttelten sich unter ihren Geschirren vor Vergnügen. Die Tambours vor den Zinnsoldaten schlugen einen kleinen Wirbel und darauf kommandirte einer der Herren Lieutenants: „Gewehr bei Fuß, rührt euch!" und die steifen zinnernen Kerls wurden beweglich, hier besah einer sein Gewehr, dort nahm ein Anderer die Bärenmütze ab und fragte einen Dritten etwas. Vor der Fronte aber stellten sich die Herren Offiziere zusammen und einer versicherte dem andern auf Ehre: das Wetter sei unvergleichlich schön, worauf der andere geistreich entgegnete: es sei ein schönes unvergleichliches Wetter. Auch in dem Garten fing nun plötzlich alles an, lebendig zu werden. Die Bäume schüttelten ihre Aeste, wie vom Wind bewegt, die Hirsche und Rehe sprangen pfeilschnell über die grünen Flächen dahin, und die Jäger setzten ihnen nach mit Hurrahgeschrei und Hörnerklang, ja alle die Gruppen von Leuten, die früher in den Wegen des Gartens standen und nur so thaten, als gingen

sie wirklich spazieren, kamen in Bewegung, setzten ihre hölzernen Füße von einander und liefen lustig unter den Bäumen dahin. Der Knabe wußte nicht, was er von Allem dem denken solle, und stand mit gefalteten Händen da, alle die außerordentlichen und wunderbaren Sachen anstaunend; besonders aber interessirte ihn die kleine Dame im weißen Seidenkleid, die sich öfters nach ihm umsah und ihm dann und wann freundlich zunickte, weßhalb er sich auch an der Seite des Tisches hielt, wo ihr Wagen stand.

Nachdem Herr Nußknacker auf dem ganzen Tisch umhergelaufen war und Alles sorgsam angeschaut, trat er zu dem Wagenschlag, legte die Hand abermals an den Hut und sagte: „Gnädigste Prinzessin, der Zauber ist gelöst und das Volk harrt mit Ungeduld deines Befehls, um hinauszuziehen in die Welt. Jeder Augenblick, den wir länger hier verbringen, kann uns auf's Neue gefährlich werden. Drum gib den Befehl, o Prinzessin, zum Aufbruch.“ Darauf nickte sie leicht mit dem Kopfe und entgegnete dem Nußknacker: „Hochansehnlicher Getreuer! bevor wir uns von diesem Ort entfernen, ist es nicht mehr als billig, daß ich meinen Dank gegen dies Menschenkind ausspreche, welches durch seine kluge und tapfere That den Zauberer aus seinem Versteck hervorgezogen und ihn dir, edler Nußknacker, zur Bestrafung überliefert hat.“ Bei diesen letzten Worten kratzte der Edelste des Reichs hinten aus, daß seine großen Sporen klirrten, und brachte in den gewähltesten Ausdrücken dem armen Knaben den Dank der Prinzessin, sowie des ganzen kleinen Volkes dar, worauf Erstere von ihrem Fingerchen einen ganz kleinen, kleinen goldenen Ring mit einem weißen Steinchen, das wie ein Thautropfen funkelte, abzog und ihn dem Knaben darreichte.

Dieser war äußerst bestürzt, daß ihn die schöne kleine Dame, sowie Zinnsoldaten und Nußknacker, so bald verlassen wollten, und da er sich auch entsetzlich vor Schlägen fürchtete, wenn nämlich morgen früh die böse Frau im Hause aufstand und wenn sie sah,

daß alle Sachen fort waren, denn er glaubte nicht anders, als man müßte ihm auf den ersten Blick ansehen können, daß er es gewesen, der sie befreit, so machte er noch ein paar vergebliche Versuche, um sie zum Dableiben zu vermögen. Als aber die kleine Dame traurig ihr Köpfchen schüttelte und als der Edle von Nußknacker auf Ehre versicherte, daß eine fernere Zögerung gefährlich und rein unnütz wäre, so faßte er auf einmal den Vorsatz, die kleinen Leute zu begleiten, worüber die Prinzessin mehr erfreut schien, als Herr Nußknacker. Letzterer machte einige Einwendungen; doch da die kleine Dame dem Knaben alsbald erlaubte, mit zu ziehen, mußte er sein großes Maul zuziehen und durfte ihm höchstens ein paar unfreundliche Blicke zuschleudern, was er auch nicht unterließ.

Alsbald verkündigte Nußknacker dem ganzen Volke, daß ihn die Prinzessin zum Regenten des künftigen Reichs ernannt habe, weßhalb Alles sich bemühen möge, seine Befehle auf's Pünktlichste zu befolgen. Darauf gab er Befehl zum Aufbruch, worauf die Herrn Lieutenants mit ihren Zinnsoldaten unter Trommelschlag vorausmarschirten und Alle stiegen so leicht und behend von den Tischen herunter, als befinde sich von da bis auf den Fußboden die schönste Fahrstraße. Auch manches andere Wunder begab sich noch bei diesem Auszug, indem nämlich von einigen kleinen Kistchen und Schachteln, die bisher verschlossen waren, der Deckel absprang und alle darin befindlichen Figuren ebenfalls anfingen, die Tische hinab zu spazieren. Da kamen die Zünfte mit ihrem Handwerksgeräth, da kam eine ganze Schauspielergesellschaft mit ihrem Oberregisseur an der Spitze und alle erste Helden und Heldinnen gingen paarweise und dann folgten die komischen Personen bis zu den Lampisten herunter. Auch ein Regiment Küraßiere, sowie ein anderes Regiment Dragoner erhoben sich nach und nach und folgten. Der Fuhrmann knallte mit seiner Peitsche, die Pferde zogen an, und hinter dem schwer bepackten Frachtwagen kamen die Spaziergänger aus dem Garten, darauf folgten die Jäger und Jägerbur-

schen, und Hirsche und Rehe sprangen wohlgemuth nebenbei. Nußknacker, dem es nicht anständig erschien, daß er als Regent des Königreichs zu Fuß gehen mußte, ließ sich ein kleines hölzernes Kameel vorführen, welches er bestieg, worauf das arme Thier mit seiner schweren Last geduldig neben dem Wagen einherschritt, in welchem die schöne kleine Dame saß. Gustav hielt sich an der andern Seite, und wenn er auch schon des Wunderbaren heute Nacht genug erlebt hatte, so war er doch nicht wenig erstaunt, als er sah, wie ruhig und behende der ganze Zug die Treppen des Hauses hinab marschirte, und wie sich die Hausthüre von selbst öffnete und sich auch später wieder von selbst schloß, als alle auf der Straße angekommen waren.

Droben im Zimmer aber brannte die Nachtlampe trübe und düster, in den Zweigen des Tannenbaumes rauschte es traurig und die vergoldeten Nüsse und Zuckerwaaren drehten sich seufzend hin und her. Aber aus dem Moos unter dem Baumstamme erhob sich plötzlich der zweite Zauberer, stellte sich vor Ingrimm und Zorn auf den Kopf und fletschte gegen die Abziehenden grimmig die Zähne, indem er leise ausrief: „Wartet nur, ihr Lumpenpack, wartet nur bis morgen!“

Draußen auf der Straße aber herrschte die schönste, klarste Nacht, und wenn auch der Mond um Mitternacht schon untergegangen war, so funkelten die Sterne doch so hell und rein, daß man bei ihrem Schein deutlich alle Wege und Pfade unterscheiden konnte. Das Haus, in welchem Gustav bis jetzt gewohnt, lag fast am Ende der Stadt, weßhalb sich das kleine Volk bald im Freien befand, wo große Wälder und unabsehbare Haiden anfingen. Eng geschlossen marschirte das Militär und war sehr vor einem nächtlichen Ueberfall auf der Hut, und sie hatten daran nicht unrecht, denn furchtbare, riesenhafte Ungeheuer, wie Ratten, Katzen und Hunde, ließen sich hie und da sehen und sprangen zähnefletschend und ingrimmig zuweilen rechts und links gegen das kleine Volk

an. Ach, es kostete sogar in dieser Nacht einem kleinen tapfern Lieutenant das Leben; denn er wollte sich auszeichnen, zog sein kleines Säbelchen und sprang aus dem Gliede heraus einer jungen Katze entgegen, die ihn mit rothglühenden Augen anstarrte. Doch vergebens war sein Heldenmuth und die Kraft seines Armes, das Unthier that einen Schlag mit der Pfote nach ihm und der arme Lieutenant stürzte nieder, indem er sterbend die Worte rief: „Hoch lebe die Prinzessin, sowie der Regent Nußknacker!"

Nach diesem schrecklichen, aber doch zu ersetzenden Verluste — denn es war nur ein aggregirter Herr Lieutenant — zog das kleine Volk ruhig weiter und erreichte bald die Haide, wo sich der Regent Nußknacker mit den Großen des Reichs berieth, was für diese Nacht zu machen sei und wo man einen Zufluchtsort suchen sollte, damit, wenn der Tag anbräche, die entsetzlichen Menschen das arme Volk nicht wieder fänden und zurück in neue Gefangenschaft schleppten. Obgleich es mitten im Winter war, so fühlte Gustav, der munter neben dem Wagen einherspazirte, gar nichts von Kälte, vielmehr war es ihm so angenehm und warm, wie an einem schönen Maitage, besonders wenn er der kleinen freundlichen Dame in die schwarzen Augen blickte. Doch an dem Rathe, der nun gehalten wurde, nahm auch er den lebhaftesten Antheil, denn ihn beunruhigte der Gedanke nicht wenig, daß man morgen früh seine Spur verfolgen und ihn wieder zurück bringen könne. Nach vielem Hin- und Hersprechen sagten die Jäger endlich aus, auf solchen Haiden, wie diese, wo man sich gerade befand, hausen furchtbare Unthiere, die man Füchse nenne, und welche sich unter der Erde die schönsten, kunstvollsten Burgen erbauten, die man nur sehen könne. „Ja," sagten sie, „tief unter der Erde liegt die Höhle dieses Thiers, auf's Kunstvollste gebaut, mit weiten Nebenkammern versehen, und rund herum laufen große Gänge, die nach verschiedenen Seiten an das Tageslicht führen. Wenn wir solch ein Unthier überwältigen könnten, so hätten wir die schönste Residenz erworben, die man nur

sehen kann. Aber," setzten die Jäger und tapfern Offiziere hinzu, „manches Heldenblut wird dabei fließen." Doch was war zu thun? Ein Unterkommen für die Nacht mußte gesucht werden; wenn auch die Prinzessin anfänglich nichts davon wissen wollte, daß man das Blut ihrer Unterthanen in einem so ungleichen fürchterlichen Kampfe verspritze, so gab sie doch endlich den Bitten Nußknackers und des gesammten Adels nach, und der Regent schied unter den Truppen die Tapfersten aus, die auf der Haide umher streifen sollten, um die Höhle eines solchen Unthiers aufzufinden.

Der Knabe, der auch schon viel von den Füchsen hatte sprechen hören, daß es böse garstige Thiere seien, welche des Nachts die Hühner holten, ja, die sogar im Walde Hasen und die armen kleinen Rehe anfielen, wurde von dem Regenten befehligt, die Truppen auf der Haide umher zu führen und die Burg eines solchen Thieres zu suchen. Nußknacker selbst blieb bei dem Wagen zurück, um, wie er sagte, die Prinzessin zu schützen, und ermuthigte die abziehenden Offiziere durch die Aussicht auf glänzende Beförderungen und auf einen Orden mit großem Stern, der noch errichtet werden sollte.

Gustav, der wohl die Wichtigkeit seines Auftrags fühlte, hatte sich nicht so bald von der kleinen schönen Dame verabschiedet, als er dem sämmtlichen Kriegsheer, das er befehligte, den Vorschlag machte, er wolle Soldaten und Offiziere auf seinen Arm nehmen, damit sie, weil er größere Schritte machen könnte, rascher vorwärts kämen.

Es dauerte auch nicht lange, so kamen sie an eine Waldecke, wo der Knabe an einem Rain kleine runde Oeffnungen erblickte, welche die Jäger, die er alsbald auf dem Boden setzte, für die Wohnung des Unthiers erklärten. Sogleich setzte Gustav seine Armee ebenfalls auf die Erde, doch als diese sich ordnete, ehe sie zum Angriff ging, fand es sich, daß viele Offiziere fehlten. Ach, diese sonst so Tapfern hatte bei dem Anblick der schrecklichen Höhle eine unnennbare Angst befallen, oder sie hatten sich Gott weiß wohin verirrt,

und erst als die Tambours mehrmals einen rasselnden Generalmarsch schlugen, fanden sich einige davon wieder, die sich in den Taschen des Knaben versteckt hatten. Doch behaupteten sie auf Ehre, sie wären wider ihren Willen da hinab gerutscht.

Sogleich wurde die ganze Höhle von allen Seiten umstellt und der Kommandeur der Truppen ließ Freiwillige vortreten, die es wagen wollten, als Vortrab zuerst in die Höhle des Unthiers zu dringen. Bald waren einige zwanzig bärtige Krieger beisammen, alte gediente Soldaten mit großen Bärenmützen, und diese drangen paarweise mit gefälltem Bajonet von allen Seiten in die kleinen Oeffnungen und marschirten langsam vorwärts. Der Knabe hatte einen tüchtigen Prügel ergriffen, den er auf der Erde gefunden, und stellte sich vor das größte der Löcher, um, im Falle der Fuchs erscheinen würde, ihm einen tüchtigen Merks auf die Nase zu versetzen. Die ganze Armee stand um die Höhle herum und war in Erwartung der Dinge, die da kommen konnten, nicht wenig gespannt. Da es wohl möglich sein konnte, daß das Unthier nicht zu Hause war, sondern auf freiem Felde mordlustig nach Beute umher schweifte, so hatte man die Vorsicht gebraucht, auch im Rücken der Armee eine Kette Vorposten auszustellen, und diese wichtige militärische Maßregel bewährte sich heut Abend in ihrer ganzen Tüchtigkeit.

Kaum waren nämlich die tapfern Soldaten im Bauche der Erde verschwunden, so stürzten sich die äußersten Vorposten auf die nächsten, diese wieder auf ihre Vormänner und verkündeten mit lautem Geschrei: das gräßliche Unthier nahe sich in aller Eile. O Gott, wie viele Stoßseufzer und leise Gebete mögen in diesem Augenblicke dem Munde aller tapfern Offiziere und Soldaten entflogen sein! Und in der That, das Ungethüm näherte sich. Leider muß ich hiebei gestehen, daß in diesem großen Augenblicke die meisten Truppenkommandeurs den Kopf verloren. Sie befahlen bunt durch einander bald dies bald das und die armen Soldaten,

die am Ende nicht mehr wußten, was hier am besten zu thun sei, folgten dem plötzlichen Triebe, der in ihnen rege wurde, und liefen auf allen Seiten davon. Nur die Jäger und Jägerburschen ahmten nicht dieses glorreiche Beispiel nach, sondern sie versteckten sich hinter große Sträucher und kleine Steine, um das Unthier mit wohl gezielten Schüssen zu empfangen. Richtig, es war der alte Herr Fuchs, der eben nach seiner Wohnung zurückkehren wollte. Von weit her kam er in vollem Laufe, doch mochte er merken, je näher er seiner Höhle kam, daß hier nicht Alles in Richtigkeit sei, genug, er verkleinerte seine Schritte und näherte sich bedachtsam, wobei er sorgfältig um sich her spähte. Der Knabe hatte sich oberhalb des Baumes so versteckt, daß er mit seinem Prügel bis an den Eingang reichen konnte, und da er mehr Muth hatte, als die ganze Nußknacker'sche Armee zusammen genommen, so wich er keinen Fuß breit, sondern ließ den Fuchs ganz nahe kommen, und sobald dieser vor dem Loche angekommen war und eben seinen Kopf hinein stecken wollte, gab er ihm einen so kräftigen Schlag auf die Nase, daß Reinecke sich plötzlich umwandte und nachdem er ein paar Mal seinen schmerzlich berührten Kopf geschüttelt, in langen Sätzen über das Feld davon jagte. Unglücklicher Weise nahm er die Richtung, nach welcher hin der größte Theil der Armee so eben geflohen war, und bald verkündigte dem Knaben ein vielstimmiges Angstgeschrei, daß der Fuchs das Heer erreicht habe. Doch da er sehr auf eilige Flucht bedacht war, so that er keinem dieser Tapfern Schaden, sondern er überrannte nur einige Bataillons Infanterie, sowie einige Schwadronen Dragoner und verschwand dann im eiligsten Laufe in der Nacht.

Als auf diese Art alle Gefahr abgewendet war, so kehrten Offiziere und Soldaten eilig zu dem Fuchsbau zurück, und da mittlerweile aus dem Innern desselben die tapfern Freiwilligen heraus gekommen waren, welche erzählten, daß Alles leer sei und daß das Innere des Berges auf das Passendste mit schönen Ge-

mächern und langen Gängen versehen sei, so schickte man eilig einige Reitende mit dieser frohen Botschaft an den Regenten Nußknacker ab, der auch wenige Zeit darauf auf seinem Kameel mit einiger Reiterei erschien. Ihm folgte die Prinzessin in ihrem Wagen, sowie der ganze Troß und Alles fiel, bei dem Fuchsbau angekommen, einander vor Freuden in die Arme, daß nun alle Noth vorüber sei und man eine so stattliche Residenz erobert habe.

Der Regent ließ die Freiwilligen vortreten und in Betreff der außerordentlichen Verdienste, die sie in dieser Nacht dem Staate geleistet, ließ er sich herab, sie eigenmündig zu loben, sämmtliche Offiziere aber, diejenigen mit eingerechnet, die davon gelaufen waren, wurden zu Rittern des neu zu errichtenden Ordens ernannt, dessen Großkreuz sich der Edle von Nußknacker natürlicher Weise selbst ertheilte.

Der Knabe, der an dem glücklichen Erfolg in dieser Nacht eigentlich das Meiste beigetragen hatte, wunderte sich sehr, von dem Regenten Nußknacker kein Lob zu erhalten, und war nicht wenig erstaunt, als ihm befohlen wurde, seinen Prügel bei Seite zu legen, — eine Behandlungsweise, die ihn sehr schmerzte. Doch fühlte er sich einigermaßen dadurch getröstet, daß ihm die kleine Dame mit ihrem freundlichen Gesichtchen zunickte; auch glaubte er zu bemerken, daß ihr Blick nicht mehr so heiter sei, wie früher, und es schien ihm, als sei ihr Auge mit Thränen angefüllt und als seufzte sie tief auf. Der Regent kletterte von seinem Kameel herab und befahl den Fuhrleuten, die mit Kisten und Kasten auf ihren Wagen da standen, in die Höhle hinein zu fahren, die Handwerker mußten folgen, um, so gut es die Zeit erlaubte, das Innere für die Prinzessin einzurichten. Mit einer unglaublichen Schnelligkeit arbeiteten die kleinen Männer und man hörte sie hämmern und sägen, daß es eine Freude war. Die Soldaten mußten ebenfalls helfen, die Gänge, die in das Innere des Baues führten, zu reinigen und sie

eben und fahrbar zu machen. Auch wurden zahlreiche Schildwachen ausgesucht, die sich vor allen Oeffnungen aufpflanzen mußten, und als dies besorgt war, befahl der Regent, Alles solle hinabziehen, worauf er selbst sein Kameel wieder bestieg und vor den Wagen der Prinzessin ritt.

Der arme Knabe, der alle diese Anstalten mit ansah, merkte wohl, daß er hier zurückbleiben müsse, weßhalb er sich betrübt dem Wagen näherte und zu der kleinen hübschen Dame sagte: „ach, schönste Prinzessin, was soll denn aus mir werden? wollt ihr mich zurück lassen, allein hier auf der Erde und in der Nacht, die mich vor Kälte tödten wird, sobald du entschwunden bist, du, deren guter, freundlicher Blick mich allein erwärmte."

Bei diesen Worten wandte sich der Regent auf seinem Kameel herum und sagte dem Knaben in ziemlich hochmüthigem Tone: „im Namen des Reichs danken Wir dir für den Dienst, den du Uns erwiesen. Du hast deine Schuldigkeit gethan und Wir bleiben dir wohl gewogen Zeit Unseres Lebens."

Der Knabe, der nicht auf den Regenten sah, bemerkte, wie bei diesen Worten das Gesicht der kleinen Dame noch trauriger wurde als früher und sah, daß wirklich große Thränen ihren Wangen entströmten. Sie reichte ihm ihre kleine weiße Hand und sagte leise: „ach, mein lieber Freund, ich werde dich gewiß wieder sehen;" worauf der edle Nußknacker ein Zeichen mit seiner Hand gab, die Pferde zogen an und blitzschnell verschwand der Wagen im Innern der Höhle. Darauf marschirten auch die Soldaten in gleichen Reihen hinten drein, zuerst die Infanterie, dann die Kavallerie, darauf folgten die Jäger und Jägerburschen und selbst die Rehe und Hirsche, die sich vor den Gewehren nicht zu fürchten schienen, eilten in den Bauch der Höhle hinab, und bald war Alles von der Erde verschwunden. Eine Zeitlang hörte man noch das Rasseln der Wagen, den gleichmäßigen Tritt der Soldaten, der immer ent-

fernter klang und immer dumpfer und dumpfer wurde, und endlich war Alles still.

Erstaunt sah der Knabe um sich und bemerkte jetzt erst, mit welch' durchdringender Kälte der Morgen herannahe, und zitternd vor Frost schaute er betrübt auf der weiten Haide umher. Was sollte er machen? Obgleich ihm die ganze Begebenheit dieser Nacht so wunderbar vorkam, daß er geneigt war, sie für einen schönen Traum zu halten, so war er doch anderer Seits zu sehr von der Wirklichkeit des Erlebten überzeugt, um nicht fürchten zu müssen, bei seiner Zurückkunft von der bösen Frau des Hauses und den Kindern arg mißhandelt zu werden, da man ihn wahrscheinlich für einen Dieb halten würde, der alle diese Sachen gestohlen und fortgeschleppt.

Leider hatte er nur zu richtig geahnet. Als nämlich kaum der Tag graute, stand die böse Frau im Hause von ihrem Lager auf und ging in die Bodenkammer, wo der arme Gustav gewöhnlich schlief, um ihn zu erwecken, damit er ihr Wasser hole und das Feuer anmache. Doch sie war nicht wenig erstaunt, das Lager leer zu finden. „Ei, ei," dachte sie, „ist der einmal fleißig geworden; wird wahrscheinlich schon an den Brunnen gegangen sein, um sich da zu waschen." Sie stieg die Treppen wieder hinab und sah in den Hof, doch da war kein Knabe zu sehen noch zu hören. Noch eine kleine Weile wartete sie auf ihn, dann schüttelte sie zornig den Kopf und suchte sich einen Stock hervor, womit sie ihn tüchtig schlagen wolle, wenn er zurück käme. Da er aber auch nach einer kleinen Weile noch nicht kam, ging sie nach dem Zimmer, wo der Weihnachtsbaum und die schönen Sachen alle standen, um dort selbst Feuer anzumachen. Doch wer beschreibt ihren Schrecken, als sie hereintrat und von all' den schönen Spielsachen, die sie gestern eingekauft und aufgestellt hatte, auch nicht eine Spur mehr fand. Anfänglich glaubte sie, sie sähe nicht recht, weßhalb sie die Fenster

weit aufriß. Doch das half nichts, Alles war und blieb verschwunden.

Jetzt eilte sie zu ihrem Manne hin, der, von ihrem Geschrei erschreckt, in die Kleider fuhr und schnell nach dem Zimmer eilte, wo er aber ebenso wenig sah, wie seine Frau. Auch die Kinder wurden von dem Lärmen wach, liefen den Eltern nach, und wenn sie auch der große Tannenbaum nicht wenig freute, so fingen sie doch laut an zu heulen und zu schreien, als ihnen die Frau Mama von den schönen Spielsachen sprach, die der Christ in dieser Nacht gebracht und die nun alle verschwunden wären.

Im ersten Augenblick dieses Schreckens hatte die Frau vergessen, daß der arme Gustav noch immer nicht da sei. Doch jetzt dachte sie plötzlich daran und rief laut aus: er hätte die Sachen gestohlen und Gott weiß wohin gebracht. Auch dem Manne, als er gehört, daß der Knabe fort sei, schien diese Beschuldigung sehr gegründet, und die Kinder schrieen und jammerten und versicherten, daß Niemand anders im Stande sei, so etwas zu thun, als der Gustav.

Sogleich machte man Anstalten, ihn zu verfolgen und wieder einzuholen, und die Bedienten und Mägde wurden zu seiner Verfolgung alle in die Stadt hinausgesandt, und selbst der Herr des Hauses machte Anstalten, den Knaben ebenfalls suchen zu helfen. Die Kinder, nachdem sie sich satt geschrieen und geweint, suchten überall unter dem Moos, das den Tannenbaum umgab, und endlich hatte eins eine sonderbare Gestalt gefunden, die es hervorzog und den Andern zeigte. Es war ein kleines Ding, das keine Arme und Beine hatte, wohl aber ein rothes Gesicht wie ein Mensch und in demselben ein großes Maul und kleine grüne Augen. Die Kinder besahen es, stellten es vor sich hin und ergötzten sich nicht wenig, als sie sahen, daß sich das Ding auf den Kopf stellte und mit den Beinen oben hin und her wackelte. Als der Vater aber sah, daß von der ganzen Weihnachtsbescheerung nichts übrig ge-

blieben war, wie dieser einzige garstige Purzelmann, ward er so zornig, daß er ihn in die Hand nahm und zerbrechen wollte. Ach, hätte er es nur gethan, so wäre es weit besser gewesen. Aber die Kinder baten so inständig, er möchte den armen Kerl nichts zu Leide thun, daß er ihm nicht den Kragen umdrehte, sondern ihn ohne Absicht in seine Tasche gleiten ließ. Hierauf nahm er seinen Hut und Stock und eilte vor das Haus, um ebenfalls nach dem fortgelaufenen Knaben zu suchen.

Unterdessen war es Tag geworden, so daß man alle Gegenstände erkennen konnte. Wenige Schritte vor dem Hause auf dem Boden bemerkte er etwas Glänzendes. Er hob es auf und sah mit Erstaunen, daß es ein Offizier der Zinnsoldaten war, dem aber der Kopf jämmerlich auf einer Seite herabhing. „Aha," dachte er, „hier werde ich auf der rechten Spur sein," und leider war es auch, als führe ihn eine unsichtbare Macht, denn er folgte genau allen Straßen, die das kleine Volk heute Nacht gegangen war, kam auf die Haide hinaus und sah bald den armen Knaben, wie er auf dem Fuchsbau lag und vor Kälte eingeschlafen war.

Unsanft rüttelte er ihn empor und den Schrecken Gustavs kann man sich leicht denken. Es half ihm nichts, daß er auf seine Knie niederfiel und um Erbarmen und Schonung flehte, sondern der Vater nahm den Stock, womit der Knabe heute Nacht auf den Fuchs geschlagen, und prügelte ihn weidlich damit durch, wobei er immerfort rief: er solle gestehen, wohin er alle die schönen Spielsachen gebracht habe. Umsonst versicherte der Knabe: er habe sie nicht mitgenommen, — und das log er nicht, denn sie waren ja von selbst gegangen — der Vater behauptete, er sei ein schlechter Dieb und zerrte ihn am Kragen mit nach Hause, wo ihn die Stiefmutter mit einer zweiten Tracht Prügel empfing, ihn darauf in ein dunkles Kellerloch sperrte, wo er so lange sollte sitzen bleiben, bis er gestände, was aus den schönen Spielsachen allen geworden sei.

Als der Vater wieder ruhiger geworden war, verlangten die

Kinder, er solle ihnen das Purzelmännchen, das er vorhin in die Tasche gesteckt, wieder geben; aber vergebens suchte er überall nach, es war nicht mehr zu finden. Doch da er glaubte, er habe es auf dem Platz, wo er den Knaben gefunden, verloren, so schickte er die Kinder dorthin, daß sie den kleinen garstigen Kerl suchen möchten. Nach einiger Zeit kehrten sie aber zurück, ohne ihn gefunden zu haben. Doch brachten sie eine ganze Menge Zinnsoldaten mit, die, wie sie erzählten, an verschiedenen kleinen Oeffnungen des Hügels gelegen hätten. Jetzt ward es der bösen Stiefmutter klar, daß der Knabe das sämmtliche Spielzeug gestohlen und mitgenommen habe, und sie drang mit Schlägen und Scheltworten in ihn, damit er die Wahrheit gestehen solle. Ach, das Kellerloch, in welchem der arme Gustav gefangen saß, war entsetzlich dumpf und schauerlich. Obgleich es ihm recht lieb gewesen wäre, wenn man den Regenten Nußknacker und die ganze übrige Sippschaft wieder bekommen hätte, so mußte er dagegen bittere Thränen weinen, wenn er sich vorstellte, daß man auch die arme kleine Dame zurückbringen würde, ohne das freundliche Lächeln mit dem sie ihn angeschaut, nachdem sie lebendig geworden, und wenn er bedachte, daß die unartigen Kinder des Hauses sie hin und her werfen, ihr schönes, allerliebstes Gesichtchen zerbrechen und das herrliche weiße Seidenkleid beschmutzen würden. Endlich aber verfiel er auf einen Ausweg. Er gestand der bösen Stiefmutter, daß er wohl wisse, wo die Spielsachen hingekommen seien, und daß er sie wieder holen würde, wenn man ihn allein gehen ließe; wolle man das aber nicht thun, so würde er sich eher todt schlagen lassen, ehe er ferner das Geringste sage. Dabei hatte er die Hoffnung, er könnte vielleicht eines der Löcher, die in den Fuchsbau hineinführten, erweitern und selbst nachkriechen, um den Regenten Nußknacker und das ganze Volk gefangen zu nehmen. Doch nahm er sich fest vor, die kleine weiße Dame nicht zurückzubringen, sondern sie lieber für immer in dem Erdpalaste zu lassen, als sie in die Hand der bösen Menschen zu geben.

Als die Stiefmutter sah, daß nichts mit ihm anzufangen sei, ließ sie dem armen Knaben seinen Willen und er ging mit einem kleinen Spaten hinaus auf die Haide, um dort sogleich seine Arbeit auch anzufangen. Doch wer beschreibt sein Erstaunen und seinen Schrecken, als er sah, daß vor dem Fuchsbau ein Jäger stand und um ihn herum mehrere kleine Hunde, die sich bemühten, in die Oeffnungen des Fuchsbaues hineinzukriechen. Der Jäger, schon ein alter Mann, hatte ein sehr freundliches, ehrwürdiges Gesicht, und bot dem Knaben einen guten Morgen, worauf dieser seine Hand ergriff und ihn um Gotteswillen bat, die Hunde nicht in den Berg hinein zu lassen. Der Jäger sagte darauf lächelnd zu dem Knaben: er könne ihm nicht gut seinen Willen thun, indem sich in dem Baue ein mächtiger Fuchs befände, der im Wald schon sehr vielen Schaden gethan und dessen man wunderbarer Weise nie habe habhaft werden können. Der alte Mann erzählte das aber so freundlich und erregte überhaupt in dem Knaben ein solches Zutrauen, daß dieser ihm mit wenigen Worten die sonderbare Begebenheit der vergangenen Nacht erzählte. Der Jäger horchte aufmerksam zu und wurde sichtlich gerührt, als ihm der Knabe in seiner Unschuld sagte, wie er in der Nacht den heiligen Christ habe ansprechen wollen, daß er ihm doch auch möge einmal ein kleines Geschenk mitbringen. Zwar schüttelte er anfänglich bei der Erzählung von den wandernden Spielsachen den Kopf; doch der Knabe versicherte die Wahrheit derselben so hoch und theuer, daß der Jäger nicht wußte, was er denken sollte, sich aber, durch die Bitten des Knaben bewogen, nach seinen Hunden umsah, um sie von dem Fuchsbau abzuhalten.

Doch es war zu spät, sie waren schon zu den Oeffnungen hineingedrungen und man hörte sie im Innern der Höhle tüchtig knurren und bellen.

„Ach," rief der Knabe, „jetzt ist Alles, Alles verloren. Sie werden die arme schöne kleine Dame in dem weißen Seidenkleid

todt beißen, jene arme liebe kleine Dame, die mir so freundlich ihre Hand gab; und sie, die sich so gefürchtet hat, von den Händen der Kinder beschmutzt zu werden, wird jetzt von den Hunden zerrissen."

Der alte Mann, durch den Jammer des Knaben gerührt, nahm eine kleine silberne Pfeife aus seinem Gürtel, und nachdem er seine Hunde einige Mal bei ihrem Namen gerufen, pfiff er dreimal, um sie zum schleunigen Zurückkommen zu bewegen. Jetzt wurde das Bellen und Lärmen der Hunde in dem Fuchsbau immer heftiger, und man konnte deutlich hören, daß sie etwas vor sich hatten, womit sie sich tüchtig herum balgten. Aber dennoch kamen sie immer näher an die Oberfläche der Erde und jetzt kroch einer der Hunde aus der Oeffnung hervor, und wer beschreibt das Erstaunen des Knaben, als er in der Figur, die er nach sich schleppte, den tapfern Regenten von Nußknacker erkannte, der aber mit seinen unförmlichen Gliedmaßen und dem dicken Kopfe regungslos auf dem Sande liegen blieb. Gustav sprang hinzu, hob ihn empor und zeigte ihn dem Jäger. Ach, es war keine Spur von Leben mehr in ihm zu entdecken. Der Zopf hinten stand ihm ungewöhnlich in die Höhe, seine Kinnladen waren auf einander gepreßt und als der Knabe sie öffnen wollte, fand er, daß das Gelenk derselben zerbrochen und unbrauchbar war.

So unfreundlich auch der Regent den armen Gustav behandelt hatte, so hätte ihm dieser dennoch eine Thräne des Mitleids geweiht, wenn er nicht plötzlich bedacht, daß der schändliche Nußknacker die arme Prinzessin verlassen habe und daß diese nun wahrscheinlich auch getödtet wäre. Jetzt kroch ein Hund nach dem andern hervor und seltsamer Weise schleppte jeder eine Menge der verschwundenen Spielsachen herbei. Der eine hatte einen ganzen Haufen Zinnsoldaten zusammengescharrt und die armen Kerls lagen da, steif und starr, das Gewehr im Arm, die Bärenmütze auf dem Kopf und rührten sich nicht. Ein anderer hatte ein Pferd beim Hals gefaßt und schleppte so den ganzen Zug des Fuhrmanns

sammt Wagen und Allem, was darauf war, hervor. Ein dritter zerrte eine ganze Menge harmloser Spaziergänger hervor, kurz, die Hunde brachten nach und nach die sämmtlichen Spielsachen, und der Knabe fürchtete jeden Augenblick, daß auch die arme kleine Dame erscheinen würde, zerzaust und häßlich zugerichtet, wie alle übrigen Sachen. Doch sie kam immer noch nicht zum Vorschein. Jetzt erschien auch der letzte Hund in einer der Oeffnungen und Gustav fürchtete schon, er werde die arme Prinzessin heranschleifen, aber an ihrer Statt hatte er eine kleine Figur in seinem Maul, die ihm der Knabe hastig abnahm, denn sie sah gerade aus, wie der kleine boshafte Kerl, der sich heute Nacht so trotzig vor ihm auf den Kopf gestellt hatte. Ach, dachte Gustav bei sich, das ist ja der böse Zauberer, der ist gewiß Schuld daran, daß man mich hier aufgefunden hat, und auch, daß alle die armen Figuren wieder todt und starr geworden sind, und von einem plötzlichen Zorn übermeistert, riß er ihm seinen rothen Kopf herunter und warf ihn weit weg. Da schien es, als zucken alle die Figuren, die todt am Boden lagen, noch einmal ein wenig empor, ja, der Edle von Nußknacker machte einen vergeblichen Versuch, seine großen Kinnladen zu öffnen, aber der Lebensfunke war aus ihnen gewichen und alle blieben starr und todt.

Jetzt raffte der Knabe alle die Spielsachen zusammen und that sie in ein Tuch hinein, das er mitgebracht hatte. Der Jäger scharrte die Oeffnungen des Fuchsbaues nach allen Seiten hin zu und machte mit seinem Hirschfänger ein sonderbares Zeichen davor, was, wie er sagte, alle Thiere abhalten werde, je wieder da hinein zu kriechen, „damit," setzte er lächelnd hinzu, „deine arme kleine Prinzessin in ihrem Schlafe nicht gestört werde."

Dem alten Manne hatte die Theilnahme gefallen, die der Kleine an den leblosen Figuren genommen, überhaupt schien er an dem offenen freundlichen Wesen des Knaben seine Freude zu haben und er ging mit ihm in die Stadt hinein bis in das Haus des

Kaufmanns, wo die böse Frau beim Anblick der verdorbenen Spielsachen gleich wieder mit Scheltworten und Schlägen über Gustav herfallen wollte. Doch der Jäger verwies ihr mit rauhen Worten ihre Heftigkeit, worüber sie sich sehr erzürnte und ihn fragte, was er sich in fremde Sachen zu mischen habe, die ihn nichts angingen. Als aber der Jäger hierauf erwiderte, er sei der Förster aus dem benachbarten Walde und er wolle den Knaben mit sich nehmen, um ihn auch zu einem tüchtigen Jäger zu erziehen, wurde das böse Weib freundlicher, und da sie bedachte, daß sie auf eine bessere Art des Knaben nie los werden könne, überredete sie ihren Mann und Beide willigten zur großen Freude Gustavs ein, der den alten freundlichen Jäger in kurzer Zeit sehr lieb gewonnen hatte.

Sogleich gingen sie mit einander fort, und als sie draußen auf der Haide zu dem Fuchsbau kamen, blieb der Knabe noch einen Augenblick stehen, faltete seine Hände und schaute den Hügel an, wehmüthig und traurig, wie man ein Grab betrachtet; ach, für ihn war es ja auch ein Grab, denn dort unten lag die schöne kleine Dame, in ihrem weißen Seidenkleid mit dem kleinen freundlichen Gesichtchen und war vielleicht wieder kalt und todt geworden, wie alle übrigen Figuren, vielleicht aber schlief sie auch nur und träumte. Jetzt nahm der alte Jäger den Knaben bei der Hand und Beide schritten rüstig über die Haide fort dem Walde zu. Unterwegs aber mußte Gustav nochmals die Geschichte der vergangenen Nacht erzählen, und der Alte, der Anfangs nicht recht geglaubt hatte, was ihm der Knabe über die wandernden Spielsachen erzählt, schüttelte den Kopf und sagte: „Mein Kind, du hast ein empfängliches Gemüth für die Dinge, die die Phantasie eines gewöhnlichen Menschen unberührt lassen; für dich wird deßhalb der Wald ein aufgeschlagenes Buch sein und du wirst aus dem Rauschen der Blätter, aus dem Dufte der Nachtviolen, aus dem Rieseln der Bergwasser und aus so manch tausend andern Sachen des Schönen

und Seltsamen viel verstehen und erkennen lernen. O der Wald ist so schön, so heilig schön!"

So gelangten sie endlich, als die Sonne Nachmittags abwärts zu steigen begann, an das Haus des Försters, das auf einem Hügel mitten im Walde lag. Ach, wenn auch der Winter die armen Bäume ihres schönen Schmuckes beraubt hatte, und sie mit ihren nackten Aesten traurig dastanden und vor Frost zitterten, so fand es der Knabe doch unter ihnen viel schöner und herrlicher, als früher zwischen den dunkeln Häusern der Stadt. Hier im Walde war der Boden mit weißem Schnee bedeckt, aus dem nur kleine schwarze Sträucher und Moose, denen Bruder Wind auf ihre Bitte den Schnee von den Blättern abgekehrt, neugierig empor schauten. Die Aeste der großen Bäume, besonders der Tannen, waren von dem Schnee beschwert und hingen tief herab, und doch sah man unter ihnen hinweg weit, weit in den Wald hinein. Wie dort die Rehe so lustig hin und her sprangen und zuweilen ein starker, stattlicher Hirsch, nachdem er eine Zeit lang stehen geblieben war, um auf die knarrenden Fußtritte der näher Kommenden zu horchen, jetzt auf einmal mit ein paar großen Sätzen verschwand.

Langsam sank die Sonne hinab und warf ihre rothglühenden Strahlen mächtig in den Wald hinein, so daß die eine Seite der Bäume wie vergoldet aussah. Aus den Thälern empor stieg ein feiner blauer Duft, der sich immer dunkler und grauer färbte, und als die beiden Wanderer nahe bei dem Jägerhause waren, waren die Nebel schon ganz dunkel und nächtlich geworden, und zwischen ihnen durch schimmerte wie ein leitender Stern ein Licht in den Wald hinaus, das der Jäger dem Knaben mit den Worten zeigte, daß sie dort, wo es glänze, wohnen würden. Als sie näher kamen, fingen große Hunde laut an zu bellen und sprangen den Ankommenden lustig entgegen. Eine alte Frau, die Schwester des Jägers, öffnete die Thüre und als ihr der Bruder die Geschichte des Knaben erzählte, wie er ihn aus den Händen der bösen Frau fortge-

nommen, strich sie ihm freundlich die Haare aus dem Gesicht und hieß ihn herzlich willkommen. Ach, dem armen Gustav war es noch nie so wohl und heimlich gewesen, wie heute Abend im Jägerhause. Er durfte sich um das hell lodernde Feuer setzen, und statt der Scheltworte, die er früher immer erhalten, gab ihm der Jäger auf seine kindlichen Fragen freundlich Bescheid und plauderte mit ihm; selbst die großen Hunde kamen an ihn heran, legten ihre Köpfe zutraulich auf seine Knie und sahen ihn so treuherzig mit den großen glänzenden Augen an.

Als es darauf Zeit zum Schlafengehen wurde, wies man ihn nicht, wie in dem Hause des Kaufmanns, unter das Dach auf einen elenden Strohsack, sondern die Schwester des Jägers machte ihm in einem netten Kämmerchen ein kleines Bett zurecht, wo er die Nacht schlafen konnte, und darauf wünschte sie ihm eine gute Nacht, was ihm in seinem Leben zum ersten Mal widerfahren war, und er entschlief sanft und ruhig.

Wohl keine Nacht hatte er so gut geschlafen, wie diese, und er träumte von allerhand schönen Sachen und zuweilen erschien ihm auch im Traume der Regent Nußknacker, grinste mit den Zähnen gegen ihn und sagte hohnlachend: „Siehst du, wir werden freilich jetzt von den Händen der bösen Kinder zerrissen, aber die gnädige Prinzessin ruht tief im Berge und du wirst sie auch nicht mehr zu sehen bekommen. Ha, ha, ha!“ Ach, das machte den Knaben sehr traurig und er fühlte im Schlaf, wie ihm die Thränen über das Gesicht hinabliefen; aber dann verschwand der Nußknacker plötzlich wieder und er sah die kleine Dame, auf den seidenen Polstern ihres Wagens liegend, den Kopf in die Hand gestützt und ruhig schlafend. Der Kutscher vorn auf dem Bock hatte ebenfalls seinen Kopf auf die Brust gelegt, und auch die Pferde standen da mit geschlossenen Augen.

Aber die Sonne des freundlichen Wintermorgens verscheuchte diese bunten Träume von dem Lager des Knaben, und er erwachte

froh und heiter. Bald rief ihm der Jäger und nahm ihn mit hinaus in den Wald, wo er ihn überall umher führte und ihm hier zeigte, wie die kleinen Bäumchen aus der Erde empor wachsen, und ihm dort auf dem Schnee die Spuren der verschiedenen Thiere erklärte, und ihm sagte, da sei der Edelhirsch gelaufen, das sei die Spur eines Rehes und dort sei der Meister Fuchs umher gesprungen, nachdem er wahrscheinlich ein Huhn oder gar ein junges Häslein getödtet. So aufmerksam der Knabe alle diese Lehren anhörte und sich merkte, so interessirte er sich doch am meisten für die Spuren des Fuchses und lernte sie am ehesten kennen; denn dabei dachte er immer der kleinen hübschen Dame, wie er sie vielleicht einmal wieder finden könne, da es doch wohl möglich sei, daß der alte Herr Fuchs seinen Bau aufsuchen und wieder zugänglich machen werde.

Der alte Jäger blieb sich in seiner Freundlichkeit gegen den Knaben immer gleich und lehrte ihn täglich etwas Neues, und es war dem Knaben nichts lieber, als wenn er im Walde umherschweifen konnte. Doch als nun erst der Frühling kam, als der Schnee verschwand und die Erde wieder grün und herrlich wurde, wie lieblich und angenehm ging ihm da erst das Leben auf. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er so zusah, wie die Knospen der Bäume anschwollen und immer dicker und dicker wurden, und wie darauf ein einziger warmer Wind sie aufküßte und die kleinen zarten Blätter hervorlockte, die, kaum von ihren Banden befreit, lustig anfingen zu wachsen, und bald die zarte Moosdecke des Bodens beschatteten. Da konnte er auch stundenlang freudig den kleinen Bäumen zuschauen, die eben erst aus der Erde aufstiegen, wie sie von Tag zu Tag wuchsen und stärker wurden. Und ihm selbst erging es gerade so, auch er wurde unter der Pflege des Jägers und in der frischen Luft des Waldes allmälig groß und stark. Wochen und Monate vergingen und schon mehrmals war der Weihnachtstag wieder gekommen und allemal,

wenn die Zeit heran kam, dachte Gustav lebhafter als sonst an jene Christnacht, wo er mit den Spielsachen ausgezogen war. Zuweilen besuchte er auch das Haus des Kaufmanns in der Stadt, und auf dem Wege dahin spähte er sorgsam umher nach dem Fuchsbau, in welchem die kleine schöne Dame schlief, aber so genau er sich auch aus jener Zeit her Alles erinnerte, so bemühte er sich doch vergebens, den Platz wieder zu finden, wo der tapfere Regent Nußknacker von seinem Kameel gestiegen war und wo der ganze Hofstaat in das innere des Berges gezogen. Deßhalb ging er auch nicht gern den Weg zur Stadt, und da er auch dort im Hause des Kaufmanns eben nicht sehr freundlich aufgenommen wurde, so blieb er lieber daheim in seinen Wäldern, bei seinen Hunden, die ihn alle herzlich liebten. Das Einzige, was er noch aus der damaligen Zeit her bewahrte, war der kleine Ring, den ihm die Prinzessin geschenkt und den er hoch in Ehren hielt. Er trug ihn an einem kleinen Schnürchen am Hals und ließ ihn nicht von sich.

Unterdessen war Gustav sechszehn Jahre alt geworden und hatte sich zu einem geschickten Jäger ausgebildet. Da sein Pflegevater, der Förster, alt und kränklich wurde, so blieb dieser häufig zu Hause, und Gustav zog alsdann mit den Hunden allein in den Wald, das stattliche Gewehr auf der Schulter und den scharfen glänzenden Hirschfänger an der Seite.

So schlenderte er auch eines Tages unter den Bäumen daher, und wie ihm dies öfters geschah, war's ihm nicht darum zu thun, ein Wild zu erlegen. Vielmehr ließ er die Hirsche und Rehe ungestört neben sich herspringen und war in tiefe Träumereien versunken, bei denen die kleine Dame mit dem weißen Seidenkleide eine große Rolle spielte. So ging er langsam durch den Wald und kam auf eine Anhöhe, wo die Bäume nicht so dicht standen und wo man weit hinausschauen konnte in das Land. Da sah der Jüngling unter einer der stärksten Eichen einen alten Mann sitzen, der hatte neben sich einige Stücke schneeweißes Tannen- und Lin-

denholz liegen, woraus er mit seinem Messer allerhand Sachen und Figuren schnitzte. Da hatte er Löffel, Gabeln, kleine Thiere und menschliche Figuren, und Alles war so hübsch gemacht, als man es nur sehen konnte. Der Jäger trat näher, und nachdem er dem alten Mann einen guten Morgen geboten, den dieser freundlich erwiderte, ließ er sich mit ihm in ein Gespräch ein.

„Ei," sagte Gustav, „Ihr schnitzt da allerlei schöne Sachen, die Ihr später dann in die Stadt zum Verkauf bringt?"

„Ja wohl," entgegnete der alte Mann, „ich arbeite hier im Freien, in der schönen Natur, denn das ist doch die prachtvollste und zugleich wohlfeilste Werkstatt, die es gibt. Auch kostet mich mein Unterhalt nicht viel,.denn das Wasser läuft dort neben mir den Berg hinab und murmelt mir im Vorbeilaufen zu: he, Alter, trink mich. Und dann die rothen und schwarzen Beeren an den Sträuchern nicken mit ihren Köpfchen und laden mich ein, daß ich sie speisen soll. Kommt dann der Abend, so zieh ich meinen Mantel über den Kopf, lege mich in's Moos und schlafe in Gottes Namen ein."

„Aber," entgegnete der Jäger, „wirft denn die kunstvolle Arbeit, die Ihr da macht, so wenig ab, daß Ihr ein so kümmerliches Leben dabei führen müßt?"

„Ach, mein lieber Jäger," sagte der Holzschnitzer, „es gibt so viele Leute, die auch so schöne Sachen, wie Ihr es nennt, und noch schönere machen, daß Keiner etwas damit verdient; denn Einer verkauft sie immer wohlfeiler als der Andere. Ja, wenn man dabei Glück hätte, wenn es mir z. B. gelänge von dem Holze des Elfenbaums zu bekommen, da könnte man wohl etwas Rechts verdienen, aber den Baum findet man selten, und wer ihn findet, weiß ihn gewöhnlich nicht einmal zu gebrauchen."

„Ei," sagte der Jäger, „Elfenbaum? der Name ist mir noch nie vorgekommen, und obgleich ich so ziemlich alle Bäume und

Sträucher des Waldes kenne, so habe ich doch von dem noch nie etwas gehört.

„Das will ich wohl glauben," lachte der alte Mann, „alle Leute sind nicht so dumm, und plaudern Alles aus, wie ich. Doch Ihr habt mir ein so harmloses offenes Gesicht, daß es mir gerade schien, als spräche ich zum blauen Himmel hinauf, und da ist mir das Wort entfahren, vergeßt's."

Dem jungen Jäger aber war bei Nennung des wunderbaren Baumes auf einmal plötzlich ein Blitz durch die Seele gefahren und hatte dort seltsame Wünsche und Gedanken beleuchtet, von denen er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte. Aber er war so begierig, etwas Näheres von dem Elfenbaum zu erfahren, daß er nicht abließ, in den alten Mann zu dringen, bis dieser ihm lachend sagte: „Nun, nun, Ihr seid mir ein recht neugieriges Blut. Doch da Ihr so ehrlich und offen ausseht und auch nicht zu meinem Handwerk gehört, so kann ich Euch schon mittheilen, was ich von dem Elfenbaum weiß. Nur müßt Ihr mir versprechen," fügte der Holzschnitzer lachend hinzu, „daß, wenn Ihr einmal so glücklich sein solltet, einen solchen Baum zu finden — was gerade nicht unmöglich wäre, denn die Jäger, wenn sie so in Nacht und Nebel zwischen den Bergen umherschweifen, sehen und hören allerlei — ich auch von dem Holz etwas bekomme."

Nachdem Gustav dem Holzschnitzer dies versprochen, nahm dieser ein neues Stück Holz, und während er begann, einen Löffel daraus zu schneiden, erzählte er dem Jäger wie folgt.

„Ihr werdet recht wohl wissen, daß außer uns Menschen noch eine große Menge anderer Geschöpfe auf und unter der Erde leben, die wie wir aussehen, und die, obgleich sie kleinere und theilweise auch elendere Gliedmaßen haben, doch geistiger viel mächtiger sind und manches thun und treiben, das auch die Menschen gern nachmachen möchten, was ihnen aber mit ihrem plumpen Körper nicht gelingt. Zu diesen Wesen gehören nun, um von

Unten anzufangen, die Alraunen, ein böses, garstiges Volk," setzte er mit leiser Stimme hinzu, indem er sich besorglich umsah; „frecher, gemeiner Pöbel ist das, welche den Menschen und Thieren, wo sie nur können, Schaden zufügen. Diese Alraunen heißen auch Wurzelmänner, denn sie sehen aus wie ein schwarzer Rettich, der unten gespalten ist, und haben grünes Haar, das ihnen wie Kraut oben hinauswächst. Nach ihnen kommen die Kobolde, kleine, krumme und buckligte Kerls, mit denen aber schon besser auszukommen ist, denn obgleich auch diese boshaft und schlecht sind, so kommt es doch zuweilen vor, daß sie zu irgend einem Menschen Neigung fassen und ihm von Zeit zu Zeit helfen. Auf diese folgen die Zwerge, ein recht gutes, braves Volk, das aber sehr muthwillig ist und deßhalb Menschen und Vieh zuweilen aus bloßem Uebermuthe plagt. Die beste, edelste und schönste Classe von diesen Wesen aber sind die Elfen, die weder Muthwillen noch Falsch in ihrem Herzen haben und die harmlos in der Nacht auf duftenden Kräutern und Waldblumen umherschweben und das Menschenherz, das sie hört, durch den wunderbarsten Gesang erfreuen und erquicken. Von den Zwergen und Kobolden halten sie sich entfernt, ohne sich zu fürchten; denn wenn die Letztern ihnen auch an Kraft überlegen sind, so sind dagegen die Zauberkünste der Elfen weit mächtiger und gewaltiger. Trotzdem aber die Elfen viel schöner und besser als die Menschen sind, so kommt es doch häufig vor, daß ein Elfenkind einen Menschen lieb gewinnt und ihm in heitern Sommernächten erscheint, um freundlich mit ihm zu kosen und zu scherzen. Doch dauert solch' ein Spiel nicht lange; denn entweder verläßt der Mensch treulos die arme Elfe, oder sie muß ihn verlassen, um sich der grausamen Strafe zu unterwerfen, die über sie verhängt wird, weil sie einen Sterblichen liebte. Alsdann wird sie nämlich auf hundert Jahre in einen Baum verwandelt und muß aus diesem ihrem Kerker zusehen, wie ihre Schwestern lustig um

sie herum tanzen, und wenn diese bei rauhem stürmischem Wetter in ihre Krystallpaläste schlüpfen, muß sie droben bleiben, und Wind und Eis spielen grausam mit ihren zarten Gliedern, die doch nur für warme Sommerluft und Mondschein gemacht sind. Auf den unwegsamsten Felsen und Pfaden oder in tiefen Abgründen steht dieser Baum, und rings herum hat Alles einen Zauber angenommen, so daß der Mensch, der von ungefähr in diese Gegend kommt, ihn doch nur in höchst seltenen Fällen entdeckt, weil er wie im Kreise um ihn herumgeführt wird. Obendrein sieht der Elfenbaum wie eine gewöhnliche Tanne aus und so kann man hundertmal vorbeigehen, ohne ihn zu bemerken. Wer aber dagegen das Glück hat, durch Zufall einen solchen Baum zu erlangen, der könnte sich auch sein Leben lang glücklich preisen; denn seht, Herr Jäger, ich muß mich hier abplagen, um aus meinem Holze die Sachen heraus zu schnitzen, aber wenn man das Holz des Elfenbaumes hat, braucht man nur ungefähr einen Wunsch auszusprechen, was unter dem Messer hervorkommen soll, sei es ein Thier oder Mensch, oder, was es immer will, so ist es im nächsten Augenblicke fertig, und von der wunderbarsten Arbeit. Und was noch mehr ist," setzte er mit leiserer Stimme hinzu, „die Figuren aus diesem Holze werden in der Christnacht, sobald ein böser Zauber, der über ihnen ruht, vernichtet ist, lebendig, und wer es versteht, dem geben sie auf alle möglichen Fragen die richtige Antwort, z. B. sie zeigen an, wo Gold in der Erde ist, oder wo ein Schatz vergraben liegt, und dergleichen mehr."

Der junge Jäger hatte dieser Erzählung aufmerksam zugehört und man kann sich leicht denken, daß ihm plötzlich die schöne weiße Dame, sowie der Herr Nußknacker und die ganze kleine Gesellschaft ins Gedächtniß kam, und es schien ihm gar nicht unmöglich, daß sie aus dem Holze des Elfenbaums gemacht seien, den irgend einer aufgefunden, ohne es zu wissen. Eine Zeitlang bedachte er sich, ob er dem alten Holzschnitzer seine höchst merkwürdige Sache mit-

theilen sollte, doch da ihm dieser so viel Zutrauen bewiesen und ihm von dem Elfenbaum erzählt, was er gewußt, so hielt er's für seine Schuldigkeit, ihm auch seinerseits das mitzutheilen, was er in der Christnacht erlebt.

Wer aber beschreibt das Erstaunen des alten Mannes, als ihm Gustav die ganze Begebenheit erzählt, wie er den bösen Zauberer getödtet und wie die ganze Gesellschaft in die Welt hinausgezogen sei; wie er darauf mitgegangen wäre und geholfen hätte, den Fuchs zu verjagen, in dessen Höhle alsdann die ganze Gesellschaft eingezogen sei. Kurz, er erzählte ihm Alles auf's Genaueste, sprach am Ende die Vermuthung aus, daß die schöne kleine Dame im weißen Seidenkleid wahrscheinlich ruhig unter der Erde schlafe und vielleicht noch zu erlösen sei. Als er geendigt, sprang der alte Mann in die Höhe, jauchzte vor Freude laut auf, umarmte den jungen Jäger und versicherte ihm einmal über das andere, er sei ein wahres Glückskind und müsse mindestens noch regierender Herr des Landes werden.

Nachdem er so in seiner Freude eine Zeitlang fortgefahren hatte, setzte er sich wieder ruhig neben Gustav hin, legte plötzlich seinen Kopf auf die Hand und sagte, ernster werdend: „O weh! o weh! da habe ich alter Esel nicht bedacht, daß es wohl für immer unmöglich sein wird, die kleine junge Dame aus der Erde hervorzuholen und zu entzaubern, denn dazu bedürfen wir eines andern Elfenbaums, den wir Beide aber wahrscheinlich nie finden werden.“

Wie ein Donnerschlag traf dies Wort den armen Jäger, der schon im Geiste gesehen, wie die kleine Prinzessin aus der Erde hervorkam, wie sie immer größer und größer wurde und ohne zu wissen, wer ihm das gesagt, hatte er sie in den Arm genommen und auf den schönen rothen Mund geküßt — versteht sich, Alles in Gedanken. Ach, jetzt waren alle seine Träume dahin und er

hörte nur mit halbem Ohr, daß ihm der alte Mann erzählte, es seien eine Menge Tannenzapfen des Elfenbaums nöthig, der auf der Stelle, wo die kleine Dame in der Erde läge, gepflanzt werden müsse.

„Schon in der ersten Mitternacht," fuhr er fort, „treibt der Tannenzapfen ein ganz kleines Bäumchen in die Höhe, das aber von da an nicht größer wird, sondern nun beginnen die Wurzeln hinab in die Erde zu wachsen, immer tiefer hinab und dehnen sich gewaltig nach allen Seiten hin aus. Darauf würden sie das Lager umflechten, auf welchem die kleine Dame ruht und der Baum würde die ganze Kraft, die er nöthig hat, um hoch in die Wolken hinein zu wachsen, jetzt dagegen auf die Prinzessin ausströmen, die davon lebendig würde, und immer schöner und herrlicher, bis sie in der Größe wie die Menschen in außerordentlicher Schönheit erblühend aus dem Berge hervorgehen könnte. Gewiß," setzte der alte Mann hinzu, „würdest du darauf der glücklichste der Menschen; denn die Jungfrau würde mit der Schönheit der Elfen auch deren Treue, sowie die Erfahrenheit in allen möglichen geheimnißvollen Dingen vereinigen. Der Ring, den sie dir gegeben, und den du so treu bewahrt, hat sie allein geschützt, daß sie nicht ebenso wie der Regent Nußknacker und die andern Figuren ihr Leben wieder verlor und eben dieser Ring wird sie für ihr ganzes Leben an dich ketten."

Unterdessen war die Sonne untergegangen und es begann allmählig Nacht zu werden, weßhalb der Jäger aufstand, dem alten Manne traurig eine gute Nacht bot, indem er sagte: die Pflegeeltern erwarteten ihn zu Hause und seien unruhig, wenn er so spät aus dem Walde zurückkäme. Darauf verabredeten Beide, daß sie nach drei Tagen um dieselbe Stunde wieder auf dem Platz zusammentreffen wollten, um sich zu besprechen, wie und durch wessen Hülfe es wohl möglich sei, den Elfenbaum aufzufinden. Der alte Mann hatte mehr Muth, als Gustav und versuchte, ihm Hoffnung

einzusprechen. Doch dieser schüttelte traurig den Kopf und sagte, indem er fortging: „Ach, ich werde wohl Zeit meines Lebens betrübt in den Wäldern umher streifen müssen und werde wohl nimmermehr die schöne kleine Dame wiedersehen, die ich so herzlich und innig liebe.“

Jetzt trennten sie sich und der Jäger, der nicht bedacht hatte, daß er sehr weit von Haus entfernt sei, sah nun ein, daß er einen weiten Weg bis dahin zu machen habe, und daß es sehr spät werden würde. Es war das erste Mal, daß er sich so in der Nacht allein in den Wäldern befand, und wenn er auch vor Räubern und dergleichen keine Angst hatte, so kam er dagegen auf seinem Wege in ein kleines tiefes Thal, von dem die Leute behaupteten, daß es dort gar nicht geheuer sei. Es hieß, die Zwerge halten dort ihre Zusammenkünfte und wer ihnen von den Menschen in so nächtlicher Stunde begegnete, dem würde übel von ihnen mitgespielt. An diese Erzählung dachte der Jäger, während er so durch den Wald dahin schritt. Doch nahm er sein Gewehr fester in den Arm, dachte an die kleine junge Dame und fürchtete sich nicht. Als er schon ein gutes Stück Weges zurückgelegt hatte, begann der Mond langsam vor ihm aufzusteigen und glitzerte ihm so recht freundlich durch die grünen Zweige in's Gesicht. Auch er mußte in die helle Scheibe hinein schauen, er mochte wollen oder nicht. So kam er allmählig in die Gegend jenes Thals, wo die Zwerge hausen sollten, und bald sah er es dunkel vor sich liegen. Ohne Furcht stieg er rüstig hinab, und war schon fast ganz hindurchgeschritten, als er neben sich auf der Höhe der Thalwand die Schläge einer Axt zu vernehmen glaubte. Unwillkürlich hemmte der Jäger seinen Schritt und dachte bei sich: ei, wer wird hier in so später Nacht noch Holz schlagen, und plötzlich kam ihm der Gedanke, es möchten wohl Diebe sein, die die Stille der Nacht benützten, um den Wald und seinen Pflegevater zu bestehlen. Augenblicklich wandte er sich nach der Gegend hin, wo der Schall herkam, und

begann die Thalwände hinaufzuklettern. Doch wenn er auch anfänglich geglaubt hatte, hier müßten die Holzfrevler sein, so hörte er, als er oben angekommen war, den Klang der Axt wieder weiter entfernt. Ohne sich zu bedenken, folgte er abermals dem Geräusch und nachdem er eine geraume Zeit Berg auf- und abgeklettert war, hörte er, daß er dem Tone viel näher gekommen sei, doch als er glaubte, er könne jetzt nur noch einige Schritte von ihm entfernt sein, hörte er plötzlich auf, und dagegen fing ein höchst sonderbares Geschrei an, das mit dem heftigen Weinen eines Kindes viel Aehnlichkeit hatte. Rasch eilte der Jäger diesen neuen Tönen nach, trat jetzt auf einen kleinen freien Platz und blieb über das, was er hier sah, vor Erstaunen wie angefesselt stehen.

Auf der Mitte dieses Platzes nämlich war der Stumpf einer mittelgroßen Tanne zu sehen, deren Stamm und Krone abgehauen auf der Erde lag. Neben dem Stumpf aber befand sich ein kaum zwei Fuß hoher Zwerg, der eine kleine Axt in seinen Händen trug, womit er, wie es schien, die Tanne abgehauen hatte. Anfänglich befremdete es den Jäger nicht wenig, als er sah, daß der Zwerg unter dem eben beschriebenen Geschrei wie toll und unsinnig um den Stumpf herum sprang. Doch als er einige Schritte näher trat, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß der Bart des Zwerges, der fast so lang wie die ganze Figur war, fest geklemmt in dem Holze saß. Umsonst hatte der kleine Mann ihn mit beiden Händen erfaßt und versuchte es, ihn heraus zu reißen, und so oft er eine solch' vergebliche Anstrengung machte, schrie er laut auf und machte die seltsamsten Luftsprünge.

Nachdem der Jäger einige Augenblicke dem kleinen Manne zugesehen, näherte er sich und fragte ihn theilnehmend, wie er in diesen Zustand gekommen sei. Der Zwerg betrachtete ihn einen Augenblick mit seinen kleinen rothen Augen, stieß darauf eine Menge Verwünschungen aus und sagte dem Jäger: er solle nicht so dumm fragen, sondern ihn augenblicklich erlösen. Trotzdem ihm

der Kleine eine so unartige Antwort gab, war Gustav in seiner Gutmüthigkeit doch bereit, ihm zu helfen, und hob zu diesem Zweck einen großen Keil von der Erde, mit dem der Zwerg wahrscheinlich versucht hatte, den Baum zu spalten.

Kaum hatte der Jäger den Keil vom Boden aufgehoben, so schrie ihn der Zwerg schon wieder zornig an und sagte: „Willst du nicht etwas schneller machen, du fauler dummer Kerl! Ihr Menschenvolk seid doch zu gar nichts zu gebrauchen. Mach fort, oder ich will dir helfen!" Bei diesen letzten Worten hob der Zwerg eines seiner kleinen Beine auf und trat damit in höchster Wuth nach dem Jäger. Dieser, dem die erste unartige Antwort des Zwerges lächerlich vorgekommen war, erzürnte sich jetzt über die Frechheit des kleinen Dings und sagte ihm: „Höre, kleiner Wicht, wenn es auch bei euch Mode ist, Gefälligkeiten in solchen Worten zu verlangen, so ist dagegen dies Verfahren bei uns nicht anwendbar, und wenn du nicht augenblicklich höflicher und artiger wirst, so hätte ich große Lust, dich stecken zu lassen."

Jetzt gerieth der Zwerg in eine unbeschreibliche Wuth, seine Augen funkelten ihm ordentlich im Kopfe, und er stieß über den Jäger und über die Menschen die erschrecklichsten Verwünschungen aus, und am Ende nahm er sogar seine Axt und warf sie mit solcher Kraft nach dem Kopfe des jungen Mannes, daß, wenn dieser nicht ausgewichen wäre, sie ihm sicher den Kopf zerschmettert hätte. So aber fuhr sie in einen dicken Eichbaum tief hinein, daß der Schaft der Axt noch eine Zeitlang zitterte.

Ah, dachte der Jäger, kommst du mir so, so begegne ich dir nicht anders, und darauf zog er seinen langen, breiten Hirschfänger heraus, auf dessen Klinge er, wie jeder fromme Waidmann, ein großes Kreuz eingegraben hatte, und begann einen gewissen unaussprechlichen Theil des Zwerges aus Leibeskräften zu bearbeiten.

Anfänglich schien bei dieser eindringlichen Behandlungsweise

sich die Wuth des Zwerges von Secunde zu Secunde zu vermehren. Wie ein Fisch im Wasser schnellte er an seinem langen Bart in die Höhe und wand sich hin und her, um den gewichtigen Schlägen zu entgehen. Doch er mochte sich drehen, wie er wollte, so wußte der Jäger doch den rechten Augenblick und die rechte Lage abzupassen und es ging kein einziger Streich verloren, worauf der kleine Kerl nach und nach ruhiger wurde. Aus dem Schimpfen verfiel er in's Weinen und es dauerte nicht lange, so bat er auf's Kläglichste, der Jäger möge aufhören und ihn erlösen.

Gustav, der sehr gutmüthig war, hielt auch sogleich in seiner Arbeit inne und war schon im Begriff, den Keil anzusetzen, um den Baum auseinander zu treiben, als ihm plötzlich der Gedanke kam: wie wenn du dem Zwerg zur Bedingung machtest, daß er dir, weil du ihn erlöst, anzeigen müsse, wo ein Elfenbaum zu finden sei. Gedacht, gethan. Er nahm den Keil in die Hand und eröffnete dem Zwerge sein Begehren. Doch dieser wollte anfänglich nichts von einem solchen Baume wissen und entgegnete mürrisch: er könne ihm damit nicht dienen.

„Gut," sagte darauf der Jäger, wenn du mir nicht freiwillig sagst, wo ich einen solchen Baum finden kann, so will ich dich schon dazu zwingen," und er legte den Keil wieder auf den Boden hin und griff abermals zu seinem Hirschfänger.

„Lass' nur stecken, lass' nur stecken," schrie der Kobold in großer Angst, als er diese Bewegung sah, „lass' nur stecken, das hier ist ja eben ein Elfenbaum, der mich bei meinem schönen Barte festhält."

Mit welcher Freude hierauf der Jäger seinen Hirschfänger wieder fahren ließ und den Keil ergriff, um dem Zwerg zu helfen, kann man sich leicht denken. Sah er sich doch so auf einmal der Erfüllung seines heißesten Wunsches nahe gekommen und war nun im Stande, die junge schöne Dame zu beleben und zu erlösen. Eilig riß er die Axt aus dem Eichbaume heraus und mit wenig Schlägen

hatte er den Keil so weit in den Tannenstumpf hineingetrieben, daß der Zwerg seinen Bart herausziehen konnte. Der Kobold fühlte aber nicht so bald seine Freiheit, als er mit einem gewaltigen Fluch in das Dickicht hineinsprang und augenblicklich zwischen den Bäumen verschwand.

Gustav ließ ihn ruhig seiner Wege ziehen, hieb sich aber mit der Axt des Zwerges ein gutes Stück von dem Elfenbaum herunter und füllte seine Jagdtasche mit den schönsten Tannenzapfen an, die auf der Krone des umgehauenen Baumes zu finden waren. Darauf nahm er sein Gewehr auf die Schulter und begab sich eilig nach Hause.

Seine Pflegeeltern waren nicht wenig in Angst um ihn gewesen; doch erzählte er ihnen, er habe sich im Walde verirrt und als sie ihn so wohlbehalten zurückkommen sahen, legten sie sich auf ihr Lager und schliefen ein. Gustav aber nahm die kleinen Dachshunde mit sich, die damals den Regenten Nußknacker und die Zinnsoldaten aus dem Fuchsbaue hervorgeholt hatten, und eilte mit ihnen hinaus auf die Haide, indem er durch ihre Hülfe den Platz wieder zu finden hoffte, wo tief in der Erde die kleine schöne Dame schlief. Doch würde er ohne das Stück von dem Elfenbaum schwerlich seinen Zweck erreicht haben; denn die Hunde streiften kreuz und quer auf dem Felde herum, wogegen Gustav fühlte, daß er wie von unsichtbarer Macht auf eine Stelle hingeführt wurde, wo es ihm alsbald klar wurde, daß dies der Ort sei, den er lange vergeblich gesucht.

Es mochte mitten in der Nacht sein, als er aus seiner Jagdtasche einen der Tannenzapfen hervorzog und ihn in den Boden steckte. Noch zweifelte er an dem Gelingen seines Vorhabens, doch wer beschreibt sein Erstaunen, als vor ihm plötzlich ein kleiner Tannenbaum hervorstieg, der, obgleich er nur wenige Zoll hoch, doch gerade so ausgewachsen war, als sei er schon mehrere Jahre alt. Gustav wußte sich vor Freude nicht zu fassen, als er auf diese Art sah, daß die Rettung der schönen kleinen Dame nahe sei.

Nach drei Tagen machte er sich verabredeter Maßen auf den Weg, um den Holzschnitzer anzutreffen. Vorher aber suchte er im Walde umher, ob er den Platz nicht wieder finden könne, wo der Elfenbaum stehe, aus dem er gestern den Zwerg erlöst, um dort noch mehr von dem wunderbaren Holze mitzunehmen. Doch wenn er auch den Platz wieder fand, so entdeckte er dort, wo der Holzstumpf gestanden, nichts als einen kleinen schmutzigen Sumpf, aus dem Kröten und anderes Ungeziefer die Köpfe in die Höhe streckten und ihm entgegen schrieen. Eilig wandte er sich hinweg und ging an die Lichtung des Waldes, wo er, wie vor drei Tagen, mit dem alten Manne wieder zusammentraf, der ihm mit trauriger Miene erzählte, trotz aller seiner Bemühungen wisse er noch gar nicht, wie man einen Elfenbaum auffinden könne. Dagegen aber, fuhr er fort, sei er in der Stadt im Hause des Kaufmanns gewesen und habe dort unter alten Spielsachen, die er gekauft, einen Nußknacker erhalten, der wahrscheinlich derselbe sei, der in jener Christnacht lebendig geworden. Er zog ihn hervor und Gustav erkannte ihn augenblicklich wieder; doch wie hatte sich der edle Regent seit der Zeit verändert! Seine rothen Hosen waren schwarz geworden, seine Sporen abgebrochen und der Säbel fehlte gänzlich. Auch sein Maul, das freilich noch eben so groß war, wie damals, hatte seinen Schmuck, die langen spitzen Zähne verloren, und als ihm Gustav hinten den langen Zopf untersuchte, fand sich, daß die Kinnladen fest standen und gar nicht mehr zu schließen waren.

Gustav wartete absichtlich eine Weile, ehe er dem alten Manne erzählte, was ihm in den letzten drei Tagen begegnet. Da hätte man aber die Freude des Holzschneiders sehen sollen. Er sprang auf, fiel dem jungen Jäger um den Hals und als dieser nun gar das Stück von dem Elfenbaum hervorzog, nahm es der alte Mann hastig, steckte es ein und versprach später einmal, wenn es nöthig sei, die schönsten Spielsachen daraus zu verfertigen.

Nun berathschlagten die Beiden, was noch weiter zu thun sei,

und der Holzschneider sagte dem Jäger, er müsse jetzt den kleinen Baum der aus dem Tannenzapfen hervorgekommen sei, ruhig wachsen lassen, bis er nach einer bestimmten Zeit plötzlich anfange in die Höhe zu wachsen; dann wird er sich in der dritten Nacht unter seinen Wurzeln öffnen und der entzauberten Prinzessin den Ausgang gewähren. Wenn dies geschehen wird, werde ich zurückkehren, wo ich auch sein mag, denn der kleinste Splitter vom Baum eines Elfenholzes, den ich noch übrig habe, wird mir diese Stunde genau anzeigen."

Nach dieser Verabredung reichten sie sich ihre Hände, nahmen herzlichen Abschied von einander und der Eine ging hierhin, der Andere dorthin.

Um eben diese Zeit sprach der Pflegevater des jungen Jägers oftmals mit seiner Schwester darüber, daß es jetzt wohl Zeit sei, sich nach einer Frau für Gustav umzusehen. Doch wollte er gern eine für ihn suchen, die alle möglichen guten Eigenschaften in sich vereinigte; sie sollte schön und brav sein, nebenbei, meinte der Förster, könne es auch nicht schaden, wenn sie mit ziemlichem Gelde versehen sei. Aber er hatte bisher immer vergeblich nach einer solchen gesucht, denn wenn er sich auch zuweilen im Stillen bei seinen Nachbarn umgesehen, so fand er wohl hie und da ein Mädchen, das ihm zu seinem Zwecke zu passen schien; doch wenn er als Freiwerber für seinen Pflegesohn auftrat, so entgegnete man ihm meistens: „ja, lieber Herr Förster, wir würden wohl nichts dagegen haben, wenn der junge Jäger wirklich Euer Sohn wäre, aber so möchten wir doch unser Kind nicht gern Jemanden zur Frau geben, der so ganz ohne Familie und Namen ist." Das verdroß nun den alten Mann nicht wenig und wenn er nach Haus kam, erzählte er es dann seiner Schwester und Gustav; Letzterer konnte sich nie enthalten, darüber zu lächeln und pflegte dann gewöhnlich zu sagen: „ach, lieber Vater, macht Euch meinethalben keine Mühe, ich werde schon finden, was mir Gott bescheert hat." Bei diesen Worten blickte er verstohlen durch das Fenster nach der Haide, wo

auf dem Fuchsbau der kleine Tannenbaum stand, der aber noch immer nicht in die Höhe wachsen wollte.

Schon waren, seit er den alten Holzschnitzer verlassen, einige Monate vergangen und die Blätter der Bäume begannen gelb zu werden und abzufallen; auch fingen schon Morgens und Abends an, dichte Nebel den Wald einzuhüllen, und die Jagd beschäftigte die Jäger den ganzen Tag im Walde. Doch wenn auch Gustav mit sinkender Nacht noch so ermüdet nach Hause kam, so unterließ er dennoch nicht, auf die Haide zu gehen und sich nach seinem lieben Tannenbäumchen umzusehen. So ging der November vorüber, es wurde December und die Zeit kam heran, wo die Leute aus der Stadt täglich nach dem Försterhause schickten und sich Tannenbäume holen ließen, um sie für den Weihnachtsabend aufzuputzen. Ach, der junge Jäger, dem das Bild der schönen Dame im weißen Seidenkleid mehr als je im Herzen lebendig wurde, hoffte auch auf eine Bescheerung unter dem Tannenbaum; er ging jetzt des Tages mehrmals hinaus auf die Haide und wer beschreibt sein Entzücken und seine Freude, als er nun endlich drei Tage vor Weihnachten sah, daß das Bäumchen wenigstens einen Schuh gewachsen war.

Jetzt verging fast keine Stunde des Tages, wo er nicht zu ihm hin eilte, um mit der größten Freude zuzusehen, wie fast sichtbar Zweige und Nadeln größer und größer wurden. So kam der heilige Weihnachtsabend heran und als es anfing dunkel zu werden, sagte der alte Jäger schmunzelnd zu seinem Pflegesohn: er möchte doch ein wenig hinaus in den Wald gehen, um sich nach diesem und jenem umzuschauen. Gustav, der wohl wußte, daß ihm der gute Förster, wie immer, auch dieses Jahr eine kleine Weihnachtsfreude machen würde, dachte lächelnd bei sich: nun, so Gott der Herr will, werde auch ich Euch heute Abend eine Bescheerung zuführen, die Euch nicht mißfallen wird. Und das Herz voll Erwartung, voll Seligkeit und Liebe eilte er hinaus auf die Haide.

Der alte Förster ging jetzt mit seiner Schwester in das Gast-

zimmer, wo die großen geschnitzten Tische und Stühle standen und die Wände mit gewaltigen Hirschgeweihen verziert waren. Dort stand ein großer Tannenbaum, mit vielen Lichtchen besteckt, und oben an der Spitze hingen zwei große goldene Fahnen, die ganz geheimnißvoll rauschten. Unter dem Baume legte die Schwester des Försters einen schönen neuen Jagdanzug hin und ein prachtvolles reich mit Silber eingelegtes Gewehr. Draußen heulte der Nordwind durch den Wald und die Zweige der Bäume, sowie die Waldbächlein rauschten und murmelten in seltsamen Weisen dazwischen. Da legte plötzlich der Förster seine Hand an das Ohr, denn es war ihm, als vernehme er in der Ferne das Rollen eines Wagens.

„Höre," sagte er zu seiner Schwester, „vernimmst du nichts? Es ist mir doch gerade, als käme noch so spät ein Wagen den breiten Waldweg heraufgefahren."

Jetzt eilte die Schwester an's Fenster. Das Rollen und Rasseln kam immer näher und sie rief auf einmal verwundert aus: du hast Recht. Sieh, dort biegt eben ein Wagen aus dem Walde heraus und fährt gerade auf unser Haus zu. Jetzt hält er schon vor der Thüre. Was mag das sein?" — —

Da wurde die Thür des Zimmers hastig geöffnet und Gustav trat herein und führte an der Hand eine wunderschöne Dame, die hatte ein weißes seidenes Kleid an, das war mit Spitzen besetzt, und auf dem Kopfe trug sie einen Myrthenkranz mit einem langen wallenden Schleier.

„Seht, Vater," rief der junge Jäger freudig aus, „das ist meine liebe Braut, die Ihr hoffentlich mit Freuden aufnehmen werdet."

Ach, die junge Dame war so schön und lieblich anzusehen; der alte Förster und seine Schwester nahmen sie bei der Hand und wußten gar nicht, wie ihnen geschah. Und als darauf die junge Dame zu ihnen sprach, daß es klang wie lauter Silberglöcklein: „ja, wenn Ihr mich aufnehmen wollt, bleibe ich bei Euch als

eine liebe Tochter!" da dachten sie vor Entzücken nicht mehr daran, wer sie wäre und wo sie herkäme, sondern sie weinten Freudenthränen und umarmten sie auf's Herzlichste.

Mitten in dieser Freude dachte Gustav an seinen Freund, den alten Holzschnitzer und bedauerte, daß er die Stunde versäumt und sich nicht eingestellt habe. Da blickte er zufällig durch's Fenster und sah, wie plötzlich im hellen Mondlicht über einem Hügel, dem Försterhause gegenüber, ein Mann geschritten kam, der trug einen großen Korb auf dem Rücken und begann dort oben auszupacken, als wolle er den Thieren im Walde eine Weihnachtsbescheerung bereiten. Mit Erstaunen sah der junge Jäger, daß er ein kleines niedliches Schloß dort hinstellte, dessen zierliche Fenster sich plötzlich beleuchteten. Jetzt erhob sich der Mann wieder und als er nun mit raschen Schritten gegen das Försterhaus kam, sah Gustav zu seiner großen Freude, daß es der Holzschnitzer war. Doch wer beschreibt sein Erstaunen und seine Ueberraschung, als er bemerkte, daß, je weiter sich sein alter Freund von dem kleinen Schlößchen droben entfernte, dieses immer größer und größer und endlich ein stattliches Gebäude wurde. Die Fenster strahlten von Tausenden von Lichtern, die innen brannten, und vor dem Schloßthor entzündeten sich große Pechfackeln und daneben standen Soldaten mit Bärenmützen und das Gewehr im Arm. Jetzt öffnete der Holzschnitzer die Thür und als er die schöne junge Dame erblickte, verbeugte er sich tief und umarmte darauf den jungen Jäger, indem er sagte: „ich sehe mit Freuden, daß du den bösen Zauber gelöst hast, ich habe das Meinige gethan und das Elfenholz, das du mir gegeben, auf's Beste benutzt." Dabei zeigte er durch das Fenster nach dem schönen Schlosse.

Der alte Förster wußte vor Freude nicht, was er zu all dem sagen sollte, und als nun alle den Hügel hinan zu dem neuen prächtigen Schlosse schritten, glaubte er, er träume einen süßen Traum. Hier war aber auch Alles so schön und vortrefflich her-

gerichtet, als es nur in der Residenz des mächtigsten Königs sein kann. Der junge Jäger glaubte in den Soldaten mit den Bärenmützen, die vor ihm und seiner Gemahlin das Gewehr präsentirten, lauter alte Bekannte zu erkennen, ja selbst die Jäger, die droben am Schloßportal standen und die Thüren aufrissen, hatten alle bekannte Gesichter. Aber als sie an die große Treppe kamen, um in die prachtvollen Gemächer zu steigen, mußte der junge Jäger, der jetzt Prinz Gustav hieß, vor Freuden laut auflachen, denn hier stand der Regent Nußknacker, wie er leibte und lebte, und hatte zwei große silberne Leuchter in Händen. Er verbeugte sich tief, indem er sagte: er sei der Haushofmeister und halte sich zu Gnaden empfohlen. Sein Anzug, den die Kinder im Hause des Kaufmanns sehr verdorben hatten, war wieder, so weit es sich thun ließ, hergestellt, doch fehlten Sporen und Säbel, und statt des Hutes hatte er eine farbige Mütze auf, an der eine große Menge von Schellchen lustig klingelten.

Jetzt stiegen alle die Treppen hinauf, droben wurde mit vieler Pracht die Vermählung gefeiert und danach wohnten sie lange, lange Jahre zusammen in Lust und Freude, und leben vielleicht noch, wenn sie nicht unterdessen gestorben sind.

Der Leibschneider der Zwerge.

Vor langer, langer Zeit lebte zu Aachen, in der alten Kaiserstadt, ein Schneidermeister, wie es deren heute noch viele gibt. Doch hatte Meister Caspar damals das besondere Vorrecht, die kaiserlichen Stalldecken und sonstige Kleidungsstücke für Pferde und Dienerschaft mit seiner kunstreichen Nadel verfertigen zu dürfen. Er bildete sich auf dies Amt nicht wenig ein, und wenn man ihn auf seinem Tische sitzen sah, mit der spitzen weißen Mütze auf dem Kopfe, die Elle wie ein Scepter in der Hand schwingend, so hätte man wohl glauben können, Meister Caspar sei der Kaiser selbst gewesen. Obgleich er aber nur ein kleines dürres Kerlchen war, so besaß er doch bei seinen Gesellen und Lehrjungen einen fast unglaublichen Respekt, was um so unbegreiflicher war, da er mit seinen Leuten nie lärmte und schimpfte, sondern bei vorkommenden Gelegenheiten seine feine krähende Stimme erhob, um seinen Schneiderburschen mit aller Artigkeit zu sagen, daß sie Lumpen und bis unter die Haut schlechte Kerle seien. Es war merkwürdig, was die wildesten und verwegensten Schneidergesellen zahm und gelenkig wurden, wenn sie erst eine kurze Zeit in Meister Caspars Werkstatt gearbeitet hatten. Die Faulen wurden fleißig und die, welche lieber Geschichtchen erzählten oder Lieder sangen, als Stiche machten, schienen bald in dem Punkt ihr ganzes Gedächtniß verloren zu haben und waren stumm wie die Fische. An dieser guten Zucht mochte nun der strenge Meister selbst viel Schuld sein. Doch wollten

andere Leute behaupten, daß die Gesellen, wenn ihnen der kleine dürre Mann mit der haarfeinen Stimme eine Standrede hielt, eher darüber zu Lachen geneigt seien, als zur Befolgung seiner Vorschriften, und daß im Haus ein anderer Zauber walte, der im Stande sei, die kecken trotzigen Gemüther der Schneider zu bändigen. Der Zauber war aber Niemand anders, als das sechzehnjährige Töchterlein des Meister Caspar, die ihm, da die Frau Schneidermeisterin gestorben war, die Wirthschaft führte. Sie kochte für die Gesellen das Essen, legte Allen bei Tische vor, und wenn hier unter ihnen mancher war, der von Hause her die schöne Gewohnheit hatte, auf gut türkisch zu essen, das heißt: mit der Faust in die Schüssel zu fahren, so ließ er es wohl bleiben, wenn ihm Rosa, so hieß Meister Caspars Töchterlein, einmal ein schiefes Gesicht darüber gezogen.

Wenn nun auf diese Art Meister Caspars Zucht in seiner Werkstatt und Rosa's Freundlichkeit in ihrem Hauswesen sich allmälig über die fremden Gesellen und Lehrburschen verbreitet hatte, so war dies doch bei einem Einzigen nicht der Fall, der noch obendrein aus des Meisters Caspars Sippschaft und seiner Schwester Sohn war. Philipp, so hieß dieser Neffe, war eigentlich von Natur ein gutmüthiger Mensch, und, wenn er wollte, ein geschickter und fleißiger Arbeiter. Doch hatte er die fatale Gewohnheit, bei keiner Arbeit eifrig aushalten zu können. Nahm er ein neues Kleid oder so etwas vor, so nähte er zum Beispiel die erste halbe Stunde unverdrossen darauf los und machte dabei unvergleichlich schöne regelmäßige Stiche, daß dem Meister Caspar vor Freuden das Herz im Leibe lachte. Doch länger, als höchstens eine halbe Stunde, hielt der gute Philipp das ruhige Arbeiten, besonders aber das Stillschweigen dabei nicht aus. Dann stieß er gewöhnlich seinen Nebenmann an und plauderte mit ihm über Sachen, die gar nicht dahin gehörten; oder er sang, lachte, trieb Späße, kurz, brachte in wenig Zeit die ganze Werkstatt in Unordnung und Aufruhr.

Diese Unart hatte ihm der Meister schon oftmals in Güte und Strenge verwiesen, hatte ihm sowohl im Beisein der Gesellen als wie geheim auf seiner Kammer tüchtig den Text gelesen; aber das half

Alles nichts: Philipp trieb seine Späße fort und da er nebenbei die Andern auf alle mögliche Art neckte, so gab er auf diese mehr, als auf sein Geschäft Acht, und verdarb gewöhnlich bei solchen Anlässen eine Arbeit, die er aufs Kunstreichste angefangen. Seine Stiche wurden dann lang und immer länger, und anstatt einen Mantelkragen in kunstreiche Falten zu schlagen, nähte er ohne Bedacht darauf los, als wollte er dem Koch oder irgend einem andern Bedienten eine Schürze machen.

So hatte Philipp dem Meister schon manches Stück Arbeit verdorben, und war von diesem oftmals bedroht worden, daß er ihn bei der nächsten Veranlassung in die Fremde schicken wollte, doch immer hatte eine angelobte Besserung oder die Bitten Rosa's, die den unartigen Vetter wohl leiden mochte, den Zorn des Vaters gedämpft. Auch hätte es diesem selbst leid gethan, so alle schönen Luftschlösser verschwinden zu sehen, die er auf seinen Schwestersohn gebaut hatte. Der Meister hatte sich einiges Vermögen erworben und eine glänzende Kundschaft, in welche er gern Philipp, als in ein warmes Nest, hineingesetzt hätte. Bei diesem Vorhaben sah er auch in der Zukunft seine Tochter Rosa versorgt, die er ihm dann zur Frau würde gegeben haben. Doch vor der unbedachtsamkeit und Plauderhaftigkeit des Vetters zerflossen alle die Projekte in Wasser. Je mehr Nachsicht der Meister übte, je wilder und unartiger wurde Philipp, und verschlimmerte sich trotz Rosa's Bitten jeden Tag mehr und mehr. Er lieferte kein Stück Arbeit mehr ab, in welchem sich nicht ein grober Fehler befand, und neben der Nachläßigkeit, welche diesen Fehler begehen ließ, machte er aus Muthwillen andere, die noch viel schlimmer waren. So kam es ihm gar nicht darauf an, auf das schwarze ehrbare Kleid eines Rathsherrn einige bunte Lappen zu setzen, die anfänglich vom Mantelkragen verdeckt wurden und bald darauf, wenn sich auf der Straße ein kleiner Wind erhob, die ehrbare Magistratsperson dem Gespött der Gassenbuben aussetzte. Das Sprichwort: der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, zeigte sich auch an Philipp in voller Kraft; denn am Ende einer bedeutungsvollen Woche, in der sich der Vetter besonders schlecht aufgeführt, nahm Meister Caspar ein großes Stück

Kreide und machte durch den Namen seines Neffen an der Wand einen vielsagenden Strich. Er kündigte ihm darauf an, daß er morgen früh sein Haus zu verlassen habe, und da Meister Caspar fürchtete, daß er gegen Philipps Bitten und Rosa's Thränen doch wieder nachgeben würde, so that er einen kräftigen Schwur darauf, ihn nicht eher wieder in sein Haus und seine Werkstätte aufzunehmen, bis er sich gebessert und ihm zum Zeichen dafür wenigstens sechs wohl erworbene Goldgulden auf den Tisch legen könne, eine für die damalige Zeit sehr große Summe.

Die Gesellen und Lehrburschen, die umher standen, erblaßten bei diesem feierlichen Akt und nur Philipp, als er hiedurch sah, daß er unvermeidlich fort müsse, war der Gefaßteste, packte sein Felleisen zusammen, band Scheere und Bügeleisen oben hinauf und trat noch an demselben Nachmittage vor den Meister Caspar und Rosa hin, um sich bei ihnen zu verabschieden.

Ach, hätte er lieber sein Mühmchen nicht wieder gesehen und wäre stillschweigend fortgegangen! Doch Abschied als er jetzt nehmend vor ihr stand, sah er wohl, wie schön ihr blaues Auge war, wie schlank und lieblich ihre ganze Gestalt, und fühlte wohl in seinem Herzen, warum das ihrige so schlug, als sie ihm zum letzten Male die Hand reichte. Sie hielt in ihrer Hand ein kleines Beutelchen mit Scheidemünze, das sie dem Vetter einhändigen wollte. Sie hatte es ihm schon in die Hand gedrückt, als zwei Thränen ihren Augen entrollten und dem armen Burschen auf das Herz fielen, so daß er auf einmal seinen Leichtsinn und die Größe seiner Schuld einsah, und eilig aus dem Hause lief, um seine Thränen zu verbergen.

In der damaligen Zeit war es für einen Handwerksburschen weit schwerer ein Unterkommen und Arbeit zu finden, als jetzt. Das wußte auch Philipp wohl, und da er nebenbei jetzt die Größe seiner Fehler recht einsah, so hatte er gar nicht dem Muth, sich auf die Straße nach irgend einer großen Stadt zu machen, sondern stieg träumend und nachdenkend hinter seiner Vaterstadt Aachen die Höhen hinan. Hier verirrte er sich bald zwischen den Felsen und Kastanienwäldern des Berges, den man heutzutage den Louis- und

Losberg heißt. Dies machte ihn recht traurig, denn es fielen ihm bei jedem Stein, bei jedem Hügel so manche Stunden seiner Kindheit ein, wo er mit andern Knaben hier gespielt. Da liegen große Sandsteinfelsen umher, in denen sich die schönsten versteinerten Muscheln und kleine Seethiere befinden, welche die Kinder aus den Steinen heraushauen und als artiges Spielzeug gebrauchen. Wie manche Tasche voll versteinerter Schneckenhäuser, Wendeltreppen und andere Muscheln hatte er hier zusammengetragen und mit nach Hause genommen.

Hinter diesen Plätzen, wo man die schönsten Versteinerungen mit leichter Mühe findet, fingen dichte weitläuftige Tannenwälder an, bis zu deren Grenze die Kinder und Erwachsenen gingen, aber weiter nicht. Denn hinter diesen alten schwarzen Bäumen sollte es nicht recht geheuer sein, wie die Leute sagten. Da fand man freilich zwischen den Bergen die schönsten Versteinerungen, aber man wollte behaupten, daß Alles, was von dort herkäme, etwas Unheimliches an sich hätte. Oftmals brachten Holzhauer die schönsten Muscheln von dort mit, um sie zu Haus auf Gesims und Wandschränke zu legen; doch trugen sie sie bald wieder fort, denn mitten in der Nacht fing es zuweilen aus den Steinen an zu singen und leise zu wispern; es klagte und seufzte wie mit den Stimmen kleiner Kinder, denen man wehe gethan. Das thaten die Hurlemänner, die in den Steinen und Muscheln wohnten, wie alte Leute versicherten, und die man sich nicht zum Feinde machen durfte, weßhalb man auch jenen Theil des Losberges in Frieden ließ und dort keine Versteinerungen mitnahm.

Philipp, nachdem er auf allen Plätzen umhergewandelt, wo er sich früher mit Knaben seines Alters belustigt, stieg träumend und nachdenkend fort und dachte traurig an Aachen, an den Meister Caspar, aber noch mehr an Rosa. So hatte er bald die Grenze jener Tannenwälder erreicht, von wo es zwischen den Bergen bald auf, bald abgeht. Er achtete nicht auf Weg noch Steg, und sah sich bald dergestalt zwischen den hohen und dichten Bäumen, daß er nicht mehr wußte, wo er hergekommen war und wo er wieder hinaus sollte. Auch sank die Sonne allmälig und jetzt fiel es dem

armen Burschen plötzlich ein, in welchem Revier er sich befinde. Er lief bald rechts, bald links, um einen Ausweg zu suchen, fand aber keinen, und wenn er zuweilen seine Stimme erhob und laut nach Jemand rief, der ihm den richtigen Weg zeigen könnte, so war es nur das Echo, das ihm antwortete, und das — so kam es ihm zu seinem Entsetzen vor — hier wie ein feines Hohngelächter klang. Indessen kam die Nacht heran, und da Philipp nun wohl einsah, daß er jetzt keinen Ausweg aus dem Tannenwald mehr fände, so ergab er sich in sein Schicksal, und suchte nach einem Platz, wo er vor dem kalten Winde geschützt wäre und vielleicht etwas schlafen könnte. Bald hatte er auch einen solchen Platz gefunden und setzte sich in's Moos an den Stamm einer Tanne, betete ein paar Vaterunser und schlief darauf ein.

Plötzlich war es ihm im Schlafe, als rufe ihn Jemand beim Namen, und da ihn sonst Rosa des Morgens weckte, indem sie ihn vor der Kammerthür bei seinem Namen rief, so glaubte er auch jetzt, es sei Zeit, in die Werkstätte zu gehen und antwortete schlaftrunken wie sonst: „gleich, gleich, Rosa!" Doch ein langes feines Lachen, das ihm darauf entgegen scholl, weckte ihn aus seinen Träumen. Er öffnete die Augen und glaubte seinen Blicken nicht trauen zu können, als er sich mitten im Walde sah und bei einer schwachen Beleuchtung, die weder vom Mond noch von der Sonne herkommen konnte, vor sich ein Männlein erblickte, das kaum einen Fuß hoch war. Es sah recht gutmüthig aus, hatte ein langes schneeweißes Bärtchen und stützte sich auf einen Stock. Philipp glaubte zu träumen und rieb sich wiederholt die Augen, hustete, nannte sich selbst beim Namen; doch das kleine Männlein wollte nicht verschwinden, hob vielmehr seine Hand empor und winkte ihm, er solle folgen.

Anfänglich hatte Philipp große Lust, davon zu laufen. Doch da das kleine Männlein gar nicht bösartig aussah und ihm auch gegen seine eigene Größe zu klein und unbedeutend erschien, so nahm er seinen Ranzen auf die Schulter und folgte dem Hurlemännchen, denn anders konnte es doch nichts sein. Sie gingen bei der matten Beleuchtung, die Philipp bei seinem Erwachen schon bemerkt, tiefer in den Wald hinein, und Letzterer sah bald, daß der Schein von

einem Feuer herkam, das sich zwischen einigen großen Sandsteinen befand. Um das Feuer herum saßen aber auf der Erde noch fünf andere Hurlemännchen, die alle recht traurig aussahen und zu welchen sich der Führer Philipps hinsetzte, ihm bedeutend, es ebenso zu machen.

Da die Nacht ziemlich kühl war, so that ihm die Wärme wohl; er streckte sich neben das Feuer hin und rieb sich die erstarrten Hände. Doch bald begann es ihm bei der stummen Gesellschaft etwas langweilig zu werden. Er hatte schon einige Male versucht einen von seinen kleinen Nachbarn zum Sprechen zu bewegen, wenn er sich aber mit einer Frage an einen wandte, oder gar durch einen freundschaftlichen Rippenstoß zur Antwort bringen wollte, so knirschten die Hurlemänner mit den Zähnen und sahen ihn recht wüthend an; ja als Philipp es doch nicht aufgab, zu schwatzen und zu fragen, so schlug der Zwerg, der ihn hieher gebracht, mit seinem Stöckchen ins Feuer, so daß ihm die glühenden Kohlen in Gesicht und Haar flogen und ihn nicht schlecht verbrannten. Philipp war im ersten Augenblick bereit, dem Hurlemann mit seinem Knotenstock eins ins Genick zu geben. Doch fielen ihm glücklicherweise einige Erzählungen seiner Amme bei, wo in ähnlichen Fällen die erbosten Zwerge einem armen Menschenkinde elend das Gesicht nach hinten gedreht hätten. Und so gab er sich in Ruhe, und da der Schlaf gänzlich von ihm gewichen war, so nahm er sein Felleisen vor sich und fing es an auszupacken.

Bei diesem Anblick sah er, wie sämmtliche Hurlemänner lange Gesichter machten und neugierig in den geöffneten Ranzen hineinsahen. Philipp seinerseits stellte sich auch jetzt ganz theilnahmslos, und breitete ein Tuch vor sich hin, worauf er Nadel und Scheere, Faden und Zwirn legte, Alles in schönster Ordnung und daneben das blanke Bügeleisen. Die Hurlemänner rückten auf dem Boden hin und her und machten lange Hälse, um genau zu sehen, was der Bursche jetzt anfangen würde.

Philipp, der bei sich dachte: aha, jetzt fangt ihr an aufzupassen, that, als wenn er die Neugierde der kleinen Männchen gar nicht bemerkte, sondern nahm ein altes Wamms vor und fing an, ein

großes Loch in demselben mit seiner Nadel recht kunstreich zuzuflicken. Bei dieser Arbeit wurden die Blicke der Zwerge lebhafter und Alle regten sich auf den Fußspitzen zu dem Schneider hinüber, um genau zuzusehen. Dabei entfuhr allen Sechsen ein tiefer Seufzer, so daß Philipp von seiner Nadel empor sah und bemerkte, wie die Männchen noch viel trauriger aussahen, als früher. Das jammerte ihn und da er zugleich glaubte, jetzt eine Antwort zu erhalten, so fing er wieder auf's Neue an, sie auszufragen. Doch kaum hatte er das erste Wort gesprochen, so setzten sich Alle mit erbosten Mienen hin, und Philipp erhielt von hinten eine so gewaltige Ohrfeige, daß er mit dem Kopf in das Moos stürzte. Zuerst glaubte er, es sei der Meister Caspar, der ihn aufgesucht und aus einem schweren Schlaf erwecken wollte. Doch als er sich umsah, war es nur ein Baumast, der auf eine so merkwürdige und nachdrückliche Art auf sein Ohr gefallen war.

Ergrimmt setzte er sich wieder hin und begann seine Arbeit von Neuem; bei jedem Stich, den er machte, kamen die Hurlemänner wieder näher und seufzten gar kläglich. Da dachte Philipp in seiner gutmüthigen Art: was mag den kleinen Kerls nur fehlen? und als sein Führer von vorhin ziemlich nahe trat, ihn mit einem sonderbaren Blick ansah und dabei mit der Hand über seinen Rücken fuhr, da dachte Philipp: aha, soll ich vielleicht den Zwergen ihre Camisöler und Hosen flicken; und es war, als wenn der Zwerg seine Gedanken verstanden hätte, denn über sein kummervolles Gesicht flog ein freundliches Lächeln. Hiedurch aufgemuntert, griff der Schneider nach ihm, faßte ihn in's Genick und legte ihn auf das eine Knie, um seine Kleider zu untersuchen. Da fand sich denn freilich in dem Rücken des Camisols ein großer Riß, und als der Schneider das Zeug auseinander that, sah er, daß der Schnitt nicht nur durch Unterfutter und Hemd lief, sondern sogar bis auf das Körperchen des Hurlemanns. Dieser Körper war aber von ganz besonderer Art. Er bestand nicht aus Fleisch, sondern war mit einer Zwiebel zu vergleichen, nur daß die Schaalen, die über einander lagen, aus einem feinen Stoffe, wie lauter Rosenblätter bestanden. Doch bald darauf fiel ihm ein, wie ihm seine Großmutter einmal er-

zählt, daß die Hurlemänner, sowie alle Zwerge und Alraunen, von den Wurzelmännern herkämen, welche Nachkommen von den Zwiebelleuten seien.

Wie schon früher gesagt, war unser Schneider, wenn er einmal zum Arbeiten aufgelegt war, ein fleißiger und pünktlicher Mensch, weßwegen er gleich hier bedachte, daß er doch wenigstens den Versuch machen müsse, auch den kleinen Körper des Zwerges zu flicken, ehe er ihm Unterfutter und Camisol darüber zusammen nähe. Auch war er muthwillig genug in Erinnerung an das Feuer und die Ohrfeige von vorhin, dem Zwerge hie und da einen Stich tiefer zu thun, als nothwendig war, und begann mit der feinsten Nadel, die er hatte, die Arbeit. Neugierig rückten die andern Zwerge näher, und ihr Gesicht begann sich etwas aufzuklären, als sie sahen, wie der Schneider mit großer Gründlichkeit die untersten Blätter des Schnittes zuerst zunähte. Jetzt, dachte Philipp, wäre es nicht mehr als recht und billig, daß ihm die kleinen Krabbelinsky auch einmal auf seine Fragen Antwort gäben. Und als er sich gerade eine neue Nadel einfädelte, that er den Mund weit auf, und bat die Zwerge, ihm doch zu sagen, wer sie eigentlich wären. Doch, o weh! Kaum hatte er das Wort gesprochen, so wurde die Nadel zwischen seinen Fingern glühend und fuhr ihm einen Zoll tief in die Hand, so daß er vor Schmerz laut aufschrie. Auch bekam er jetzt von der andern Seite eine Ohrfeige, die aber nicht minder kräftig war, als die erste. Was war zu thun? Philipp griff hinter sich nach seinem Knotenstock, doch glaubte er zu bemerken, wie bei dieser Bewegung die Hurlemänner plötzlich anfingen, in die Breite und Länge zu wachsen. Deßwegen ließ er die Hand mit einem Seufzer sinken, und begann seine Arbeit von Neuem. Doch da waren alle Stiche, die er schon gethan, wieder aufgerissen und es dauerte eine gute halbe Stunde, ehe er wieder so weit war, wie vorhin. Innerlich seufzte er tief über die schlechte Gesellschaft, in die er gerathen und dachte betrübt an seine Werkstatt in Aachen, an Meister Caspar und Rosa. Es war ja wahrhaftig hier noch schlimmer als dort. Dort hätte er einen ganzen Tag schwatzen können, und doch hätte er keine Ohrfeige bekommen oder wäre ihm keine Nadel glühend geworden.

Ach, dachte er, das Schwatzen bei einer Arbeit muß doch eine böse Angewohnheit sein und wenn das schon eine Stunde von Aachen so schwer bestraft wird, und das so fortgeht, so werden sie mir in der nächsten Stadt für das unschuldigste Wort am Ende den Kopf abschlagen; zum erstenmal in seinem Leben dachte er darauf an eine ernstliche Besserung. Die Arbeit ging ihm indessen rasch von Statten, nur kam es ihm sonderbar vor, daß er, so oft er einen größeren Stich machte, als nöthig, in der Hand einen schmerzlichen Stich empfand, wie von einer Nadel.

Während der Zeit trugen die andern Männchen besonders trockenes Reisig zusammen und unterhielten das Feuer auf's Beste. Jetzt war auch Philipp fertig geworden und da er doch das Bügeleisen nicht gebrauchen durfte, um das Camisol auszubügeln, so nahm er seine große Scheere und klopfte die Nähte auf dem Rücken des Zwerges breit, wobei er übrigens heftiger zuschlug, als gerade nöthig war. Darauf nahm er den Zwerg auf die Hand, besah ihn nochmals genau, und bemerkte mit Freuden, daß alle Traurigkeit von dessen Gesicht verschwunden war, worauf er ihm mit der flachen Hand einen Klaps auf einen gewissen Theil des Körpers gab, daß er über das Feuer hinüber in das weiche Moos fiel. Doch schien diese Behandlung den Zwerg gar nicht böse zu machen, vielmehr raffte er sich auf und tanzte wie unsinnig vor Freuden eine Zeit lang herum. Dann aber trat er vor den Schneider hin, zog aus der Tasche ein großes Goldstück heraus und legte es ihm auf die Hand. Ueberrascht sah Philipp das Gepräge und bemerkte, daß es ein wohlaussehender Goldgulden war, der dem Gewicht und Klange nach wohl ächt sein könnte.

Während dieser Geschichten war die Nacht vorgerückt, und schon fühlte man den kühlen Wind, der dem Morgen voraus eilt, als Philipp begann, sein Handwerkszeug zusammen zu packen und nach seinem Knotenstock langte, um sich den Zwergen zu empfehlen. Er reichte Allen nach einander die Hand und es that ihm wirklich leid, daß die fünf noch viel trauriger aussahen, und nur der, den er geflickt, ein munteres und fröhliches Gesicht machte. Dieser zog einen kleinen goldenen Becher aus der Tasche, setzte ihn an den Mund und reichte ihn darauf dem Schneider, der kein Arg hatte, das süße Ge-

tränk, was darin war, bis auf den letzten Tropfen auszusaugen. Doch wie ward ihm plötzlich! Zuerst schien es ihm, als falle er von einem Berg herunter, dann aber fühlte er mit Schrecken und Entsetzen, daß sein Körper allmälig einschrumpfte und er in wenig Augenblicken ebenso klein war, wie die Zwerge.

Das war ein schrecklicher Moment für den armen Philipp, und er war so betrübt, daß er anfänglich keine Gedanken hatte; dann entstürzten ihm heftige Thränen und er dachte an Rosa, zu der er als so ein kleiner Knirps doch nimmermehr zurückkehren durfte. Als er wieder bei voller Besinnung war, gebrauchte er seinen Mund, der so lange geschwiegen, auf das Heftigste und warf den Zwergen unter bitterlichen Thränen ihren Undank vor. Doch alle zuckten die Achseln und zeigten in die Höhe, als wollten sie ihm andeuten, daß er doch wieder so groß werden würde und er möge nur Geduld haben.

Was war zu thun? Der arme Schneider mußte sich in Geduld fügen und den Zwergen folgen, die vorangingen und ihm winkten nachzukommen. Wie ungeheuer erschienen ihm jetzt die Tannenbäume, zu deren Spitzen er kaum hinaufsehen konnte. Das niedere Wachholder- und Distelgebüsch, das er gestern noch mit dem Fuß zertreten, ragte ihm jetzt hoch über den Kopf, und Käfer und Spinnen, die der ankommende Morgen erweckt, und die lustig ihren Geschäften nachliefen, erschienen ihm jetzt groß und fürchterlich.

Nach kurzer Zeit gelangte er mit den Hurlemännern an einen hohen Fels, so hoch, wie er früher nie einen gesehen, und hier standen sie still, vor einer versteinerten Wendeltreppe, wie er sie sonst mit andern Muscheln aus den Felsen heraus gehauen hatte und die ihm jetzt ungeheuer groß vorkam. Einer der Zwerge nahm ein goldenes Horn hervor und stieß hinein, worauf sich die Wendeltreppe langsam herumdrehte und eine Oeffnung zeigte, zu welcher die Gesellschaft hinein und langsam aufwärts stieg.

Die nie gesehene ungeheure Pracht, die sich jetzt vor den Blicken Philipps entwickelte, ließ ihn für Augenblicke sein Leid vergessen. Von der Treppe kamen sie in eine große Vorhalle, aus den schönsten glänzendsten Steinen zusammengesetzt und von Säulen getragen, die aus rosenrothem und weißem Krystall bestanden. Von hier kamen

sie in große Säle, von denen einer prächtiger geschmückt war, als der andere. Doch war in all' den Zimmern und Gängen keine Menschenseele zu sehen. Daß aber hier noch vor wenigen Stunden Leute gewesen waren, sah man an den goldenen und silbernen Geschirren, die hie und da unordentlich auf den Tischen umherstanden, sowie an den Kronleuchtern, die mit halb herabgebrannten Lichtern besteckt waren.

Es war gerade, als seien in diesen Gemächern große Feste und Gastmähler gefeiert worden, und auch Musik hatte nicht gefehlt, denn in einem der größten Säle standen auf dem Orchester noch die verschiedenartigsten Instrumente. Die Zwerge gingen durch diese geschmückten Hallen stumm und traurig, und Philipp folgte ihnen mit größter Verwunderung. Jetzt hatten sie die Säle hinter sich und befanden sich vor einer Menge vielfach verschlungener Gänge, wo sich die sechs Hurlemänner die Hand reichten und jeder in einen besondern Gang hineintrat. Der Eine winkte Philipp, ihm zu folgen, und Beide traten in einen gewölbten Corridor, von dessen Ende ihnen eine sanfte leise Musik entgegentönte. Es war wie einzelne Klänge, die der Wind den Saiten entlockte: es war wie die Klage von Aeolsharfen. In diesem Corridor befand sich Thür an Thür und fast am Ende desselben öffnete der Zwerg ein Pförtchen, hieß den Schneider hineintreten und schloß hinter ihm zu.

Philipp, dem von all' dem Wunderbaren, das ihm heute vorgekommen, der Kopf wie verwirrt war, wagte anfänglich nicht, sich umzusehen, aus Furcht, etwas Neuem, Unheimlichem zu begegnen; doch dem war nicht so. Als er endlich sein kleines Zimmer untersuchte, fand er, daß es freilich nur in Stein gehauen, aber weit zierlicher und geschmackvoller eingerichtet war, als seine Schlafstube bei Meister Caspar. Nur kam ihm die Bettlade sonderbar vor, die aus einer großen versteinerten Muschel bestand. Doch da Kissen und Decke in denselben überaus weich und fein waren, so zog er sich in Gottes Namen aus und legte sich hinein.

Anfänglich drückte ihn der Gedanke an Rosa schwer und wie er ihr so nahe und doch so fern sei; doch ließ die Musik, die immerfort in den Gängen ertönte, keinen trüben Gedanken aufkommen, vielmehr

verwandelten sich alle schweren Träume und Seufzer in lustige fröhliche Gesichter, die ihn umtanzten, und so entschlief er.

Wie lange er so mochte geschlafen haben, wußte er nicht; wie ihm däuchte, nach mehreren Stunden, fühlte er sich am Aermel gezupft; sein Führer von gestern Abend stand vor ihm und ermahnte ihn aufzustehen und ihm zu folgen. Der arme Schneider, dem jetzt wieder seine ganze Verwandlung und Alles, was ihm passirt, schwer auf's Herz fiel, stand seufzend auf und folgte dem Zwerg in den Gang hinaus, wo man jetzt die sanften Klänge nicht mehr hörte, wohl aber eine andere rauschende lustige Musik, die von den prächtigen Sälen herzukommen schien, durch welche sie gestern gewandelt. Am Ende des Corridors traten die fünf andern Hurlemänner wieder zu ihnen und Alle gingen schweigend durch seitwärts gelegene, glänzend erleuchtete Hallen fort. Die sechs Zwerge senkten stumm und traurig die Blicke zu Boden, Philipp aber konnte es nicht unterlassen, seine Augen überall herumzuschicken und da sah er denn, wie sich hie und da ein Thürlein öffnete und ein Zwerg oder eine Zwergin heraustrat, auf das Prächtigste angethan mit schönen gestickten Kleidern, die aber alle beim Anblick der traurigen Gesellschaft schnell wieder verschwanden. Jetzt kamen sie von einer andern Seite her wieder in die große Halle mit den krystallnen weißen und rothen Pfeilern; der Eine stieß wieder in's Horn, die Wendeltreppe drehte sich und wie sie langsam auf ihr hinabstiegen, wurde die rauschende Musik und der laute Jubel in der Zwergenburg immer schwächer und schwächer und hörte endlich ganz auf, als sie wieder in den Wald hinaustraten unter die Tannenbäume.

Da war es wieder Nacht wie gestern; nur wollte es Philipp bedünken, daß es heute weit kälter sei. Doch machten die Zwerge gleich ein Feuer an, bei dessen hellem Schein sich der Schneider seine Finger erwärmen konnte. Auch sah er jetzt, daß der Zwerg, der ihn aus dem Bette geholt, seinen Ranzen über die Schulter gehängt hatte, den er jetzt neben ihn hinlegte. Die Gesellschaft setzte sich um das Feuer und war stumm wie gestern. Auch Philipp, der an die glühende Nadel und die Ohrfeige dachte, wagte es nicht den Mund zu öffnen. Doch bald ergriff ihn die Langeweile und

er öffnete seinen Ranzen, nahm Nadel und Zwirn heraus und machte den Zwergen durch Mienen verständlich, ob vielleicht noch einer von ihnen geflickt sein wolle, worauf fünf von ihnen freudig in die Höhe sprangen und sich zu ihm drängten. Er faßte einen am Aermel, untersuchte ihm die Jacke, wo er dann fand, daß dieser eben einen solchen Riß an der Seite hatte, wie der gestrige auf dem Rücken. Er brachte den kleinen Kerl also in die gehörige Lage, und nähte unverdrossen darauf los. Doch da er heute ebenso kleine Hände hatte, wie die Zwerge, so ging es mit der Arbeit langsamer als gestern, und wenn er sich auch wohl in Acht nahm, damit das Zugenähte nicht wieder aufspränge, so wurde er doch erst fertig, nachdem sich der Himmel im Osten röthete und die Sonne langsam aufzusteigen begann.

Nachdem der Zwerg, der heute geflickt worden war, eine Zeit lang ebenso lustig im Grase herum gesprungen, wie der gestrige, zog auch er einen Goldgulden aus der Tasche und gab ihn dem Schneider. Jetzt gingen sie wie gestern zur Zwergenburg zurück, stiegen die Wendeltreppe hinauf, kamen durch die wieder leer gewordenen Säle, und Philipp legte sich in seine Muschel und schlief bei dem Klange der Harfentöne wieder ein.

Ebenso erging es dem Schneider in der dritten, vierten und fünften Nacht. Er nahm jedesmal draußen im Wald einen der Hurlemänner vor und nähte ihm Haut, Unterfutter und Rock auf das Sorgfältigste zusammen, erhielt dafür seinen Goldgulden und fügte sich, da es einmal nicht anders war, in das traurige Schicksal, im wahren Sinne des Wortes Leibschneider der Zwerge zu sein und nicht mehr zu den Seinen zurückkehren zu können. Nur kam es ihm bei diesen nächtlichen Besuchen des Tannenwaldes sonderbar vor, daß dieses Jahr der Winter so rasch eintrat; denn schon in der dritten Nacht war es so empfindlich kalt, daß ihm ohne das Feuer der Zwerge die Finger erfroren sein würden, und doch war es erst Ende des Monats August gewesen, als er Aachen verlassen. In der vierten Nacht traute er kaum seinen Augen, als er sah, daß die Zweige der Tannenbäume dicht mit Schnee bedeckt waren und vom eiskalten Winde bewegt traurig seufzten; ebenso in der fünften Nacht und in

der sechsten, wo er den letzten Zwerg vornahm, um ihn ebenfalls wie die Andern auszubessern.

Er nähte heute eifriger, um sich in der kalten Luft warm zu machen, und war schon fertig, als Mitternacht kaum vorüber sein mochte. Dann entließ er den Zwerg mit einem gelinden Klaps wie auch die übrigen, und sah zu seinem großen Erstaunen, wie sie alle sechs aufstanden, sich bei dem Händen nahmen und mit lustigen Geberden wild um ihn herumtanzten. Nachdem es einige Sekunden gedauert hatte, standen die Hurlemänner still, und der, den er zuerst zusammengenäht hatte, trat auf ihn zu, öffnete den Mund und sprach zum ersten Mal zu ihm folgende Worte: „nimm für das, was du an uns gethan hast, unsern herzlichsten innigsten Dank und erfahre, welchen ungeheuren Dienst du uns geleistet. Du hast unsere Burg gesehen und an der glänzenden Einrichtung derselben, sowie an den prächtigen Sälen, die bei unserer Rückkehr eben erst das lustige Zwergenvolk verlassen, daß wir ein angenehmes und behagliches Leben führen. In der Zeit, die ihr Menschen Tag nennt, und wo der große Stern, die Sonne, euch mit seinem unausstehlichen Licht fast blendet, schlafen wir und erst wenn die Nacht heraufsteigt, wird es in unsern Burgen lebendig und wir erfreuen uns bei Spiel und Tanz der vergnügtesten Stunden. Wisse, daß wir Zwerge ein noch viel reizbareres Temperament haben, als ihr Menschen. Und so geschah es denn in einer Nacht, daß wir sechs in der Burg eines fremden Zwergenkönigs durch Tanz und Spiel aufgeregt, eines unserer Hauptgesetze, dasjenige nämlich, zur rechten Zeit zu schweigen, ganz vergaßen, und dadurch mit den andern Zwergen zuerst in Wortwechsel, dann aber in blutige Händel geriethen. Du hast gesehen, welche Wunden wir davon trugen und nur dem Vorzug eines tausendjährigen Lebens hatten wir es zu danken, daß wir an unsern Wunden nicht starben. Auch sprach bei unserer Rückkehr unser König eine schwere Strafe über uns aus, welche dahin lautete, daß wir so lange von den Festen der lustigen Burg entfernt bleiben und die Stunden, in denen sich die andern Bewohner der Zwergenburg mit Spiel und Tanz unterhielten, im dunkeln Walde zubringen sollten, bis sich ein Mensch fände, der unaufgefordert von uns und ohne dabei ein

